

E 4271 F

WIR
LERNEN
SICH
DIE
WELT
ZU
VERSTEHEN

Schwäbische Heimat

Oktober-Dezember DM 9.00



Za 692

1990/4

Fingerhut-Museum
in Creglingen

Füllmenbacher Hofberg:
Weinbau und Naturschutz

Riedlingen: Im Barock
ein Zentrum für Künstler

Anna Haag:
Politikerin und Pazifistin

Schwäbische Heimat

41. Jahrgang
Heft 4
Oktober–Dezember 1990

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC Druck Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Inhalt

BERND ROLING Zur Sache: Streit um die Giftmüllpolitik	285
HEINZ BARDUA Das Wappen des Landkreises Schwäbisch Hall	286
HANS GEORG FRANK Auf dem Ailringer Friedhof sind alle Toten gleich	287
REINHARD WOLF Der Füllmenbacher Hofberg – Modell für ein Miteinander von Weinbau und Naturschutz?	290
HANS LEOPOLD ZOLLNER Gottlieb Braun: Ein schwäbischer Schulmeistersohn gründet badisches Verlagshaus	303
HORST HILGER Der Zentralkatalog Baden-Württemberg ist der größte deutsche Katalog	307
MANFRED BULLING Kalkofen-Museum Untermarchtal – Ein Beitrag des Schwäbischen Heimatbundes	309
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes Nr. 16: Das Fingerhut-Museum in Creglingen	315
OSWALD SCHOCH Von einem «Salpeterhaus» in Enzklösterle	321
WINFRIED AßFALG Riedlingen: ein Zentrum für Künstler, aber kein Kunstzentrum in der Barockzeit (Teil 1)	332
CHRISTA GALLASCH Anna Haag: Schriftstellerin, Frauenrechtlerin, Politikerin und Pazifistin	342
Buchbesprechungen	353
Reisen 1991	361
Anschriften der Autoren und Bildnachweise sh aktuell	365 366

Was viele Skeptiker von Anfang an befürchtet haben, ist am 19. Oktober dieses Jahres eingetreten: Der interfraktionelle Arbeitskreis Sondermüll hat sich nicht auf einen Standortvorschlag für eine Sondermüllverbrennungsanlage in Nordwürttemberg einigen können. Und das, obwohl sich die CDU vorher stark bewegt und von Umweltminister Erwin Vetter abgesetzt hatte! Zuerst verkündete die Mehrheitsfraktion, auch sie halte eine Halbierung des verbrennbaren Giftmülls bis zum Jahr 2000 für machbar. Und dann war der CDU-Abgeordnete Winfried Scheuermann in der entscheidenden Sitzung des interfraktionellen Arbeitskreises Sondermüll auch noch bereit, den Standortvorschlag Kehl für den ersten Giftmüllofen in Baden-Württemberg, an dem Umweltminister Vetter so zäh festhält, in Frage zu stellen. Sein Vorschlag: In Kehl läuft die Planung vorläufig weiter, aber wenn die Planfeststellung abgeschlossen ist, wird noch einmal überprüft, ob man nicht auf den umstrittenen Standort gegenüber von Straßburg verzichten und Ärger mit den französischen Nachbarn vermeiden kann.

Doch die Opposition wollte mehr. Sie verlangte am 19. Oktober den endgültigen Verzicht auf den Standortvorschlag Kehl. Mit Recht hob sie hervor, es mache wenig Sinn, einerseits der Halbierung des Giftmülls das Wort zu reden, aber andererseits an zwei Verbrennungsanlagen in Baden-Württemberg festzuhalten. In diesem Punkt sah sich denn auch der CDU-Abgeordnete Scheuermann zu einer etwas seltsamen Argumentation gezwungen. Er schrieb am 16. Oktober in einem Diskussionspapier: *Um eine gerechte Lastenverteilung im Land zu erreichen und*

um die Transportwege geringer zu halten, sind zwei Standorte für Sondermüllverbrennungsanlagen notwendig.

Da spürt man deutlich, daß die CDU ihren Umweltminister Vetter nicht allein im Regen stehen lassen will, denn der hält nun mal, wie gesagt, zäh am Standortvorschlag Kehl fest, und das führte letztlich dazu, daß die interfraktionelle Arbeitsgruppe Sondermüll sich eine «Denkpause» verordnet hat. Wahrscheinlich wird die beispielhafte und parteiübergreifende Arbeit in diesem Gremium nicht mehr fortgesetzt, so daß Umweltminister Vetter allein mit der Standortsuche fertig werden muß. Dabei kann er sich freilich auf beachtliche Zwischenergebnisse stützen, denn der Arbeitskreis Sondermüll hat sich einmütig auf zwei Standortvorschläge im Mittleren Neckarraum festgelegt: auf Böblingen-Dagersheim und auf Sindelfingen-Ost. Beide liegen vor der Haustür des größten baden-württembergischen Sondermüllproduzenten Mercedes-Benz.

Umweltminister Vetter wird auch kaum umhin können, die geplante Sondermüllabgabe zu verschärfen. Sein bisheriger Vorschlag geht dahin, pro Tonne 50 bis 150 Mark zu kassieren, je nach der Giftigkeit des Abfalls. Doch im interfraktionellen Arbeitskreis Sondermüll sprachen sich die Vertreter aller Parteien dafür aus, diese Belastung zu dynamisieren. Zum einen sollte die Sondermüllabgabe mit der Zeit immer stärker ansteigen, und zum anderen sollten die Unternehmen, die besonders viel Giftmüll abliefern, progressiv zur Kasse gebeten werden. Die Opposition will die geplanten Einnahmen von rund 30 Millionen Mark pro Jahr auf diese Weise verzehnfachen, die CDU legt sich nicht so konkret fest.

Aber schon bald wird auch sie Farbe bekennen müssen, denn das Gesetz über die Einführung einer Sondermüllabgabe in Baden-Württemberg soll noch in diesem Jahr im Landtag beraten werden. Ob es dann wirklich bereits am 1. Januar 1991 in Kraft tritt, wie Umweltminister Erwin Vetter plant, bleibt vorerst abzuwarten. Bisher freilich hat er im Kampf gegen die immer noch steigenden Giftmüllberge in Baden-Württemberg die selbst gesetzten Zeitvorgaben selten einhalten können.

Das Titelbild zeigt einen Rotrückigen Würger oder Neuntöter, einen selten gewordenen Vogel in unseren Breiten. Er braucht solche Refugien, wie der Füllmenbacher Hofberg im Stromberg eines ist. Dort stoßen Naturschutz und die Ansprüche des modernen Weinbaus aufeinander. Ein Konflikt ohne Ausweg? Näheres auf den Seiten 290ff.

Das Wappen des Landkreises Schwäbisch Hall *Heinz Bardua*

Der neue Landkreis Schwäbisch Hall wurde 1973 aus den nur geringfügig beschnittenen ehemaligen Kreisen Schwäbisch Hall und Crailsheim sowie aus einem kleineren Teil des früheren Kreises Backnang gebildet. Von den alten Kreisen hat Schwäbisch Hall seit 1928 in goldenem Schild auf rotem Dreieck einen säenden Landmann in fränkischer Tracht geführt, Crailsheim dagegen seit 1952 den hohenloheschen schwarzen Leoparden in silbernem Schildhaupt, darunter in gespaltenem Schild vorne in Gold einen gestürzten schwarzen Crailsheimer Kesselhaken (Kräuel) und hinten den von Silber und Schwarz gevierten Zollernschild. Eine Beschreibung des schon unter dem Rems-Murr-Kreis abgehandelten Wappens des früheren Kreises Backnang erübrigt sich hier, zumal da nur zwei Bestandteile des ehemaligen Crailsheimer Kreiswappens – nämlich Kesselhaken und Zollernschild – in das Wappen des neuen Landkreises Schwäbisch Hall gelangt sind.

Schon im Vorfeld der Bildung des letzteren setzte sich der vom Kreistag beauftragte Schwäbisch Haller Stadtarchivar wegen der Wappengestaltung mit der beratenden Archivdirektion Stuttgart in Verbindung. In den von ihm vorgelegten Entwürfen war bereits die für Schwäbisch Hall stehende Heller Münze – hier noch bei Darstellung ihrer Rechthandseite – mit den schräg gekreuzten Wappenfiguren von Crailsheim und Gaildorf, dem Kessel- und dem Flößerhaken, sowie anderen Symbolen verbunden gewesen. Statt des hohenloheschen Leoparden brachte die Archivdirektion Stuttgart den Zollernschild der ehemaligen Markgrafen von Ansbach in die Diskussion ein. Andere Vorschläge enthielten den «Fränkischen Rechen». Aus einer großen Zahl von Varianten wählte der Kreistag schließlich im November 1973 den Entwurf eines ihm angehörigen Grafikers aus, der nach geringfügiger Modifizierung das jetzige Wappen ergab.

Da die zollerischen Markgrafen von Ansbach einen großen Teil des früheren Kreises Crailsheim besaßen, repräsentiert der von Silber und Schwarz gevierte Schildfuß, zusammen mit dem Crailsheimer



Heraldische Beschreibung: *In Silber (Weiß), schräg gekreuzt aus dem von Silber (Weiß) und Schwarz gevierten Schildfuß emporkommend ein schwarzer Kesselhaken (Kräuel) und ein schwarzer Flößerhaken, dazwischen oben eine rote Scheibe, darin ein silbernes (weißes) Kreuz (Heller Münze).*

Kesselhaken, diesen Gebietsanteil. Der Flößerhaken der alten limpurgischen Residenzstadt Gaildorf vertritt im Landkreiswappen vor allem die vom vormaligen Kreis Backnang angefallenen Teile, während der Heller hier für den alten Kreis Schwäbisch Hall steht. Darüber hinaus können die im Landkreiswappen in Rot-Silber übersetzten hohenloheschen Hausfarben Rot-Weiß auf die ehemals zu Hohenlohe gehörigen Gebiete in den früheren Kreisen Crailsheim und Schwäbisch Hall bezogen werden. Am 25. April 1974 hat das Innenministerium Baden-Württemberg dem Landkreis Schwäbisch Hall das Recht zur Führung dieses Wappens verliehen.

Auf dem Ailringer Friedhof sind alle Toten gleich

Hans Georg Frank

Religiösen Sinn und Ordnungsliebe bescheinigte der Oberamtsbeschreiber von 1883 den Einwohnern des Dorfes Ailringen. Im Jagsttal scheint sich an dieser Art der Disziplin nichts geändert zu haben. Einem ungeschriebenen Gesetz verdankt der 444-Seelen-Weiler, ein Ortsteil der Gemeinde Mulfingen, eine Seltenheit im Südwesten: Auf dem Friedhof sind nur Holzkreuze erlaubt – weißlackierte für ledig Verstorbene, braune für verheiratete Ailringer.

Seit Menschengedenken bestehe dieser Brauch, wird im Dorf erklärt, der für Pfarrer Ivo Dzambic *etwas Einzigartiges* darstellt. Die strenge Friedhofsregel soll weiterhin, wenn's denn geht, auch für alle Zeiten gelten. Deshalb haben Ailringer Ortschaftsräte und Mulfinger Gemeinderäte die Sitte der Einheitlichkeit in der Satzung für den Gottesacker verankert. Im Absatz 3 von Paragraph 13 der Friedhofsordnung ist festgehalten: *Im Friedhof dürfen zur Beibehaltung des denkmalgeschützten Charakters der Anlage nur Holzkreuze als Grabmal an den Gräbern errichtet werden.* Und damit keinerlei Zweifel möglich sind, wurde noch hinzugefügt: *Die Holzkreuze sind gestal-*

terisch in der vorgegebenen traditionellen Form zu halten. Die Mehrheit der Ailringer, die an dieser Überlieferung unbedingt festhalten will, möchte etwaigen Abweichlern zuvorkommen. *Auf dem Rechtsweg soll nichts erzwungen werden,* heißt die Maxime von Ortsvorsteher Hugo Dörr. Er hat an der Formulierung mitgewirkt, *denn ohne Satzung traue ich der Sache nicht mehr.*

Tatsächlich gibt es durchaus Grund zu der Befürchtung, daß die jahrhundertealte Uniformität eines Tages gestört werden könnte: In einer Ecke, gleich neben dem Eingang, haben Eltern für ihre verstorbenen Kinder vergleichsweise pompöse Grabmale aufstellen lassen. Gewiß, es handelt sich auch um Holzkreuze, doch unterscheiden sie sich sowohl in Form als auch in bildlicher Gestaltung sehr stark von den anderen Hinweisen auf eine letzte Ruhestätte. *Die gefallen uns nicht,* gibt der Ortsvorsteher unumwunden zu, *diese Kreuze passen nicht in den Friedhof.* Eine Ansicht, die von den meisten Ailringer Christen vertreten wird. Freilich: Viel diskutiert wird darüber im Dorf nicht. Solches Abrücken vom Ail-



Blick in die Werkstatt von Küfermeister und Schreiner Johann Schmitt: Hier entstehen die Eichenkreuze für den Ailringer Friedhof.



Auf dem Ailringer Friedhof herrscht wenigstens nach dem Tod Gleichheit: Jeder bekommt nach Tradition und Satzung ein zwei Meter hohes Holzkreuz, braun für Verheiratete, weiß lackiert für ledig Verstorbene.

ringer Stil wird mit der tiefen Trauer der Eltern entschuldigt. *Sie wollten halt etwas Besonderes für ihre geliebten Kinder, hält ihnen Hugo Dörr zugute.*

Wen man auch fragt, in Ailringen herrscht Einigkeit: Holzkreuze, nichts anderes. Widerstand gegen diese Norm sei nicht zu erwarten, glaubt der Ortsvorsteher, *sonst müßte man ihm halt begegnen.* Einheitlich fallen auch die Antworten nach dem Vorteil dieser nüchternen Gestaltung aus. *Da sieht man den Reichtum nicht, betont der Kirchengemeinderat Franz Ehrler, so ist jeder Tote gleich.*



Ein eifriger Hüter dieser Gleichheit ist Johann Schmitt. Der 63jährige Küfermeister und Schreiner fertigt seit fast einem Vierteljahrhundert die Eichenkreuze. Viel Aufhebens mag er darum nicht machen: *Das ist eine primitive Sache, bemerkt er bescheiden, das können hundert andere auch.* Diese Arbeit scheint eine Ehrensache zu sein, verdienen will Johann Schmitt damit nichts. Zum Selbstkostenpreis gibt er diese Symbole der besonderen Ailringer Zusammengehörigkeit ab. Zwei Meter hoch, 75 Zentimeter breit, gefertigt aus edler Eiche – *anderes Holz hält keine 25 Jahre der Witterung stand.* Johann Schmitt sucht den Eichenbaum selber im Wald aus. Zehn Jahre reicht ihm ein Stamm, meist stellt er im voraus einen ganzen Jahresvorrat an Kreuzen her, eins wie das andere, sauber geplattet.

Für die Farbe fühlt sich der Küfer nicht zuständig. Das ist die Aufgabe von Gipser Frank. Er ist es auch, der sich um die steinernen Grabeinfassungen kümmert.

Diese Arbeitsteilung rund um die ehrwürdige Wehrkirche Sankt Martinus sieht eine Branche mit großem Unbehagen: Die Steinmetze haben sich offenbar schon mehrfach über diese Sitte beschwert. Des öfteren, wird eher beiläufig angedeutet, hätten sie *massiv angefragt, ob in Ailringen immer noch keine echten Grabsteine aufgestellt werden.*

Die Bildhauer können sich auch in Zukunft keine Hoffnung auf ein Geschäft mit den traditionsverbundenen Hohenlohern von Ailringen machen. Selbst die Seelsorger, die einst ein Grabmal aus Marmor oder aus Sandstein erhalten haben, müssen sich heute posthum den peniblen Regeln unterordnen. *Die kriegen alle ein Holzkreuz, verspricht Hugo Dörr.*

Ein solcher Brauch, weiß Günter Klein, Beauftragter für Bau- und Kunstdenkmalpflege im Hohenlohekreis, sei erstens uralte und zweitens früher in katholischen Gebieten häufig gepflegt worden. *Aber in solcher Reinheit wie in Ailringen ist er nirgendwo mehr anzutreffen.* Diese Besonderheit hat das Dorf schon ziemlich bekannt gemacht: *Es kommen viele Besucher, die unseren Friedhof bewundern, sagt der Ortsvorsteher erfreut.*

Sie besichtigen auch die mächtige Kirche, die das kleine Dorf weithin sichtbar überragt. 741 war an dieser Stelle bereits ein Gotteshaus erbaut worden. Die dicken Mauern boten den Ailringern Schutz gegen allerlei Angreifer. 1492 entstand ein gotischer Neubau, der schließlich der Kirche in der heutigen Form weichen mußte. 1621 wurde die Wehrkirche in jenem spätgotischen Stil errichtet, der nach dem Würzburger Bischof Julius Echter benannt wurde. Sie steht unter Denkmalschutz, ebenso wie die Friedhofsmauer mit den auffälligen Türmen, den sogenannten Gaden. Hier wurden für Gefahrenzeiten Vorräte eingelagert.

Ein Gaden diente zeitweise als Eremitenwohnung für einen Tertiärer des Franziskanerordens. Der letzte Einsiedler, vermerkt die Oberamtsbeschreibung, ist 1804 geflohen – *der Schulden halber.*

Der Füllmenbacher Hofberg – Modell für ein Miteinander von Weinbau und Naturschutz?

Reinhard Wolf

Von den wenigen verbliebenen Weinberghängen des Strombergs, die noch in ihrer historisch gewachsenen Struktur bestehen, ist derzeit ein weiterer in Gefahr. Zwar steht eine Rebflurbereinigung «herkömmlicher Art» am Füllmenbacher Hofberg – einer Idylle ersten Ranges im westlichen Stromberg – nicht mehr zur Debatte, doch auch die erarbeiteten Kompromisse zwischen den Interessen der Eigentümer und den Belangen des Naturschutzes sind heftig umstritten. Wieder stellen sich die schon oft diskutierten Fragen: Gibt es ein Miteinander von zeitgemäßem Weinbau und einer artenreichen Tier- und Pflanzenwelt im Weinberg, zumindest ein kleinräumiges Nebeneinander? Oder schließen sich moderner Weinbau und Naturschutzbelange grundsätzlich aus? Bleibt Naturschutz allein Sache amtlicher und privater Naturschützer, die auf teuer erkauften «Ausschußflächen» Tieren und Pflanzen, für die es im modernen Weinberg keinen Platz mehr gibt, ein Refugium zu erhalten versuchen? Am Füllmenbacher Hofberg könnte eine Lösung zustande kommen, die zwar mit Eingriffen in die gewachsenen Strukturen verbunden ist, die aber auf weite Sicht auch einen Großteil der Naturschutzinteressen sichert. Ein Kompromiß zwar, aber einer in neuer Dimension! Die Frage ist, ob alle – Weingärtner, Tiere und Pflanzen – damit leben können. Im folgenden eine naturkundliche Würdigung des Gebietes und die Skizze eines Lösungsansatzes.

Zwischen Diefenbach und Häfnerhaslach:
Rodungsinsel Füllmenbacher Hof

Zaber, Kirbach, Metter und Schmie zerlegen das Keuperbergland des Strom- und Heuchelbergs in einzelne, gegen Osten sich fächerförmig öffnende Höhenrücken. Besieht man etwas näher die Landkarte des westlichen Strombergs, so kommt noch der Streitenbach hinzu, ein kurzer Nebenbach der Metter, der jedoch das Landschaftsbild zwischen Diefenbach, Zaisersweiher, Häfnerhaslach und Gündelbach maßgeblich bestimmt. Schmale Höhenzüge lösten sich infolge der Erosionskraft des Streitenbaches in Einzelberge auf, von denen der Mettenberg, der Endberg und der Gausberg die bekanntesten sind. Aus dem engen Zusammenrücken von Metter und Streitenbach und der daraus resultierenden flächenhaften Materialausräumung ergab sich eine landschaftliche Vielfalt, wie sie im Strom- und Heuchelberg an keiner anderen Stelle vor-

kommt und auch weit darüber hinaus ihresgleichen sucht.

Landschaftlicher Höhepunkt in dem vorhin genannten Orteviereck ist zweifellos die etwa zwei Kilometer lange und an der breitesten Stelle 750 Meter messende Lichtung um den Füllmenbacher Hof inmitten ausgedehnter Laubwälder halbwegs zwischen Diefenbach und Häfnerhaslach. Nach Westen abgeschirmt durch den Mettenberg und im Osten angelehnt an den mittleren Stromberggrücken, liegt das Gehöft in einer Weitung des oberen Streitenbachtals. Auf welchem Weg der Besucher auch dorthin gelangt, immer erblickt er, aus dem Wald kommend, die reizvolle Hoflandschaft. Der Hofberg ist nur ein Teil dieser etwa 60 Hektar großen Rodungsinsel, die als Einheit von Gehöft, Bauerngärten, Obstwiesen, Wiesen, Äckern, von Weinberg und idyllischem Fischweiher am Oberlauf des Streitenbaches anzusehen ist. Der vielzitierte Dreiklang von Wiesen, Wäldern und Weinbergen – ein Wesenszug des Strombergs – zeigt sich hier: Eine weite Wiesen- und Obstwiesenlandschaft und am steilen Südwesthang Weinberge mit viel Brachland, die gegen den Horizont vom Wald auf der Höhe begrenzt werden.

Tiefgreifende Veränderungen der Reblandschaft:
am Stromberg bis auf fünf Prozent flurbereinigt

Die Weinberglandschaft des Strombergs hat – wie auch andernorts – in den vergangenen Jahrzehnten tiefgreifende Wandlungen erfahren. Rebflurbereinigungen griffen so umfassend in die in Jahrhunderten gewachsenen Strukturen ein, daß der frühere Charakter dieser Weinberglandschaft und daß damit die Identität des Strombergs weitgehend verlorengegangen ist. Die *historische Weinberglandschaft*, die Otto Linck mehrfach in Büchern und Heften – auch in dieser Zeitschrift – beschrieben hat, ist nur noch in bescheidenen Resten vorhanden: Knapp fünf Prozent der Rebfläche des Strombergs sind nicht auf die neuen Bewirtschaftungsmethoden umgestellt! Überlegungen, das Werk der Rebflurbereinigung im Stromberg vollends zu Ende zu bringen, gibt es an fast allen noch bestehenden historisch gewachsenen Weinberghängen. Doch es wächst auch der Widerstand. Und dies nicht nur auf Seiten der Spaziergänger, Wanderer und Naturliebhaber, die nicht dort arbeiten müssen, sondern ihrem Vergnügen nachgehen, vielmehr hört man auch unter



Die Rodungsinsel um den Füllmenbacher Hof im Luftbild, Blickrichtung nach Osten. Der Streitenbach fließt von links nach rechts. Im Bildmittelgrund der Hofberg, hinter dem Höhenrücken des Großen Fleckenwaldes das Kirbachtal oberhalb von Häfnerhaslach und im Hintergrund das Zabergäu.

den Wengertern selbst mehr und mehr kritische Stimmen. Ein Spaziergang durch die verbliebenen Reste alter Weinberge führt jedem, der sich mit dem Neben- und Miteinander von Natur und Kultur etwas beschäftigt hat, vor Augen, welche ökologischen und kulturgeschichtlichen Werte diese Flächen besitzen.

Die Rebflurbereinigung am Cleebronner Michaelsberg, dem Ostpfeiler des Strombergs, vor ungefähr fünfzehn Jahren war wohl die aufsehenerregendste und flächenmäßig größte. Sie brachte auch gleichzeitig einen Umschwung im Denken: Waren bis dahin Rebflurbereinigungen in der Regel mit der umfassenden Planierung eines Berghanges und der Anlage eines völlig neuen Erschließungs- und Bewirtschaftungssystems verbunden, so wurden am Michaelsberg auf massiven Druck der Öffentlichkeit sowie nach intensiven Bemühungen der Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart einige Gebiete von der Planie ausgespart. Etwas Vergleichbares hatte es bis dahin nicht gegeben. Seitdem ist bei jeder weiteren Rebumlegung der Interessenkonflikt zwischen moderner Bewirtschaftung und Erhaltung des Landschaftscharakters von Mal zu Mal intensi-

ver diskutiert worden. In den drei Rebverfahren der letzten Jahre im Stromberg und in dessen Nachbarschaft, dem «Hohen Spielberg» bei Sachsenheim-Spielberg, dem «Höllstein» bei Knittlingen-Freudenstein und dem Verfahren «Brunnhälde-Steinberg» bei Sachsenheim-Hohenhaslach, konnte – allerdings nur durch massive Einwirkung der Naturschutzbehörden und teilweise auch mit erheblicher finanzieller Unterstützung – zugunsten des Naturschauspiel und des Landschaftsbildes mehr erreicht werden, als noch vor wenigen Jahren vorstellbar war!

Der Stromberg: eine typische Keuperlandschaft

Wer sich in den geologischen Gegebenheiten Südwestdeutschlands etwas näher auskennt, der erkennt am Stromberg einen charakteristischen Teil der Schichtstufenlandschaft. Über der Muschelkalk-/Lettenkeuper-Landschaft des Kraichgaus und den Randhöhen des mittleren Enztales baut sich das Keuperbergland mit verschiedenen Stufen auf. Über einem ersten Anstieg im Gipskeuper liegt die plateauartige Verebnung des Schilfsandsteins, die



Der Endberg bei Schützingen mit dem Naturschutzgebiet «Schützingener Spiegel»; vor zwölf Jahren ein vielgerühmter Kompromiß zwischen Naturschutz und Weinbauinteressen: Ein Stück Terrassenlandschaft wurde aus der Planie der Flurbereinigung ausgeklammert. Aber ist dies eine zukunftsorientierte Lösung – ein «Lendenschurz» inmitten des Rebhanges, gepflegt von einer Landschaftspflegefirma und Zivildienstleistenden bei der Naturschutzverwaltung?

meist mit scharf ausgeprägter Hangkante abfällt. Dieses Plateau ist allerdings nur schmal und geht, da die Schichten nach Osten hin einfallen, mit fließenden Übergängen in die höheren Stockwerke des Keupers über. Die Umgebung des Füllmenbacher Hofes (305 Meter über NN) spiegelt diesen Landschaftsaufbau wider: Über den geologisch jungen Ablagerungen in der Aue des Streitenbaches finden sich die grünen und braunroten Schichten der Bunten Mergel, die den Steilhang des Hofberges einnehmen. In den höheren Lagen, vor allem im Bereich des Bergsporns (380 Meter über NN), treten harte, kalkhaltige Steinmergelbänke zutage, die dicht unter der Oberfläche liegen und kaum eine Bodenkrume zulassen. Sandige Böden ganz oben entlang des Waldrandes zeigen, daß dieser ungefähr mit der Grenze der Bunten Mergel zum Stubensandstein zusammenfällt. Eine landwirtschaftliche Nutzung ist hier oben seit jeher unrentabel, weswegen diese Höhen der Wald einnimmt.

Maulbronner Mönche legten den Weinberg an

Urkundlich wird das Gehöft erstmals 1152 im Zu-

sammenhang mit seinem Übergang vom Bistum Speyer an das Kloster Maulbronn genannt. Man kann wohl davon ausgehen, daß die Laienbrüder des Klosters den Weinberg angelegt haben; zumindest ist schriftlich festgehalten, daß sie die Terrassierung anderer Lagen zum Zwecke des Weinanbaus um diese Zeit vorgenommen haben. In der näheren Umgebung, vor allem im Wald, weisen bis heute zahlreiche Grenzsteine mit dem Abtstab auf die früheren Rechte des Klosters hin. Der Füllmenbacher Hof ist einer der vielen Belege dafür, daß die Zisterzienser bei ihrer kolonisatorischen Arbeit die Kulturlandschaft im Stromberggebiet maßgeblich beeinflusst haben. Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, wie lange das Kloster Maulbronn den Wirtschaftshof betreut hat. Vermutlich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging das zweigeteilte Hofgut in Privathand über. Heute finden sich hier zwei Wohngebäude mit Stallungen und Nebengebäuden. Bachaufwärts liegen noch vier Holzgebäude. Es handelt sich hierbei um eine ehemalige Waldarbeitersiedlung, die 1949 gegründet und 1968 aufgegeben wurde und seither von Vereinen zur Jugendarbeit genutzt wird.

Weinberge sind am Hofberg zur Zeit nur noch auf etwa 18 Prozent des insgesamt zehn Hektar großen Hanges in Nutzung. Wiesen, teils jährlich, teils unregelmäßig gemäht, finden sich auf knapp 10 Prozent der Fläche. Den übrigen, weitaus größeren Teil nehmen floristisch und faunistisch interessante Ödlandflächen unterschiedlicher Verwachsungsstadien ein, die in Teilen jener *Steppenheide* gleichzusetzen sind, wie sie von Robert Gradmann um 1900 erstmals beschrieben und von Otto Linck als charakteristische Pflanzengesellschaft der Weinberg- und Waldsäume des Strombergs genannt wird. Allerdings können die Halbtrockenrasen und Strauchgesellschaften nur als Zwischenstadien eines Verwachsungsprozesses hin zur natürlichen Waldgesellschaft gesehen werden und keine stabile Gesellschaft bilden. Aber immerhin bestehen im Vergleich zur *echten Steppenheideflora* von Felsköpfen usw. ähnliche, wenngleich abgeschwächte Voraussetzungen hinsichtlich Boden und Klima, wodurch die Entwicklung einer artenreichen, wärmeliebenden Vegetation ermöglicht wird.

Kleingliedriges Mosaik der Nutzungen und der Vegetation

Das auffälligste Merkmal der Pflanzenwelt am Hofberg, die sich dem Besucher bereits Ende Mai und dann vor allem im Spätsommer besonders schön zeigt, ist die große Artenvielfalt, zu der neben den natürlichen Voraussetzungen – Boden, Klima, Sonneneinstrahlung – auch wesentlich die frühere Nutzungsart der einzelnen Grundstücke und der unterschiedliche Zeitpunkt der Auflassung des Weinbaus beigetragen haben. Ein kleinerer Teil der Grundstücke ist nach Aufgabe des Weinbaus ohne Folgenutzung sofort in Gebüsch übergegangen; es sind dies diejenigen Flächen, in denen heute noch Weinreben an Schlehen, Feldahorn usw. hochranken und wo man bei genauem Hinsehen noch alte Pfähle und Drahtrollen findet. Die meisten Grundstücke allerdings wurden nach der Aufgabe des Weinbaus unterschiedlich lang als Wiese genutzt. Wo auf Dünger verzichtet und nur einmal im Jahr gemäht wurde, um Gebüschaufwuchs zu unterbinden, konnten im Lauf von Jahren die verschiedensten Pflanzen von der Saumzone zwischen Wald



Kunstvoll aufgesetzte Trockenmauer am Weinbergweg des Hofbergs. Die unterste Steinlage liegt etwa einen halben Meter über dem Wegniveau, Zeichen dafür, daß der Weg laufend abgeschwemmt und tiefer gelegt wurde.

und Weinberg in die Wiesen einwandern und ein überaus reichhaltiges Vegetationsmosaik ausbilden. Offensichtlich sind dies jedoch keine Pflanzengesellschaften auf Dauer, denn zum einen setzen sich einzelne Pflanzenarten, z. B. Fiederzwencke (*Brachypodium pinnatum*), und Dürrwurz-Alant (*Inula conyza*), auf Kosten anderer mehr und mehr durch, zum anderen werden die Eigentümer hin und wieder mit dem randlich eindringenden Schlehenaufwuchs – vor allem, wenn ein Jahr mit dem Mähen ausgesetzt worden ist – nicht Herr und geben den Hecken Jahr um Jahr mehr Raum, so daß schließlich innerhalb absehbarer Zeit die ganze Fläche mehr oder weniger stark verbuscht ist. Sowohl Flächen am trockeneren Oberhang als auch in unteren Lagen auf ehemaligen Weinbergen, auf Obstwiesen und auf Gründland sind in Verwachsung übergegangen. So konnte sich ein insgesamt harmonisches, jedoch kleinräumig überaus stark differenziertes Vegetationsmosaik von der offenen Wiese über das lichte, junge Gebüsch bis hin zum überalterten, bereits in sich zusammenbrechenden Feldgehölz entwickeln. Hinzu kommen spezielle Pflanzengemeinschaften an den steilen Böschungen entlang des Weges und an den noch vorhandenen wenigen alten Weinbergmauern.

Die Weinberge des Hofbergs sind samt und sonders auf moderne Bewirtschaftung umgestellt, d. h. in Falllinie angelegte Rebzeilen an Drahtanlagen, die zur Bodenbearbeitung und zur Behandlung von Rebkrankheiten mit schmalen Traktoren durchfahren werden. Die intensive Bewirtschaftung – stellenweise auch der Einsatz von Herbiziden – ist der Hauptgrund dafür, daß in den Weinbergen außer Rebstöcken nahezu keine weiteren Pflanzen Platz finden. In den althergebrachten Weinbergen, die es am Hofberg bis vor zehn Jahren noch gab, war dies anders: Hier hatte eine Vielzahl von Pflanzen, wenngleich meist nur randlich, an Mauern und Wegen und zwischen den Zeilen, ein Daseinsrecht.

Ein Blick ins Detail:

Die verschiedenen Pflanzengesellschaften

Neben brachgefallenen, verbuschenden Weinbergen mit unterschiedlich hohem und dichtem Gehölzwuchs fallen vor allem die besonders artenreichen Halbtrockenrasen im Umkreis des Bergsporns in Süd- bis Südwestlage auf: Eine bunte Vielfalt von Blütenpflanzen prägt vom frühen Frühjahr bis weit in den Herbst hinein diese Bereiche bei trockensten Bodenverhältnissen. Als kennzeichnende Arten und Besonderheiten neben der Charakterpflanze, der Aufrechten Trespe (*Bromus erectus*) sollen unter den rund 90 höheren Pflanzenarten



Der Füllmenbacher Hofberg ist auch ein Standort einheimischer Orchideen. Hier blüht gerade ein Purpurknabenkraut (*Orchis purpurea*) kraftvoll und lilafarben auf.

genannt sein: Johanniskraut (*Hypericum perforatum*), Bienenragwurz (*Ophrys apifera*), Kreuzblümchen (*Polygala commosa*), der Mittlere Klee (*Trifolium medium*), Färberginster (*Genista tinctoria*), Weidenblättriger Alant (*Inula salicina*), Hirschwurz-Haarstrang (*Peucedanum cervaria*), Hauhechel (*Ononis repens*), Schmalblättrige Wicke (*Vicia angustifolia*) sowie das Rauhe Veilchen (*Viola hirta*). Im Frühherbst kommen die Kalkaster (*Aster amellus*), die Golddistel (*Carlina vulgaris*), der Wilde Dost (*Origanum vulgare*) und die Braunnelle (*Prunella vulgaris*) neben manch anderer Charakterart hinzu.

Kleinräumig – Unterschiede von Meter zu Meter sind nicht selten – gehen die Halbtrockenrasen in andere Vegetationsformen über. Von dem Gehölz direkt in Kuppenlage sowie von dem unterhalb liegenden Steilabbruch gegen den Hauptweg dringt zwar Schwarzdorn vor, und auch Weißdorn hat bereits Fuß gefaßt, doch geht aufgrund der äußerst kargen Bodenverhältnisse und der extremen Trockenheit in dieser exponierten Lage das Fortschreiten verhältnismäßig langsam vor sich. Die lauerrnde Gefahr ist für den Kenner derartiger Verhältnisse dennoch nicht zu übersehen.

Diese «echten» Halbtrockenrasen liegen nicht nur in exponierter Lage, sondern sind leider auch dem Besucherandrang besonders ausgesetzt. Kaum ein Wanderer oder Spaziergänger in dieser Gegend läßt es sich entgehen, von dem zwar nicht auf besten Wegen, aber dennoch recht leicht zu erreichenden Bergsporn die Aussicht zu genießen. Die seit Jahren hier zu Übungsflügen startenden Drachenflieger und vor allem die Zuschauer, die sich verständlicherweise gerne hier niederlassen und sonnen, tragen überdies dazu bei, daß gerade diese besonders empfindliche und rare Vegetationsform stark gefährdet ist: Teile des Halbtrockenrasens werden, um den Startplatz frei zu halten, mit Rasenmähen kurzgehalten, auffällige Orchideen verlocken ahnungslose Spaziergänger zum Pflücken.

Auf den ersten Blick dem vorgenannten Halbtrockenrasentyp ähnlich, unterscheiden sich die wesentlich größeren Bestände der Fiederzwenckenrasen durch die Dominanz der Fiederzwencke (*Brachypodium pinnatum*), die sich durch exzessive Wurzelaufläufer Platz verschafft hat und so an einem wesentlich artenärmeren Gefüge «Schuld trägt». Doch auch hier – wengleich auch nicht in reinen Fiederzwenckenflächen – finden sich einige durchaus nicht alltägliche Pflanzenarten: Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis*), Wiesenplatterbse (*Lathyrus pratensis*), Wilde Möhre (*Daucus carota*), Echtes Labkraut (*Galium verum*) und das Raukenblättrige Greiskraut (*Senecio erucifolius*) sind hier zu nennen, daneben die schon oben genannten Arten Wilder Dost, Weidenblättriger Alant und Kalkaster.

Pflegemaßnahmen auf diesen Flächen werden unweigerlich zu einem unlösbaren Konflikt führen: Durch anfangs regelmäßige, später unregelmäßige Mahd – einschließlich Abräumen des Materials – kann zwar sowohl die Fiederzwencke unterdrückt als auch der Schlehenaufwuchs verhindert werden. Allerdings muß diese Mahd im Hochsommer, Ende Juni bis Anfang August, erfolgen; zu einer Zeit also, da die Kleintier-, vor allem die Insektenwelt unaus-



Voll aufgeblühtes Purpurknabenkraut (*Orchis purpurea*) im lichten Waldsaum des Hofberges.

weichlich – wie bei jeder Wiesenutzung – Schaden nehmen muß. Ein Pflegekonzept muß versuchen, die Beeinträchtigungen auf ein Mindestmaß zu reduzieren.

Die Wirtschaftswiesen, zur Zeit nahezu samt und sonders nicht gedüngt und nur im Spätsommer einmal gemäht, zeigen eindeutigen Einschlag zum Übergang in die bereits beschriebenen Halbtrockenrasenvarianten. Ein hoher Anteil an Salbei (*Salvia pratensis*) zeichnet mehrere Flurstücke aus und weist deutlich auf die zur schnellen Austrocknung neigenden Untergrundverhältnisse hin. Übergänge zur Verbuschung sind unverkennbar, vor allem dort, wo die Eigentümer mit schwachem Mähwerk



Der Bergsporn des Hofberges: Obstwiesen, magere Wiesen, Trockenrasen in exponierter Lage und Gebüsch unterschiedlichen Alters liegen hier dicht nebeneinander.



Ein Paar des Kleinen Nachtpfauenauges (*Eudia pavonia*). Nährpflanzen des Falters sind Schlehen und Wildrosen. Die Lebensbedingungen des schönen Falters sind nicht genau bekannt; sein äußerst seltenes Vorkommen an trockenheißen Hängen dürfte jedoch darauf hinweisen, daß er auf ganz spezielle Biotope ähnlich dem Füllmenbacher Hofberg angewiesen ist.



An der Steilböschung oberhalb des Weinbergweges am Füllmenbacher Hofberg im Stromberg treten die Bunten Mergel zutage.

arbeiten und aufkommende Gehölze aussparen. Daraus ergeben sich Zwischenstadien der Sukzession mit wenigen, über die Fläche verteilten Sträuchern. Gelegentlich haben sich schon kleinere Gebüschinseln oder Heckenränder auf Böschungen gebildet. An einer Stelle findet sich die Osterluzei (*Aristolochia clematis*). Als Besonderheit der Pflanzenwelt, die allerdings dem Auge nicht viel bietet und dennoch die Bedeutung des Hofberges für die Flora vielleicht mehr unterstreicht als alle Orchideenarten zusammen, ist der Knorpellattich (*Chondrilla juncea*) zu nennen.

Auf drei Seiten wird der Hofberg von einem Eichen-Hainbuchen-Wald gesäumt, der vom Hochwald über den Traufwald in die offenen Halbtrockenrasenbereiche übergeht. Im westseitigen Trauf des Hangwaldes sowie im nördlichen Teil des bergseitigen Waldes weist das reichliche Vorkommen der Elsbeere (*Sorbus torminalis*) auf starke Trockenheit hin. Gegen Südosten zu übernimmt im Waldsaum die Buche (*Fagus sylvatica*) die Herrschaft.

Die Waldsäume zeigen eine reiche Flora. Es ist dies der *Linck'sche Steppenheidesaum*, von dem aus nach dem Brachfallen großer Teile des Hanges die Besiedlung der Wiesen, Halbtrockenrasen und Gebüschzonen mit den vorhin genannten Pflanzenarten ausgegangen ist. Es soll hier nicht die ganze Palette der bereits aufgeführten, für Gebüsch- und Waldsäume typischen Pflanzen wiederholt werden. Wundklee (*Anthyllis vulneraria*), Karthäusernelke (*Dianthus carthusianorum*), Tauben-Skabiose (*Scabiosa columbaria*) und Kriechende Hauhechel (*Ononis repens*) sollen als besonders auffallende Vertreter genügen.

Bei Neubestockung aufgelassener Weinberge ging die Vielfalt der Pflanzenwelt verloren

Die Schilderung der reichhaltigen Flora des Füllmenbacher Hofbergs darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich bei diesem Hang nicht um ein schon immer so sich darbietendes Gebiet, sondern um eine bunte Mischung von Kulturland – Weinbergen und extensiv genutzten Wiesen – und jungem sowie älterem Brachland handelt. Konnte sich im Verlauf vieler Jahrzehnte *auf dem schmalen Streifen zwischen Wald und Nutzland* (Otto Linck) eine einigermaßen stabile Pflanzengemeinschaft entwickeln, so handelt es sich, wie schon ausführlich dargelegt, am Hofberg um keine stabilen Gesellschaften, vielmehr sind fließende Übergänge und Zwischenstadien in der Entwicklung von aufgegebenem Kulturland zum aufkommenden Wald charakteristisch. Im Gegensatz zu den früher typischen

Waldrandstreifen, die zwar kleinflächig immer wieder verändert wurden – Mergelgruben, Zurückdrängen überhängender Bäume usw.–, im großen und ganzen aber doch in ähnlichem Zustand geblieben, sind bei der Größe des Brachlandes am Hofberg stete Veränderungen – wie natürliche Sukzession, Pflegeheide etc. – des Zustandes und damit auch der Pflanzenwelt unausweichlich.

Bei einer Ausweitung des Weinbaus bzw. einer Neubestockung früherer Weinberge könnte die Vielfalt der Pflanzenwelt trotz der Kleingliedrigkeit und Biotopvielfalt des Hofberges nicht erhalten werden, vielmehr müßten Verluste in Kauf genommen werden. Fraglich ist, ob das augenblickliche Pflanzenspektrum durch mechanische Pflegemaßnahmen erhalten und gesichert werden kann. Vielmehr ist zu erwarten, daß sich die Pflanzengesellschaften auf die neue Art der Nutzung einstellen und ändern würden. Daß bei entsprechend behutsamem, differenzierendem Vorgehen durch landschaftspflegerische Maßnahmen eine höchst interessante und artenreiche Pflanzenwelt bestehen bleibt bzw. sich weiterentwickelt, ist an anderen Beispielen nachzuweisen, z. B. an den Naturschutzgebieten «Mettenberg» und «Schützinger Spiegel».

Ein zweiter Blick ins Detail:
Die Tierwelt am Hofberg

So bunt wie das Mosaik der Pflanzengesellschaften, so reich ist die Vielfalt der am Hofberg vorgefundenen Tierarten. Aus einer ganzen Reihe eingehender Untersuchungen sollen nur einige Besonderheiten herausgegriffen werden:

54 verschiedene Vogelarten wurden nachgewiesen; 23 davon sind Brutvögel. Der Hofberg ist ein äußerst attraktiver Lebensraum für Vögel, da eine Vielzahl unterschiedlicher Biotopstrukturen besteht, so daß die von den einzelnen Arten an den jeweiligen Lebensraum gestellten Bedingungen erfüllt werden. Als regelmäßiger Brutvogel kann u. a. der Wendehals (*Inyx torquilla*) beobachtet werden – vermutlich das letzte Brutpaar im westlichen Stromberg und im Raum Maulbronn! Als Höhlenbrüter ist er am Hofberg auf alte Obstbäume und Mauerspalten angewiesen; die extensiv genutzten, von «Ameisenburgen» durchsetzten Wiesen und Ödländereien auf größerer Fläche sind zudem eine Voraussetzung für sein Vorkommen. Eine weitere Besonderheit des Hofberges sind die Vorkommen des Neuntöters (*Lanius collurio*) als Brutvogel und des Raubwürgers (*Lanius excubitor*) als ständigem Wintergast von November bis März. Der Raubwürger nutzt vor



Blick auf den nordwestlichen Hang des Füllmenbacher Hofberges. Das kleingliedrige Mosaik zwischen noch genutzten Weinbergen, mageren Wiesen, jungem und älterem Brachland und dem Waldsaum wird hier besonders deutlich.

allem die alten Obstbäume als Ansitzwarte. Diese akut vom Aussterben bedrohte Art hat am Hofberg einen der letzten Überwinterungsplätze in der weiten Umgebung und wurde in den letzten Jahren regelmäßig gesehen.

Auch für Schmetterlinge ist der Hofberg offenkundig ein äußerst attraktiver Lebensraum. Im Lauf mehrjähriger Beobachtungen konnten insgesamt 316 verschiedene Schmetterlingsarten festgestellt werden. Die Sukzessionsflächen am Hofberg dienen den Schmetterlingen je nach artspezifischen Ansprüchen als Nahrungsbiotop für Falter und/oder Raupen oder auch als Eiablageplatz. Die vielfältigen Lebensräume am Hofberg mit Waldrändern, Hecken, Kräuter-Säumen, Wiesen und Trockenrasen der verschiedensten Ausprägung bieten den unterschiedlichsten Arten optimale Lebensbedingungen.

Nur drei Arten sollen genannt werden und den Wert des Gebietes für die Schmetterlingswelt doku-

mentieren: Die Raupe des Segelfalters (*Iphiclides podalirius* L.) lebt an niedrigen verkrüppelten Schlehenbüschen, wie sie am Hofberg vor allem in den trockeneren Lagen, insbesondere im Bereich des Bergsporns und der Böschungskanten noch reichlich vorhanden sind. Die landesweit stark gefährdete Art dürfte in dieser Gegend kurz vor dem Aussterben sein; nur noch wenige Einzelexemplare wurden in den letzten Jahren beobachtet. Für den Balz-, Paarungs- und Nahrungsflug benötigt die Art größere Trockenrasen und bevorzugt erfahrungsgemäß Bergkuppen und Bergvorsprünge. Diese Verhältnisse sind am Hofberg in idealer Weise vorhanden. Das Oberrheintal-Widderchen (*Zygaena transalpina astragali* BORKH.) wurde mehrfach am Hofberg gesehen. Hufeisenklee ist die Futterpflanze dieses sehr schönen Blutströpfchens, das nur an trockenheißen Hängen vorkommt. Auch der Steppenheiden-Hauhechelspanner (*Aplasta ononaria* FUESSL.) konnte am Hofberg festgestellt werden.

Die Raupe lebt an Hauhechel, kommt aber beileibe nicht überall vor, wo es Hauhechel gibt. Welche Voraussetzungen sonst noch vorliegen müssen und was den Hofberg für diese Art auszeichnet, ist nicht bekannt.

68 der 316 festgestellten Schmetterlingsarten gelten nach den Artenschutzbestimmungen als *besonders geschützt*. Dies ist ein gegenüber anderen Trockenhängen der weiteren Umgebung weit über dem Durchschnitt liegender Wert. Der Füllmenbacher Hofberg hebt sich hinsichtlich seiner Schmetterlingswelt deutlich über andere Keuperhänge am Stromberg und darüber hinaus sowie über andere Trockenrasengebiete im Bereich des Muschelkalks heraus. Mit ein wesentlicher Grund hierfür dürfte die Abgeschiedenheit der Rodungsinsel sein, insbesondere die Tatsache, daß nachts keine «Lichtfallen» wie Straßenlampen, Scheinwerfer und Sportplatzbeleuchtungen auf die Tierwelt einwirken, wie das andernorts heute leider nahezu überall der Fall ist. Die Raupen der 316 festgestellten Schmetterlingsarten leben an den unterschiedlichsten Pflanzenarten und finden die verschiedensten – nur zum Teil bekannten und erforschten – Lebensbedingungen vor. Der Hofberg ist für den Fortbestand der Vielfalt an Schmetterlingsarten weitgehend in seinen jetzigen Biotopstrukturen und in seiner Vielgestaltigkeit zu belassen. Sobald die Pflanzengesellschaften verändert werden, wird eine ganze Reihe von Arten verschwinden.

Unter den festgestellten Heuschreckenarten ist der Fund des Weinhähnchens (*Oecanthus pellucens*) herausragend, das in Baden-Württemberg äußerst selten ist und ausschließlich in den Weinbaugebieten Südbadens – Kaiserstuhl, Markgräflerland – sowie in einigen «Wärmeinseln» auf der Ostseite des Rheintals auf verbuschten, langgrasigen Halbtrockenrasen und an stark durchsonnten Waldsäumen vorkommt. Der Füllmenbacher Hofberg ist derzeit zusammen mit dem Naturschutzgebiet «Mettenberg» das nördlichste Vorkommen im Verbreitungsgebiet dieses Tieres. Rebflurbereinigungen und neuartige Bewirtschaftungsmethoden haben diese Art stark dezimiert.

Bei Vögeln, Schmetterlingen und Heuschrecken Spitzenstellung unter den Stromberghängen

Neben Tierarten, die für eine «stille Insel» inmitten ausgedehnter Wälder charakteristisch sind, finden sich Arten, die auf trockenheiße Keuperhänge, extensive Nutzungen und Ödland angewiesen sind. Fanden diese Tiere früher an zahlreichen Rebhängen des Strombergs in den Weinbergen, an Bö-

schungen, in Mauern, in dazwischenliegenden Brachgrundstücken und vor allem in der Zone zwischen Rebland und Wald selbst auf kleinsten Fleckchen ausreichenden Lebensraum, so wurden sie durch die Umstellung der Weinbergbewirtschaftung, durch asphaltierte Waldrandwege usw. andernorts weitgehend verdrängt. Hier am Hofberg hat eine ganze Reihe von Tierarten von den früheren Refugien aus – Waldränder, Hecken, Feldgehölz am Bergsporn – große Teile des Berges besiedeln können.

Wegen der zur Seltenheit gewordenen Biotopvielfalt nimmt der Hofberg hinsichtlich der Tierwelt eine absolute Spitzenstellung unter den südexponierten Stromberghängen ein und vermutlich weit



Der Wendehals (*Inyx torquilla*) ist am Stromberg wie im ganzen Land selten geworden. Am Füllmenbacher Hofberg hat er einen seiner ganz wenigen Brutplätze der weiteren Umgebung.

darüber hinaus. Das derzeitige Gefüge zwischen Weinberg- und Gründlandnutzung, zwischen Halbtrockenrasen, Staudenfluren, Gebüsch und Waldrändern stellt ideale Lebensbedingungen dar.

Rebflurbereinigung am Füllmenbacher Hofberg:
schließen sich Weinbau und Naturschutz aus?

Seit einigen Jahren wird erneut eine Rebflurbereinigung für den Füllmenbacher Hofberg diskutiert, wiewohl bereits vor fünfzehn Jahren ähnliche Bestrebungen wegen unterschiedlicher Auffassungen der Eigentümer aufgegeben worden waren. Anlaß für die erneuten Vorstöße ist das Bestreben einiger Eigentümer, die Weinanbauflächen auszuweiten, was jedoch aufgrund von Regelungen der Europäischen Gemeinschaft – «Anbaustopp» – derzeit nicht bzw. nur auf sehr beschränkter Fläche möglich ist. Eine Rebflurbereinigung am Hofberg wäre den Eigentümern das liebste, käme sie doch ihren Interessen am nächsten.

Auch Naturschützer wissen, daß viele Pflanzen- und Tiergemeinschaften nur durch die wirtschaftende Tätigkeit des Menschen ihren Platz in unserer Kulturlandschaft gefunden haben. Dies gilt für die Lebensgemeinschaften im Weinberg in besonderer Weise. Weinbau und Naturschutz werden von Naturschützern nicht als sich prinzipiell gegenseitig ausschließende Alternativen betrachtet. Vielmehr gilt es endlich die Frage zu beantworten, auf welche Weise sich beides unter Einsatz heutiger technischer Möglichkeiten und zeitgemäßer Bewirtschaftungserleichterungen in Einklang bringen läßt.

Die besondere Wertigkeit und Schutzwürdigkeit des Hofberges ist wohl unzweifelhaft. Nach den allgemein schlechten Erfahrungen mit «Inselbiotopen» inmitten intensiv bewirtschafteten Kulturlandes muß zur langfristigen Sicherung der Lebensräume charakteristischer Weinbergsfauna und -flora mehr getan werden, als nur randliche «ökologische Zellen» vor einer Umgestaltung herkömmlicher Art zu verschonen. Dies insbesondere auch deshalb, weil sich bei der derzeit gängigen Bewirtschaftungsweise der Weinberge Einflüsse auf die Randstreifen nicht vermeiden lassen – Abdrift bei Hubschrauber- und Motorspritzung, Versiegelungen durch Wege, Erosionseintrag usw. – und das «Ausschußland» meist zu Dunglagerplätzen, zu Erholungsanlagen oder aber zu Wald wird, wenn sich seiner nicht die Naturschutzverwaltung oder aber die Naturschutzverbände annehmen.

Die Schlüsse hieraus sind einfach:

– Ein Miteinander von Weinbau und Natur, wie es im traditionell bewirtschafteten Weinberg möglich

und überall gegeben war, ist bei den heute gängigen Bewirtschaftungsmethoden unmöglich;

– Die Flächen, die in der Vergangenheit der Natur zur Verfügung gestellt worden sind, z. B. am Schützingener Weinberghang, haben sich als zu klein herausgestellt, um – frei von Einflüssen aus den benachbarten Weinbergen – der Vielzahl an Tier- und Pflanzenarten genügend Lebensraum zu bieten.

Daraus folgt, daß entweder die heutigen Bewirtschaftungsmethoden grundlegend geändert werden müssen, oder daß der Natur wesentlich größere Flächen unter Sicherung extensiver Nutzungen zur Verfügung gestellt werden müssen. Ersteres – ein Wandel in den Bewirtschaftungsmethoden – ist nicht in Sicht; verbleibt also nur die zweite Möglichkeit. Dieser Weg kann am Füllmenbacher Hofberg beschränkt werden.

Lösung des Konflikts durch Umverteilung des Besitzes: 60 % ökologische Tabufläche

Mehr und mehr stellt sich heraus, daß die Interessenskonflikte, ausgelöst durch die Forderung von Eigentümern nach Neubestockung brachgefallener Weinberge, nur durch eine Besitz-Umverteilung gelöst werden können. Hierfür bietet sich ein Verfahren nach dem Flurbereinigungsgesetz an. Neben den Vorteilen, welche die Besitzer daraus ziehen könnten, würden im Rahmen eines derartigen Verfahrens auch die wichtigsten Lebensräume am Hofberg auf Dauer gesichert und damit die Voraussetzungen für ein konfliktfreies Nebeneinander von Weinbau und Natur geschaffen werden.

Aus der Sicht des Verfassers sind allerdings einige Anforderungen an ein derartiges Besitz-Umverteilungsverfahren zu stellen, wenn nicht nur die Weinbauinteressen, sondern auch die Naturschutzbelange Berücksichtigung finden sollen:

- Alle festgestellten Pflanzen- und Tierarten sollen auf lange Sicht am Hofberg auch nach einer «Rebflurbereinigung» existieren können. In welchem Maß dies gelingt, wird sowohl von der Größe der Flächen abhängen, die in naturnahem Zustand verbleiben werden, als auch wesentlich von der Durchführung gezielter Pflegemaßnahmen. So wurde ein Vorschlag ausgearbeitet, der von mindestens 60 Prozent «ökologischer Tabufläche» ausgeht. Nur unter dieser Voraussetzung wird die Mehrzahl der Tier- und Pflanzenarten, die auf größere Areale oder aber auf ganz spezielle Verhältnisse im Lebensraum angewiesen sind, gesichert werden können. Die Weinberge am Hofberg könnten damit von einem Anteil von derzeit rund 18 Prozent auf immerhin 40 Prozent vergrößert werden!



Blick über den Füllmenbacher Hof und das Streitenbachtal auf die «Schauseite» des Hofberges. Rechts der charakteristische Bergsporn, links die wannenförmige Einsenkung.

- Als unverzichtbare Gebiete für die Tier- und Pflanzenwelt werden der Bergsporn einschließlich Umgebung, der gesamte obere Hangteil in der Einmündung im nordwestlichen Bereich und einige weitere kleinere Gebiete angesehen, wie sie flurstücksgenau in die Diskussion mit allen Beteiligten eingebracht wurden. Für den Weinbau kommen demnach Erweiterungsflächen lediglich im nordwestlichen unteren Hang sowie als Ergänzungsflächen bestehender Weinberge in Betracht.
- Das landschaftsprägende Relief des Hofberges muß erhalten bleiben. Dies bedeutet den vollständigen Verzicht auf Erdbewegungen zur Herstellung eines «maschinengerechten» Rebhanges, die Beibehaltung der den Maschineneinsatz begrenzenden Querneigungen und die Erhaltung von Steilböschungen und Hecken entlang des Weges einschließlich der vorhandenen Trockenmauern. Wo Mauern nicht erhalten werden können, sind sie an andere Stellen zu versetzen.
- Auf bituminöse oder andere flächig versiegelnde Fahrbahnbeläge ist zu verzichten, um Trenneffekte für Kleinlebewesen zwischen den oberen und unteren Hanglagen zu vermeiden. Ersatzweise sollten Betonspuren oder Rasengittersteine verwendet werden, die Barriere- und Isolationseffekte durch Schwarzdeckenbeläge vermeiden können.
- Wegbegleitende Wasserableitungen, Wasserstafeln oder Verrohrungen dürfen keine «Todesfallen»

oder Barrieren für Kleintiere darstellen. Naturnahen Bauweisen ist der Vorzug vor «Kunstabauwerken» zu geben.

- Die Bewirtschaftung der Weinberge soll nach den Gesichtspunkten eines möglichst «naturgemäßen Weinbaus» und nach den Regeln des «integrierten Pflanzenschutzes» erfolgen. Der Einsatz von Herbiziden sollte untersagt werden. Der Einsatz von Chemikalien ist soweit als möglich zu reduzieren; es sollte versucht werden, durch gezielte landwirtschaftliche Beratung mit den Wengertern einen Katalog zugelassener Chemikalien zu vereinbaren.
- Eine Mindestpflege der «ökologischen Tabuflächen» ist sicherzustellen; hierzu ist ein detaillierter Pflegeplan zu erarbeiten, der Pflegeziele, Maßnahmen, Termine etc. nennt. Die Finanzierung – wohl unvermeidlicherweise zu Lasten der Naturschutzverwaltung des Landes – ist langfristig sicherzustellen. Insbesondere ist auf die Erhaltung der vielfältigen Lebensraumverhältnisse und -bedingungen als Grundlage für das derzeitige, reichhaltige Artengefüge zu achten. Die Pflegemaßnahmen sollen hauptsächlich die ökologischen Bedingungen der trockenheißen, gebüschfreien Gebiete erhalten; daß mit derartigen Maßnahmen Eingriffe in Tier- und Pflanzenvorkommen verbunden sind, die stellenweise – kurzfristig besehen – sogar recht schmerzlich sein werden, ist unvermeidlich.
- Eine Zusammenarbeit bei den landschaftspflege-

rischen Arbeiten zwischen Naturschutzverwaltung, Gemeinde, örtlichen Landwirten und Naturschutzverbänden – z. B. Schwäbischer Albverein, der ein Jugendheim in allernächster Nähe betreibt – wäre empfehlenswert. Insbesondere die Einbindung der Weinbau betreibenden Landwirte in die Pflegearbeiten sollte angestrebt werden; neben einer Verdienstquelle ergäbe sich hierbei auch ein «Miteinander von Weinbau und Naturschutz»!

- Der Erwerb der naturschutzwichtigen Grundstücke durch die öffentliche Hand – Gemeinde, Land (Liegenschaftsverwaltung) – wird als Voraussetzung für die Konfliktlösung angesehen.
- Der neue Bestand und die Bewirtschaftungsgrundsätze sollten durch die Ausweisung des Füllmenbacher Hofberges, der Reb- und «Naturschutz»-Flächen, als Naturschutzgebiet und der Randzonen der gesamten Rodungsinsel als Landschaftsschutzgebiet erfolgen.
- Der Startplatz der Drachenflieger an der Kante des Bergsporns liegt – wie dargelegt – inmitten der ökologisch empfindlichsten Stelle. Der Interessenskonflikt zwischen Sportausübung und Naturschutzbelangen kann nicht auf Kompromißwegen

gelöst werden; ein Verbot des Drachenfliegens ist unausweichlich. Es erscheint hingegen durchaus denkbar, daß das Drachenfliegen an rebflurbereinigten Hängen der Umgebung weitgehend konfliktfrei ausgeübt werden könnte.

Manche Diskussion zwischen Eigentümern und Vertretern von Gemeinde, Ämtern und Behörden wird in den kommenden Wochen und Monaten über den Füllmenbacher Hofberg geführt werden. Ökonomie und Ökologie werden gegeneinander abgewogen werden und in eine Entscheidung über das zukünftige Schicksal des Berges, seiner Bewirtschafteter, seiner Tiere und Pflanzen einmünden. Mögen diese Diskussionen von Sachlichkeit geprägt sein.

Anmerkung: Verkürzte und veränderte Fassung einer ausführlichen Dokumentation von Reinhard Wolf und Fritz-Gerhard Link: Der Füllmenbacher Hofberg – ein Rest historischer Weinberglandschaft im westlichen Stromberg. carolinea, Beiheft 6, 1990. Erschienen beim Staatlichen Museum für Naturkunde Karlsruhe; 84 Seiten, 35 Abbildungen. Dort auch ein ausführliches Literaturverzeichnis.



Drachenfliegen: Ja. Aber an einer solchen ökologisch empfindlichen Stelle? Beim Start am Bergsporn des Hofberges. Landeplatz sind die Wiesen beim Gehöft, im Mittelgrund links.

Gottlieb Braun: Ein schwäbischer Schulmeisterssohn gründet badisches Verlagshaus

Hans Leopold Zollner

1815 wurde die großherzoglich-badische Residenzstadt Karlsruhe hundert Jahre alt, und zu Jahresbeginn war man fest entschlossen, das Stadtjubiläum mit Jubelfeiern zu begehen. Aber dann machte die europäische Politik alle Festprogramme zunichte. Napoleon entwich im März 1815 aus der Verbannung in Elba und versuchte, seine Macht in Frankreich wieder aufzurichten. Erneut kam es zum Krieg, und mit den Mächten Rußland, Österreich und Preußen mußte auch das Großherzogtum Baden an der Niederwerfung des Herrn der «hundert Tage» teilnehmen. Bei Waterloo scheiterte der Imperator endgültig.

Die Nachricht von dieser Schlacht und vom Sieg der Engländer und Preußen über die französische Armee erreichte die badische Residenz am 22. Juni 1815 – fünf Tage, nachdem sich der Gründungstag der Stadt Karlsruhe zum hundertsten Mal geöhrt hatte. Doch wem war nun noch nach Jubiläum und Jubelfeiern zumute?

So wäre also das Jubeljahr beinahe sang- und klanglos vorübergegangen, hätte es nicht seit 1813 in Karlsruhe einen findigen Verleger gegeben, der in diesem verpaßten Jubiläum eine literarische Marktlücke in der Bibliographie der Residenz entdeckte und diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen wollte.

Fort in die freiere Luft Badens

Der Mann hieß Gottlieb Braun, stammte aus Böblingen, wo er am 24. November 1783 als Sohn des Präzeptors und Magisters Gottfried Braun geboren wurde. Über den Magister, der einige Jahre später in Knittlingen amte, schrieb Justinus Kerner, der dort zusammen mit Gottlieb die Schulbank drückte, im *Bilderbuch meiner Kindheit* die aufschlußreichen Sätze: *(Braun) war in dem Rufe eines guten Lateiners und strengen Erziehers, wenigstens seiner eigenen Kinder, und liebte es, der großen Römer Weisheit den Knaben auf den Rücken zu malen. Dieses Schicksal traf besonders oft seinen zweiten Sohn namens Gottlieb, der in späteren Jahren in Karlsruhe der Verleger meiner ersten Schriften (...) wurde.*

Dieser Gottlieb muß in hohem Maße die Eigenschaft der Schwaben besessen haben, denen es nach einer Studie des Statistikers und Kulturphilosophen Gustav Rümelin widerstrebt, *ihr Wesen in zwingende nivellierende Formen einzufügen, weil es sie drängt, dasselbe zur freien individuellen Gestaltung zu bringen.* Und



Gottlieb Braun, Sohn eines Böblinger Präzeptors, gründete 1813 in Karlsruhe das heute noch bestehende Verlagshaus G. Braun.

dieser Drang zur freien individuellen Gestaltung muß den Präzeptorsohn schließlich aus der Enge des schulmeisterlichen Vaterhauses fortgetrieben haben. Wohin zuerst, ist unbekannt. Doch 1810 erschien der 26jährige Buchhandlungscommis im benachbarten Großherzogtum Baden, in dem die Luft damals schon etwas freier wehte als in Württemberg, wo der dicke König Friedrich noch immer wie ein absoluter Fürst regierte. Es war zu Heidelberg, wo er *ohne Entlassung aus Württemberg* ums Bürgerrecht nachsuchte, es auch am 6. Mai 1810 erhielt und eine Buchhandlung eröffnete. Sogleich gliederte Gottlieb Braun seiner Buchhandlung einen Verlag an, erwarb auch andere Rechte und Remittenden. Ebenfalls in seinen Besitz brachte er die vierte Auflage von Johann Peter Hebels *Alemannischen Gedichten*, die nach einiger Zeit, vermehrt um neue Gedichte, endgültig in den Besitz seines Verlages übergingen. Wissenschaftliche Werke, deren Titel heute vergessen sind, vervollständigten Brauns Heidelberger Angebot.

Dennoch betrachtete der junge Buchhändler und Verleger die Universitätsstadt Heidelberg offenbar nur als Zwischentappe auf einem Weg, dessen Ziel die großherzogliche Residenzstadt Karlsruhe war.

Widerständen der bereits seit langem dort ansässigen Branche zum Trotz und ungeachtet der Abweisung seines Niederlassungsgesuchs durch das Oberamt Karlsruhe – *da er kein zu einem solchen Gewerbe erforderliches Vermögen nachweislich gemacht* – erhielt er unterm Datum vom 7. Oktober 1813 schließlich doch die Annahme als Bürger in Karlsruhe und *Erlaubnis zur Anlegung eines Sortiment- und Buchhandels*.

Niederlassung in der Residenzstadt Karlsruhe

Die Wahl der Residenzstadt zum Sitz einer Buchhandlung, eines Verlages und bald darauf auch einer Buchdruckerei zeugt von geschäftlicher Weitsicht, zunächst aber und zumal im Jahr 1813 von unternehmerischem Mut.

So konnten die gerade in diesem Jahr sehr ungünstigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die das Sinken von Napoleons Stern begleiteten, Gottlieb Braun offenbar nicht beirren.

Wohl litten die Gewerbe unter den nachteiligen Folgen der Festlandsperrung; wohl war, trotz der Einrichtung eines städtischen Leihhauses, trotz der Speisung Minderbemittelter in der «Suppenanstalt» ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung durch die seit zwei Jahren anhaltende Verteuerung verarmt, und schließlich hatte das Großherzogtum Baden seinen Beitritt zum Rheinbund und die Gunst des Franzosenkaisers mit schweren Blutopfern, zuletzt noch im napoleonischen Rußlandfeldzug, teuer bezahlen müssen.

Aber nun schien sich gegen Ende des Jahres 1813 das Blatt zu wenden. Napoleon wurde in der Völkerschlacht von Leipzig vernichtend geschlagen, so daß endlich auch Baden auf die Seite seiner Gegner trat, um sich am Befreiungskampf gegen den Korsen zu beteiligen. Dies mußte auch den letzten Sympathisanten Napoleons – und deren hatte es in Karlsruhe nicht wenige gegeben – vom Wechsel der Fronten überzeugen. Vor allem, als am 28. November 1813 Kaiser Alexander von Rußland in der großherzoglichen Residenz erschien; als groß und klein dem Herrscher aller Reußen und hohen Verwandten des großherzoglichen Hauses zujubelte, wo immer er sich an der Seite seiner stets antibonapartistisch gesinnten Schwiegermutter, der Markgräfin Amalie, zeigte.

Nur wenige Tage vor diesem hochpolitischen Ereignis, das Karlsruhe zumindest vorübergehend in den Mittelpunkt der großen Politik rückte – der Überlieferung nach am 11. November 1813 –, hatte Gottlieb Braun sein neues «Etablissement» in der Residenz eröffnet, und zwar im Hause des Finanzrats Oeh-

lenheinz, im Vorderen Zirkel 12. In den unmittelbar benachbarten Häusern wohnten der Hofbankier Salomon Haber, der Großhofmeister von Geusau und der Staatssekretär Wieland. Es war also eine erstklassige Adresse, und wer heute einmal im *Wegweiser für die Großherzogliche Residenzstadt*, herausgegeben 1818 von den Polizeikommissären von Rady und Scholl und erschienen im Verlag Gottlieb Braun, blättert, der findet unter den Bewohnern des Vorderen und Inneren Zirkels die Namen vieler Personen, die bei Hof, in der Administration, aber auch im Finanz- und Wirtschaftswesen Klang und Gewicht hatten; kurzum Leute, die einem jungen Verleger zu wertvollen Bekanntschaften und Beziehungen verhelfen konnten.

Kein Mangel an Autoren im «Literarischen Karlsruhe»

Ferner fehlte es, was für den Jungverleger erst recht von Bedeutung war, in der großherzoglichen Residenz nicht an Autoren der schöngeistigen und der Fachliteratur. Aufschluß darüber gibt eines der wichtigsten Werke, jenes nämlich, das zum hundertjährigen Stadtjubiläum Karlsruhes im Jahr 1815 bei Gottlieb Braun erschienen ist, und das den Titel trägt *Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen*. Theodor Hartleben, sein Verfasser, war Jurist und befaßte sich in seiner Darstellung vorwiegend mit den topographischen und historischen Voraussetzungen, mit den ökonomischen und baulichen Verhältnissen in Karlsruhe und fügte außer einem Kapitel über militärische Verhältnisse und die Umgebung sowie verschiedenen Beilagen noch eine Bibliographie an, die er *Literarisches Karlsruhe* nannte: ein Verzeichnis *aller seit dem Jahr 1813 zu Karlsruhe und in dessen Umgebungen befindlicher Schriftsteller, der vorzüglichsten Epochen ihrer Laufbahnen, und der von ihnen im Druck erschienenen Schriften*.

Nicht weniger als 69 Autoren sind in diesem Verzeichnis aufgezählt, und wenn auch – Johann Peter Hebel, Carl Christian Gmelin, Heinrich Jung-Stilling, Ernst Julius Leichtlin und Aloys Schreiber ausgenommen – die meisten heute vergessen, bestenfalls noch Literarhistorikern bekannt sind: Eines beweist dieses *Literarische Karlsruhe* deutlich, nämlich daß die junge Residenzstadt nicht allein politischer und verwaltungsmäßiger, sondern auch kultureller, wissenschaftlicher und literarischer Mittelpunkt des Landes geworden war.

Was Gottlieb Braun außer dieser Fülle an Autoren ebenfalls zugute kam, war 1820 das Privileg, die Veröffentlichungen seines Verlages selbst drucken



Das Titelkupfer für das Buch «Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe», erschienen 1815 bei Gottlieb Braun. Es zeigt auf dem Marktplatz ein monumentales Grabmal für den Stadtgründer, das nie ausgeführt wurde; Markgraf Karl Wilhelm ruht unter einer Pyramide.

und später auch fremde Druckaufträge annehmen zu dürfen. Eine Erlaubnis, die ihm in dem für seinen Lebensweg immer wieder bedeutsamen Monat November erteilt wurde, nämlich am 22. November 1824. So war Gottlieb Braun den alteingesessenen Buchdruckereien gleichgestellt und erst recht in der Lage, nach einem anderen Standardwerk seines Hauses, dem 1816 verlegten *Lexikon von dem Großherzogtum Baden*, verfaßt von J. B. Kolb, oder der *Badischen Geschichte* von Aloys Schreiber auch die Werke von Autoren außerhalb der Residenz und des Großherzogtums Baden herauszubringen.

Wesentlich unterstützt wurde Gottlieb Braun dabei von seiner zwölf Jahre jüngeren Schwester Friederike. Sie hatte sich aus einer ersten unglücklichen Ehe lösen können und sich danach dem jungen «Morgenblatt»-Korrespondenten Ludwig Robert, dem Bruder der Rahel Varnhagen von Ense, zugewandt, den sie 1822 nach vollzogener Scheidung heiratete.

Auch dank solcher Verbindungen konnte Brauns Verlag sein Angebot an Büchern erheblich erweitern. Es erschienen viele historische und heimatkundliche Werke, Schulbücher, Lexika verschiedener Sprachen wie Neugriechisch, Französisch und Englisch und verschafften dem Karlsruher Verleger einen guten Namen. Nicht zuletzt ermöglichte die damit verbundene Steigerung der Einnahmen Gottlieb Braun, wie er in der *Karlsruher Zeitung* vom

22. Oktober 1828 anzeigte, mit dem Verlag und der Druckerei in das an Friedrich Weinbrenners «Via triumphalis» gelegene Haus Schloßstraße 12 – heute Karl-Friedrich-Straße 14 – zu übersiedeln. Dort befindet sich bekanntlich, wenn auch vergrößert durch den Erwerb von Nebengrundstücken, der Verlag G. Braun bis auf den heutigen Tag.

Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker

Im darauffolgenden Monat, am 21. des für Gottlieb Braun schicksalhaften November des Jahres 1828, geruhte Großherzog Ludwig von Baden, dem *Buchhändler und Buchdrucker in Unserer Residenzstadt Karlsruhe den Charakter eines Hofbuchhändlers und Hofbuchdruckers beizulegen*. Es darf für sicher gelten, daß diese Anerkennung für die erstaunliche Leistung des erst vor fünfzehn Jahren in Karlsruhe zugezogenen Verlegers und Druckers das wichtigste geschäftliche Erfolgserlebnis war. Obwohl diese Anerkennung durch den Landesherrn den Herrn Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker gewiß nicht dazu verführte, auf den Lorbeeren auszuruhen, so schien er nun doch einmal das Geschäft hintanzustellen, um endlich an sein privates Leben zu denken. Schon 47 Jahre alt, heiratete er am 10. Mai 1831 Louise Knittel, die Tochter des verstorbenen Kirchenrats und Stadtdekans Gottlieb August Knittel und seiner Frau Johanna Christine geb. Braun.

Indessen: nicht allein die Lebensverhältnisse Gottlieb Brauns wandelten sich; auch für das Großherzogtum Baden war eine neue Epoche angebrochen. Im Jahr der Julirevolution 1830 war Großherzog Leopold, «der badische Bürgerkönig», dem autoritären Vorgänger Ludwig auf den Thron gefolgt; ein neuer Landtag war gewählt worden und eine liberale Entwicklung bahnte sich in der Landespolitik an. Selbst die Freiheit der Presse stand auf dem Regierungsprogramm. Dies vor allem bewog Gottlieb Braun, dem schon von 1815 bis 1817 einmal die Herausgabe des *Großherzoglichen Regierungs-Blatts* interimistisch übertragen worden war, eine Tageszeitung für das ganze Land herauszubringen. Ein paar Tage vor Gottlieb Brauns Heirat, am 3. Mai 1831, erschien die erste Nummer des Blatts mit dem Namen *Badischer Merkur*, die letzte Nr. 105 am 31. Dezember 1831. Doch hoffte ihr Herausgeber, das Blatt werde vielleicht nach Erscheinen des *Presßgesetzes* in einer andern Gestalt wiedererscheinen; eine Hoffnung, welche die reaktionäre Politik Metternichs aber auf lange Zeit hinaus zunichte machte. Mehr Erfolg hatte Braun dann mit dem seit 1833 erscheinenden *Landwirtschaftlichen Wochenblatt*, das damals von der *Central-*

stelle des landwirtschaftlichen Vereins herausgegeben wurde. Veröffentlichungen aus Land- und Forstwirtschaft ergänzten diese Zeitschrift, und selbst das heraufziehende Eisenbahnzeitalter fand im Hause G. Braun verlegerische Unterstützung. Wobei vor allem ein Werk von 1833 heute noch besondere Erwähnung verdient: der *Vorschlag zur Herstellung einer Eisenbahn im Großherzogtum Baden von Mannheim bis Basel und an den Bodensee* von Ludwig Newhouse.

Gottlieb Braun stirbt 1835,
sein Schwager Albert Knittel folgt nach

Ob Gottlieb Braun als Verleger noch andere Gebiete bearbeiten wollte, wie er sich das künftige Verlagsprogramm vorstellte, oder ob er gar das Erlöschen seiner Arbeitskraft herannahen fühlte, das ist unbekannt. Merkwürdig berührt jedoch, daß er, ein Mann auf der Höhe des Lebens und Schaffens, schon kurze Zeit nach seiner Eheschließung ein Testament verfaßte. Darin bestimmte er, Albert Knittel, der Bruder seiner Frau, solle im Falle seines Todes die Hofbuchdruckerei und die Hofbuchhand-



Im Jahre 1828 übersiedelte der Hofbuchdrucker und Hofbuchhändler Gottlieb Braun in die Schloßstraße, die heutige Karl-Friedrich-Straße. Zerstört im Zweiten Weltkrieg, wurde das Gebäude nach 1945 in den von Friedrich Weinbrenner vorgegebenen Maßen wieder aufgebaut.

lung weiterführen. Erst 21 Jahre alt war zu diesem Zeitpunkt Brauns Schwager, aber er schien Gottlieb Braun, bei dem er seine Berufsausbildung genossen hatte, der geeignete Nachfolger zu sein, falls der Gründer des Hauses kinderlos sterben sollte.

Nach vier Ehejahren erkrankte Gottlieb Braun schwer, und – wieder war es der Schicksalsmonat – am 13. November 1835 starb der Karlsruher Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker. Albert Knittel übernahm, wie die Witwe den Geschäftsfreunden zugleich mit der Todesanzeige mitteilte, die weitere unbeschränkte Leitung des Hauses, nachdem er *schon mehrere Jahre darin mitgearbeitet und in den letzten Jahren in Gemeinschaft mit meinem Mann dem Geschäft vorgestanden hat.*

Das Schreiben Louise Brauns geb. Knittel trägt das Datum vom 17. November 1835, und von da an sind die Namen Braun und Knittel verbunden. Bei dieser Verbindung blieb es bis zum 175jährigen Jubiläum des Hauses G. Braun 1988. Ein Jahr danach starb der letzte Träger des Namens Knittel, der Hauptgeschäftsführer Dr. Eberhard Knittel, im Alter von fast 90 Jahren. Aber das Erbe ist weiterhin in Händen der Familie und eines zuverlässigen Mitarbeiterstamms. Und, obwohl die auf der technischen Höhe der Branche stehende Firma G. Braun heute drei Verlage und einen hochmodernen Druckereibetrieb umfaßt, dem Auftrag ihres Gründers aus Schwaben ist sie treu geblieben: mit ihren Publikationen und Büchern die Geschichte und die Kultur des Landes Baden zu bewahren und zu pflegen.

Der Zentralkatalog Baden-Württemberg ist der größte deutsche Katalog

Horst Hilger

Umberto Ecos ironisches Negativmodell einer schlechten Bibliothek fordert in einem von insgesamt neunzehn Punkten: *Der Fernleihverkehr soll nicht möglich sein, auf jeden Fall aber Monate dauern. Besser noch, man garantiert die Möglichkeit, nicht zu erfahren, was in anderen Bibliotheken vorhanden ist.*

In der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart hat man Ecos «Forderung» beharrlich ignoriert. Seit 1956 arbeitet man dort an einem gewaltigen Katalog, der den Nachweis von mehr als 28 Millionen Bänden wissenschaftlicher Literatur in mehr als 90 baden-württembergischen, saarländischen und pfälzischen Bibliotheken möglich macht. Der Zentralkatalog Baden-Württemberg – mit seinen zwölf Millionen Zetteln das größte deutsche Katalogwerk – ist eines der sieben regionalen Nachweisinstrumente, die in den fünfziger Jahren entstanden sind. Die Zentralkataloge wurden aufgebaut, um in engem Kontakt miteinander den auswärtigen Leihverkehr der deutschen Bibliotheken zu koordinieren.

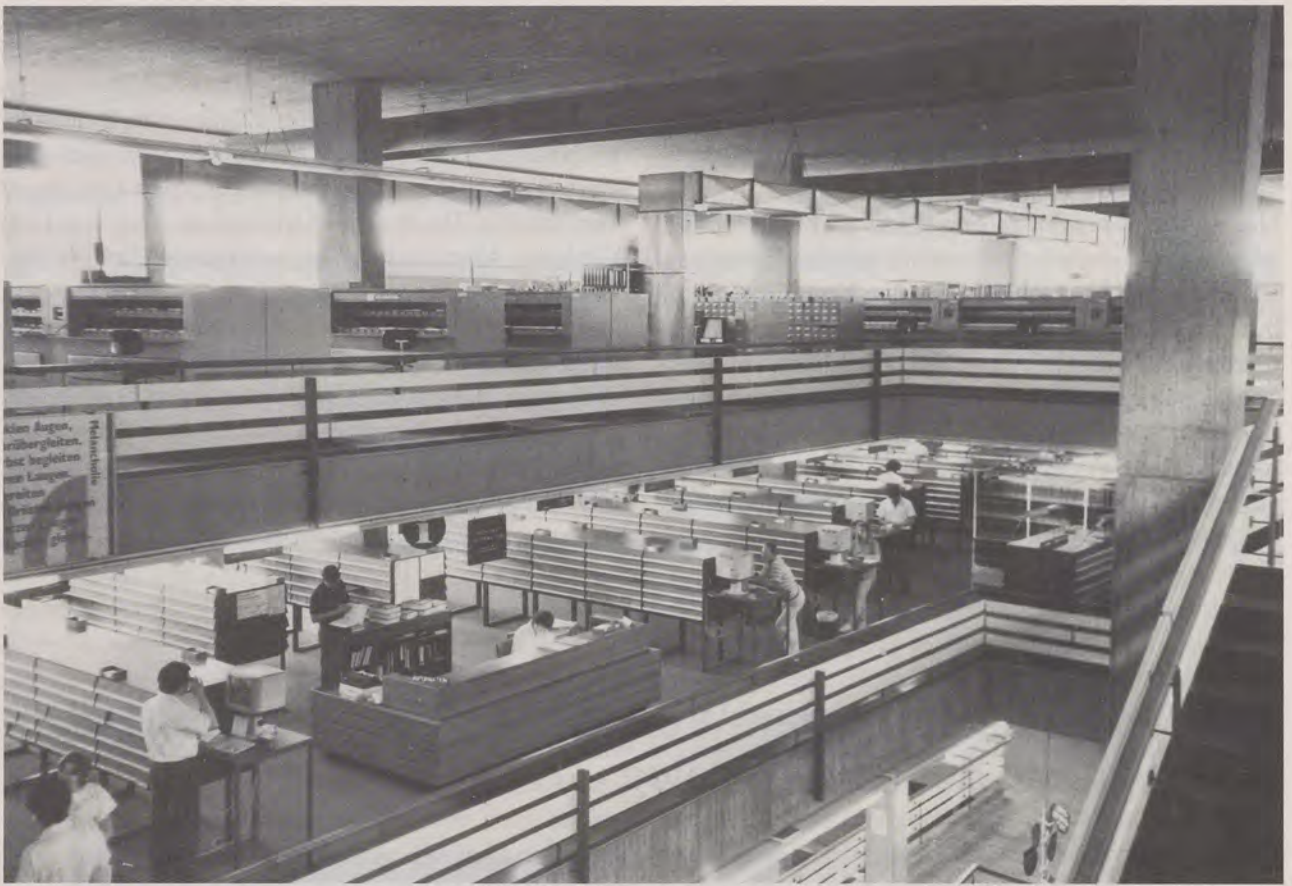
Leihverkehr zwischen den Bibliotheken ist unverzichtbar, denn keine auch noch so große Büchersammlung ist in der Lage, sämtliche Leserwünsche aus ihren eigenen Beständen zu erfüllen. Die Expansion des Bildungssektors, die fortschreitende Spezialisierung der Wissenschaften und steigende Bücherpreise bei häufig reduzierten Erwerbungssetats haben die Belastung der wissenschaftlichen Bibliotheken in den letzten Jahren noch erhöht. Dement-

sprechend hat sich auch der auswärtige Leihverkehr von Jahr zu Jahr ausgeweitet: im vergangenen Jahr wurden fast 2,5 Millionen Bestellungen im deutschen Leihverkehr aufgegeben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg: sieben regionale Zentralkataloge

Verständlich ist, daß der Leser sein gewünschtes Buch ohne Verzug erhalten will. Für eine rasche Erledigung der Bestellungen sind daher Nachweise über den Standort von Literatur notwendig. Nach 1945 mußten solche Standortnachweise neu geschaffen werden, da ältere Verzeichnisse äußerst lückenhaft und durch die Kriegsverluste unbrauchbar geworden waren.

Der auf den ersten Blick bestechende Gedanke eines Deutschen Gesamtkataloges, der die Bestände aller deutschen Bibliotheken verzeichnen sollte, war in annehmbarer Zeit nicht zu realisieren. Negative Erfahrungen mit einem ähnlichen Mammutunternehmen vor dem Zweiten Weltkrieg taten ihr übriges, um eine dezentrale Lösung in die Diskussion zu bringen. So entschieden sich die deutschen Bibliothekare für eine Reihe von Standortverzeichnissen mit begrenztem Einzugsgebiet. Das heute noch existierende System der sieben regionalen Zentralkataloge wurde geschaffen, und es entstanden Gesamtverzeichnisse in Hamburg, Göttingen, Köln, Frankfurt, München, Berlin und Stuttgart.



In den Karteilften auf der Empore der Württembergischen Landesbibliothek befinden sich die Zettel-Millionen des Zentralkatalogs Baden-Württemberg.

Der Stuttgarter Katalog hat die Bestände unterschiedlichster Bibliotheken in seinen Verzeichnissen erfaßt. Die großen alten Universitätsbibliotheken Heidelberg, Freiburg und Tübingen sind darunter, aber auch die Bibliotheken der Hochschulorte Saarbrücken, Kaiserslautern, Mannheim, Stuttgart, Karlsruhe und Ulm. Die Landesbibliotheken in Stuttgart, Karlsruhe und Speyer haben ihre Bücher und Zeitschriften an den Zentralkatalog gemeldet, und die Bestände wichtiger Stadtbibliotheken Südwestdeutschlands, wie beispielsweise Ludwigshafen und Ulm, sind nachweisbar.

Neben dem Zeitgewinn, den eine solche zentrale Nachweisstelle für den Besteller mit sich bringt, ist ein weiterer Vorteil nicht zu unterschätzen: Eine Reihe von kleineren Bibliotheken ist zusätzlich erfaßt, deren Bedeutung in ihren speziellen Sammlungen liegt. So wächst die Chance für den Forscher, ein seltenes Buch doch irgendwo im Lande aufzuspüren. Der Stuttgarter Katalog verzeichnet deshalb auch die Büchersammlungen von Klöstern, Schlössern und Museen, von Staats- und Stadtarchiven, Fachhochschulen und geschichtsträchtigen Gymnasien.

Stuttgarter Katalog führend bei deutscher Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts

Wie weitsichtig es war, neben den großen auch kleinere und mittelgroße Bibliotheken mit ihren Spezialbeständen im Zentralkatalog Baden-Württemberg nachzuweisen, hat kürzlich eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft initiierte Projektstudie gezeigt. Die Studie, die herausfinden sollte, in welchen Bibliotheken und Zentralkatalogen die umfangreichsten Bestände der von der geisteswissenschaftlichen Forschung so sehr begehrten deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts vorhanden sind, unterstrich die führende Position des Stuttgarter Kataloges: 42 % aller gesuchten Titel des 18. und 19. Jahrhunderts waren in Stuttgart nachweisbar, weit mehr als in den entsprechenden Katalogen Bayerns und Nordrhein-Westfalens. Da in Deutschland eine mit der «Bibliothèque Nationale» oder der «British Library» vergleichbare Nationalbibliothek fehlt, die den umfassenden Zugang zu alten Büchern und Drucken möglich macht, spielt der Zentralkatalog Baden-Württemberg somit eine wichtige Rolle bei der auf historisches Schrifttum

angewiesenen Literaturversorgung der Geisteswissenschaften.

Der Stuttgarter Katalog wurde nach sieben Jahren Aufbauzeit 1963 in den Leihverkehr eingeschaltet. Seitdem hat er etwa sechs Millionen Bestellungen des Deutschen Leihverkehrs erledigt. Täglich erreichen ihn im Durchschnitt rund 800 Bestellungen, die innerhalb von vierundzwanzig Stunden bearbeitet werden. Sehr seltene und schwierig zu ermittelnde Titel, die bibliographische Recherchen erforderlich machen, sind dabei ebenfalls in angemessener Frist zu bearbeiten. Außerdem beantworten die Mitarbeiter zahlreiche Anfragen von Wissenschaftlern im In- und Ausland, die sich über den Standort eines oder mehrerer Bücher informieren wollen, und sie beraten die Leser der Landesbibliothek, die in den Nachmittagsstunden den Zentralkatalog nutzen können.

Film und Elektronik helfen bei der Büchersuche

Zur Erleichterung seiner Arbeit und zur Beschleunigung des auswärtigen Leihverkehrs der südwestdeutschen Bibliotheken hat der Zentralkatalog Teile seiner Nachweise verfilmt und als Mikroplanfilm

(Mikrofiche) herausgebracht. Den Bibliotheken wurden Duplikate der betreffenden Kataloge zur Verfügung gestellt und damit die Möglichkeit gegeben, selbst Standorte für gewünschte Titel zu ermitteln und dort direkt zu bestellen.

Seit einigen Jahren nutzt der Zentralkatalog auch die elektronische Datenverarbeitung für seine Arbeit. Mit Hilfe von Bildschirm-Terminals recherchieren die Mitarbeiter in den Datenbeständen des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes, eines Zusammenschlusses zahlreicher wissenschaftlicher Bibliotheken, die gemeinschaftlich mittels EDV ihre neuerworbenen Titel katalogisieren. Zusätzlich bringt der Zentralkatalog für einige kleine Bibliotheken Baden-Württembergs deren Titelnachweise in den Verbund ein, um auf diese Weise zu einem EDV-gestützten baden-württembergischen Gesamtkatalog beizutragen. Wenn auch neue Medien die alten Zettelkataloge allmählich ersetzen werden, so bleiben doch die Aufgaben des Stuttgarter Kataloges unverändert erhalten: Er wird auch in Zukunft dabei mithelfen, die Literaturversorgung für Wissenschaft und Forschung, besonders im Bereich der historisch orientierten Geisteswissenschaften, sicherzustellen.

Kalkofen-Museum Untermarchtal – Ein Beitrag des Schwäbischen Heimatbundes*

Manfred Bulling

Die Eröffnung eines neuen Museums, der glückliche Abschluß eines langwierigen und nicht nur für unsere Begriffe großen Projektes, ist natürlich ein besonders erfreulicher Anlaß, eine Ansprache zu halten. Ich will Ihre Geduld jedoch nicht über Gebühr strapazieren, denn am Abschluß unseres vormittäglichen Programms steht die Inbetriebsetzung des Kalkofens, und auf diesen Moment sind Sie sicher genauso gespannt, wie ich es bin.

In knapp drei Wochen, am 28. September, gibt es in Mannheim, und eigentlich nicht nur dort, sondern im ganzen Land, wieder einen Grund zu feiern: Das Landesmuseum für Technik und Arbeit wird eingeweiht. In einem Land mit wenig Bodenschätzen, das seinen Wohlstand zu guten Teilen der Industrie und der Technik verdankt, ist eine Institution entstanden, in der die große Linie der technikgeschichtlichen Entwicklung gezeigt wird; aber nicht

nur diese, sondern auch die Wechselwirkung zwischen Technik und Mensch, die Geschichte des menschlichen Arbeitens und die sozialen Auswirkungen der technischen Entwicklung. Denn jede technikgeschichtliche oder industriegeschichtliche Forschung, die nicht den arbeitenden Menschen einbezieht, ist einseitig. So ist es erfreulich, daß dieser Anspruch auch schon im Namen des neuen Museums zum Ausdruck kommt: Es versteht sich als Museum für Technik und Arbeit.

Mit einem gewissen Stolz können wir sagen, daß der Schwäbische Heimatbund bei dieser Bewegung nicht auf einen fahrenden Zug aufgesprungen ist und sich auch nicht zum Trittbrettfahrer der technikgeschichtlichen Begeisterung entwickelt hat, ganz im Gegenteil! Wer die alten Hefte der Vereinszeitschrift durchblättert – auch schon aus den ersten Jahren nach der Gründung 1909 –, der wird feststellen, daß der Begriff Kulturdenkmal vom Heimatbund sehr breit gesehen wurde und auch technische Bauten umfaßte. Die Bemühungen um eine adä-

* Ansprache des ersten Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes bei der Einweihung am Sonntag, dem 9. September 1990.



Nach der Eröffnung des Kalkofen-Museums Untermarchtal ließen sich die Gäste im Zelt oder an Tischen und Bänken im Freien wieder, beschieden von der oberschwäbischen Herbstsonne.

quate Gestaltung von Kraftwerken und Transformatorstationen, von Straßen, Brücken und Tankstellen zeigen, daß beim Heimatbund niemals Technikfeindlichkeit herrschte. Wir haben vielmehr versucht, die Anforderungen einer technischen Lebenswelt mit den Erfordernissen des Natur- und Denkmalschutzes in Einklang zu bringen. Daß Technik Chance und Bedrohung gleichermaßen sein kann, haben wir früh gelernt und stets berücksichtigt.

Archenbrücke – Hammerschmiede – Kalkofen:
für den Erhalt technischer Kulturdenkmale

Wenn es nun um technische Kulturdenkmale geht, so haben wir uns nicht darauf beschränkt, deren Gefährdung in der Vereinszeitschrift und der Öffentlichkeit anzuprangern und lautstark Abhilfe anzumahnen. Das Bemühen um die Denkmale mündete auch in tatkräftiges Handeln, in Erwerb, Wiederherstellung, Pflege und Zugänglichmachen verschiedener Objekte. Als Beispiel aus der Vergangenheit sei die alte Archenbrücke in Bächlingen bei Langenburg im Hohenlohischen aufgeführt. Diese freitragende überdachte Holzbrücke über die Jagst

war 1785 erbaut worden. 1936 wurde dieses beachtenswerte Stück alter Handwerks- und Ingenieurskunst von unserem Vorgänger, dem Bund für Heimatschutz, erworben und damit im Erhalt gesichert. Doch in den letzten Kriegstagen, bei der Beschießung Bächlingens durch die einmarschierenden Amerikaner, geriet die Holzbrücke in Brand, wurde ganz zerstört und blieb bis in die jüngste Vergangenheit vergessen. Seit einigen Jahren erfolgt nun, durch eine örtliche Initiative betrieben, die Wiederherstellung dieses technischen Kulturdenkmals. Auch der Schwäbische Heimatbund leistet dazu einen namhaften Beitrag.

Noch auf ein weiteres Beispiel möchte ich eingehen, da es mit dem heute zu eröffnenden Kalkofen-Museum eng verwandt ist: die Hammerschmiede in Gröningen, ebenfalls im Hohenlohischen gelegen. Auch hier hat sich der Heimatbund stark engagiert. Darunter ist nicht in erster Linie der finanzielle Beitrag zu verstehen, sondern die Menge an ehrenamtlicher Arbeit, ohne die ein solches Projekt nicht zu verwirklichen gewesen wäre. Mit viel Idealismus wurde die um 1800 erbaute und später erweiterte Hammerschmiede wiederhergestellt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Ziel der Arbeiten

war es stets, nicht nur ein stillstehendes Museum zu schaffen, sondern die Einrichtung wieder voll funktionsfähig zu machen. Auch beim Kalkofen Untermarchtal war dies übrigens ein Ziel. Sie können sich vorstellen, daß ein solches Projekt für einen Verein wie den unseren an der Grenze des Machbaren und Finanzierbaren war. Von allen Arbeitskräften, vor allem vom ehrenamtlichen Projektleiter Albert Rothmund, wurde viel, sehr viel gefordert. Nach reiflichen Überlegungen haben wir die Hammerschmiede dem Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen überantwortet; von dort aus kann dieses Museum wohl am besten betreut werden.

Wenn man daran erinnert, so halte ich es nicht gerade für selbstverständlich, daß es der Heimatbund noch einmal versucht hat und ein weiteres Projekt in Angriff genommen hat, den Kalkofen Untermarchtal, der heute eingeweiht wird. Noch viel bemerkenswerter ist jedoch, daß sich noch einmal ein ehrenamtlicher Projektleiter fand; konnte er doch nach der Wiederherstellung der Gröninger Hammerschmiede ahnen, was auf ihn zukommen würde.

Sie alle kennen ihn, Herrn Baudirektor Jürgen Brucklacher. Obwohl ich den Dank an alle Beteiligten für den Schluß meiner Ansprache vorgesehen hatte, möchte ich jetzt eine Ausnahme machen und Ihnen, lieber Herr Brucklacher, herzlich Dank sagen. Obwohl ich noch nicht sehr lange im Amt des Vorsitzenden bin, ist mir das Projekt Kalkofen als interessiertem Vereinsmitglied sehr wohl vertraut. So ein Wort des Dankes, so herzlich es auch gemeint sein mag, mutet schon arg bescheiden an angesichts der Größe des Geleisteten, angesichts der vielen Zeit, den Zweifeln vielleicht mitunter, dem harten Ringen um Entscheidungen und schließlich angesichts der Bewältigung der großen Aufgabe. Vielleicht aber, so hoffe ich wenigstens, ist aus der Beschäftigung mit dem Kalkofen, aus der Leitung des Projekts, manche Erfahrung entstanden, die Sie sonst nicht gewonnen hätten. Da mag es Enttäuschungen gegeben haben, aber, so wie ich Sie kenne, auch die Freude darüber, lang schon schlummernde Ideen konkret auszuformen und dann, wozu Staatsdiener nur selten Gelegenheit haben, auch auszuführen.

Oft wird an so einer Stelle der geduldigen Ehefrau gedankt, die die Leidenschaft ihres Ehepartners manchmal mit Argwohn, meist aber doch mit Geduld ausgehalten hat. Doch wenn dem in diesem Falle jemals so gewesen wäre, dann haben Sie es, sehr verehrte Frau Brucklacher, glänzend verstanden, diese vielleicht anfangs vorhandene Skepsis zu transformieren in Energie und Kreativität. Ich weiß, daß dieses Projekt ohne Sie so nicht geworden wäre;

und das geht nicht allein mit Seelenröstungen bei Rückschlägen, sondern nur durch tätige Mitarbeit. Ich darf deshalb auch Ihnen meinen ganz herzlichen Dank aussprechen.

Behörden und Denkmalstiftung, Wissenschaftler und ehrenamtliche Helfer ziehen an einem Strang

Lassen Sie mich nun kurz an den Anfang des Projektes Kalkofen zurückgehen. Begonnen hat das Projekt schon vor vielen Jahren mit dem allmählichen Verfall des Kalkofens. Da stand die Werkhalle leer, und das Gebälk wurde morsch, und schließlich stürzte die brüchige Gichtbühne ein. Nicht der Schwäbische Heimatbund hat sich damals Sorgen um den Kalkofen gemacht, sondern der frühere Leiter des Staatlichen Hochbauamts, Herr Körber. Er hat zusammen mit dem Bauunternehmer Herrn Hess, einem ehemaligen Kalkbrenner aus Kirchen, erste Kostenberechnungen angestellt. Auch das Denkmalamt Tübingen hat sich Sorgen gemacht, von Amts wegen, und bei jeder Dienstreise hier am Kalkofen vorbei haben die Herren Konservatoren aus dem Auto geschaut und geguckt, ob das Dach noch nicht eingebrochen ist. Der Leiter der Außenstelle Tübingen, Prof. Dr. Hubert Krins, hat lange nach einem Träger für dieses Projekt gesucht. Als wir mit der Hammerschmiede in Gröningen fertig waren, bat er uns schließlich, den Kalkofen vor dem Verfall zu bewahren. So kam der Schwäbische Heimatbund nach Untermarchtal.

Der Schwäbische Heimatbund wurde, das muß man sagen, von den staatlichen Ämtern nicht alleingelassen, und das Bürgermeisteramt warf dem Unternehmen keine Prügel in den Weg. Der Gemeinderat hat die Arbeiten mit zunehmendem Wohlwollen begleitet und durch Verzicht auf Gebühren nach Kräften unterstützt. Aus Mitteln des Landes hat das Staatliche Liegenschaftsamt Ulm 1983 das Trockenrasenbiotop samt Kalkofen gekauft und dem Heimatbund in Erbpacht zur Verfügung gestellt. Sie stehen also nicht nur vor einem technischen Kulturdenkmal, sondern auch, wie es so beim Schwäbischen Heimatbund Brauch ist, auch auf einem ausgewiesenen Biotop. Das Denkmalamt hat den Kalkofen, weil wirtschaftliche Rendite nicht zu erwarten ist, großzügig bezuschußt. Und als die Denkmalstiftung eine Zuwendung, die die Erschließungskosten des im Außenbereich liegenden Projekts mit einschloß, zugesagt hatte, konnte im Sommer 1986 mit der Instandsetzung begonnen werden.

Ganz entscheidend für die Finanzierung und den schnellen Ablauf der Bauphase war die gewissenhafte und vorsorglich vorsichtige Kostenschätzung

des Staatlichen Hochbauamtes Ulm unter der Leitung von Herrn Hauffe und seiner Nachfolgerin Frau Bernhard. Ihnen und den Bauleitern Herrn Dangel, Frau Kornbach und Herrn Reger sowie den anderen Spezialisten des Hochbauamtes sei herzlich gedankt. Unter der Führung des Staatlichen Hochbauamtes war die Mitarbeit der Handwerker und die Qualität der Ausführung gesichert. Meister und Gesellen haben bald an der besonderen und ungewöhnlichen Aufgabe Feuer gefangen. Da sind auch die Mitarbeiter der Betriebsschlosserei der Ulmer Weißkalkwerke zu nennen. Sie wissen mit schweren Eisenteilen umzugehen, vorzugsweise mit schnell laufenden Transmissionen. Ohne die fachliche und tatkräftige, nicht zuletzt finanzielle Hilfe der Ulmer Weißkalkwerke, die sich bis in die Festvorbereitung erstreckte, wären wir noch nicht so weit. Der Betriebsleitung sei herzlich gedankt. Vor allem die Unterschreitung des Kostenvoranschlages um ein Viertel hat die von Sponsoren gespendeten Gelder für die Phase der Forschung und für den Entwurfsplan des Museums frei gemacht. Die Gesamtkosten werden durch Zuschüsse des Landes, durch Zuwendungen der Denkmalstiftung und der Gebietskörperschaften, durch Spenden von Banken, der Elektrizitätswirtschaft und der Industrie sowie durch Eigenmittel des Heimatbundes gedeckt.

Für Herrn Brucklacher war die denkmalpflegerische Instandsetzung des Bauwerks und die Rekonstruktion der Betriebseinrichtung nicht das Ende seines Auftrags. Für ihn war dies Anlaß, darüber hinaus eine Forschung in Gang zu setzen, für die er das Institut für Geschichte der Naturwissenschaften und Technik an der Universität Stuttgart interessierte; namentlich Dr. Albrecht und zehn seiner Studenten haben drei Semester lang geforscht. Zuerst hieß das Thema *Kalkbrennerei zwischen Alb und Alpen*, jetzt heißt das Buch, das letzten Endes daraus entstanden ist, *Die Kalk- und Zementindustrie in Württemberg – eine Industriegeschichte*. Es wird in der Buchreihe des Landesmuseums für Technik und Arbeit unter dem Signum des Schwäbischen Heimatbundes erscheinen und ist die erste zusammenhängende Darstellung der Entwicklung, die mit der Industriespionage eines für sein Land sorgenden Königs am Beginn des 19. Jahrhunderts anfängt und mit der Unternehmenskonzentration in der Gegenwart endet. Die Technikgeschichte von Produkten ist hier aufgezeichnet, die als Zement auf der einen Seite mit dem Werbespruch *Beton, es kommt darauf an, was man draus macht* gegen unsachliche Diffamierung verteidigt werden müssen und auf der anderen Seite als ungebrannter und als gebrannter Kalk

unentbehrliche Hilfsmittel für eine gesunde Umwelt geworden sind.

Das Buch mag für die Wissenschaftler das eigentlich wesentliche Ergebnis ihrer Arbeit sein, und der Heimatbund ist stolz darauf. Für den Kalkofen Untermarchtal ist jedoch die daraus entwickelte Ausstellung das, was ihn zum Technik-Museum macht. Wir haben für die gestalterische Umsetzung und Einfügung den Ausstellungsdesigner Wolf-Dieter Gericke gewonnen. Dr. Karlheinz Fuchs hat die Texte redaktionell überarbeitet. Wir hoffen, daß wir die Zielgruppen – die Schulen, die Berufsschulen, die mit Kalk und Zement verbundenen Berufsgruppen und die Bevölkerung dieser Region – mit dem Museum erreichen und ansprechen.

Schwäbischer Heimatbund:

Nicht nur «Spezialist für hoffnungslose Fälle»

Wenn also auch immer wieder auf die Hilfe von Profis, von Fachleuten zurückgegriffen wurde, so kann das Engagement der ehrenamtlichen Mitarbeiter, ob nun in der Leitung des Projekts oder an der Basis vor Ort, gar nicht hoch genug eingeschätzt



Jürgen Brucklacher, unermüdlicher «Motor» des Kalkofen-Museums, hat gerade den Brand im Kamin angezündet und blickt hoffnungsvoll nach oben.



Signal fürs Umland: Der Kalkofen brennt wieder.

werden. Dabei geht es gar nicht um die finanzielle Ersparnis, die durch die vielen unbezahlten Arbeitsstunden erzielt wurde. Ohne dieses Opfer wäre so ein «hoffnungsloser Fall» wie unser Kalkofen sowieso kaum jemals wieder entstanden. Nein, es geht um das idealistische Prinzip, das sich hier in Form eines ehrenamtlichen Engagements in einem Verein zeigt. Wer ehrenamtlich arbeitet, der gibt seine Freizeit, seine Zeit und Energie selbstlos – also nicht in erster Linie zum eigenen Nutzen, auch nicht für den Verein oder die Organisation – die sind ja nur Mittel zum guten Zweck –, sondern letztlich für die Allgemeinheit, für unsere Gesellschaft, für unsere menschliche Gemeinschaft. Ich will diese Gedanken hier nicht weiter vertiefen, zumal gerade Ihnen, verehrte Festgesellschaft, der Wert dieses ehrenamtlichen Engagements wohl bekannt ist. Der Ruf nach dem bezahlten Profi erschallt heutzutage immer öfter, aber für den Heimatbund ist dies nicht immer die beste Lösung. Professionelles und ehrenamtliches Arbeiten sind, so möchte ich zusammenfassen, für uns gleichwertige Partner.

Am Anfang meiner Ansprache bin ich auf die zunehmende Bedeutung der Technikgeschichte eingegangen und habe die große öffentliche Resonanz erwähnt, die diese Disziplin mittlerweile erfährt. Das heißt aber keineswegs, daß alle anstehenden Probleme schon gelöst wären; im Gegenteil, durch

das zunehmende Interesse wird unsere Aufmerksamkeit auf Aufgaben gelenkt, die bisher unentdeckt blieben. Für den Heimatbund stellen sich diese Aufgaben im Bereich des Denkmalschutzes, nach wie vor ist unser Verein der einzige im Lande, der sich den Denkmalschutz als zentrale Aufgabe gestellt hat. Gerade unser Kalkofen, aber auch die Hammerschmiede in Gröningen und sogar die alte Archenbrücke in Langenburg-Bächlingen sind Beispiele, bei denen sich Technikgeschichte und Denkmalschutz berühren. Ich darf Ihnen, werte Festgesellschaft, wie auch der weiteren Öffentlichkeit versichern, daß der Schwäbische Heimatbund auch weiterhin dazu bereit sein wird, in diesem Bereich aufs neue Verantwortung zu übernehmen. Viele erhaltenswerte technische Kulturdenkmäler sind Zeugnisse menschlichen Erfindungsgeistes, aber auch alltäglicher Mühen und Plagen, zeigen uns die Vielfalt und die soziale Bedingtheit der menschlichen Arbeit. Der Heimatbund will nicht in den Ruf kommen, ein Spezialist für «hoffnungslose Fälle» zu werden, für technische Kulturdenkmale, die sonst dem Verfall preisgegeben wären. Aber ganz hoffnungslos braucht niemand zu sein, der uns auf eine neue Aufgabe aufmerksam macht. Wir stehen zu unserem Wort.

Außerhalb des Bereiches Denkmalpflege stellen sich dem Heimatbund mehr und mehr Aufgaben, an denen wir nicht vorbeigehen wollen. Ich will an dieser Stelle nur ein Aufgabenfeld erwähnen, das wir innerhalb des Heimatbundes mit Tatkraft angehen wollen: unsere Orts-, Stadt- und Regionalgruppen. Einige von Ihnen wissen vielleicht, daß der Heimatbund bzw. sein Vorgänger, der Bund für Heimatschutz, in den 20er Jahren bis zu 70 Ortsgruppen hatte. Leider, so können wir heute sagen, wurde beim Wiederaufbau des Verbandes nach dem Zweiten Weltkrieg nicht genügend auf die Wiederherstellung dieser lokalen Präsenz geachtet, die einmal unser gesamtes Vereinsgebiet abdeckte. Um so erfreulicher, wenn es in der jüngsten Zeit gelang, etwas Bewegung in die Struktur unserer Orts- und Regionalgruppen zu bringen. Einem oft geäußerten Wunsch entsprechend konnten wir im Winter letzten Jahres eine Stadtgruppe Stuttgart gründen, und im Frühjahr gelang eine weitere Gründung: unsere Ortsgruppe Untermarchtal.

Was von den Mitgliedern der Ortsgruppe, oft unter Mithilfe der Familien, geleistet wurde, ist erstaunlich und bemerkenswert: Wir alle sind ja heute Gast der Untermarchtaler Ortsgruppe, die es hervorragend verstanden hat, ein würdiges und gleichzeitig fröhliches Fest zu organisieren. Für diese Leistung möchte ich Ihnen meine besondere Anerkennung

und meinen herzlichen Dank aussprechen. Wenn wir nun allerdings unsere jüngste Ortsgruppe lediglich als Wächter und Betreuer des Kalkofens sehen, so ist dies keineswegs richtig. Die Aufgaben des Heimatbundes sind breit gestreut, nicht nur in den großen Städten, sondern genauso auf dem Lande. Die Gruppe wird künftig in der Gemeinde eine starke Lobby sein für Kultur und Natur. Sie wird ein sachkundiges Wort mitreden bei Entscheidungen, die in der Gemeinde fallen, denn gerade das Leben im ländlichen Raum ist für den Heimatbund ein unersetzlicher Bestandteil zum Erhalt unserer tradierten Formen des Lebens und Arbeitens. Wir wollen nicht, daß allzu viele Menschen und Ideen in die Städte und Metropolen abwandern, daß die letzten Läden auf dem Dorfe schließen und die Bauern ihre Höfe aufgeben, daß der Zug der Zeit am Dorf und an den ländlichen Regionen vorbeifährt – und das mit dem Zug ist ja hier in Untermarchtal ganz wörtlich zu nehmen. In diesem Sinne darf ich unseren Mitstreitern vor Ort viel Glück, viel Kraft und Phantasie für die Zukunft wünschen. Bei allen anstehenden Problemen haben sie die volle Unterstützung des Vereinsvorstandes, unserer Fachausschüsse und der Geschäftsführung. Sie haben ganz hervorragend begonnen, viel Erfolg auch weiterhin!



Dr. Manfred Bulling übergibt Wolfgang Rieger, dem Vorsitzenden der neuen Ortsgruppe Untermarchtal, den Schlüssel zum Kalkofen-Museum. Die Mitglieder der Ortsgruppe führen Gruppen und betreuen das Anwesen während der Öffnungszeiten an den Wochenenden.

Unten: Im Zelt tanzte die Landjugend Untermarchtal vor dem Signet des Schwäbischen Heimatbundes.



Museen des Landes Nr. 16: Das Fingerhut-Museum in Creglingen

Raimund Waibel

Ginge es nach dem *Großen Brockhaus*, dürfte der kleine Gegenstand gar nicht existieren: *Fingerhut* (*Digitalis L.*) heißt eine zur Familie der *Skrophulariaceen* und zur 14. Klasse, 2. Ordnung des *Linné'schen Systems* gehörende Pflanzengattung, definierte das *Conversationslexikon* 1877 erstmals den Begriff. Fast hundert Jahre später weiß die Enzyklopädie nun zwar zu spezifizieren, daß der *Fingerhut*, *F.*, *Digitalis* eine krautartige oder strauchartige Rachenblütergattung in Europa, im Mittelmeergebiet und in Westasien sei, doch das Nähutensil Fingerhut, jene für jede Näharbeit unabdingbare schützende Fingerkappe, die der Pflanze mit ihrer in der Tat fingerhutförmigen Blüte den Namen lieh, übergeht auch die neueste Ausgabe des renommiertesten deutschen Lexikons mit Schweigen. Der Fingerhut also eine quantité négligeable, ein unscheinbares alltägliches Gebrauchsstück, des Beachtens nicht wert? Ein Besuch im Fingerhut-Museum im nordwürttembergischen Creglingen vermag diesen Eindruck zu korrigieren.

Die Menschen der Steinzeit nähten mit Fingerhüten aus Knochen

Der Urahn aller Fingerhüte war wahrscheinlich ein über den Finger eines urzeitlichen Jägers und Sammlers gesteckter Röhrenknochen, mit dessen Hilfe dieser dicke Knochennadeln durch zähes Leder stach. In Lagern steinzeitlicher Mammutjäger konnten Archäologen solche Fingerhüte nachweisen. Später wird man Fingerhüte aus Elfenbein, Knochen und auch aus Holz geschnitzt haben. Mit der Entdeckung der Bronze, jener Kupfer-Zinn-Legierung, die vor rund 4500 Jahren die Werkzeug- und Waffenherstellung revolutionierte, war es dann erstmals möglich, einen relativ dauerhaften, sich kaum abnützenden Fingerschutz aus Metall herzustellen. Die klassische, noch heute übliche Form, ein konisch zulaufender Kegel mit gebohrten «Löchern», besser Tiefpunkten zum Ansetzen der Nadel, war relativ bald gefunden: Waren etruskische und griechische Fingerhüte, letztere vor allem in Kleinasien gefunden, noch eher rundlich und etwas klobig, so ähnelten die feineren römischen Fingerhüte bereits verblüffend den heute im Handel erhältlichen. Allen Fingerhüten aus Metall gemein waren seit jeher die Tiefpunkte. Der Zweck bestimmte das Design.

Ob nun tatsächlich die Römer den Fingerhut in unsere Breiten brachten oder ob nicht schon die Kelten

solche herstellten – beim hohen Stand der keltischen Metallbearbeitung wäre dies nicht verwunderlich –, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat sich der Herstellungsprozeß von der Antike bis zur frühen Neuzeit nicht wesentlich verändert: Der Fingerhut wurde als Rohling gegossen, dann innen und außen glattgedreht und poliert, schließlich die Tiefpunkte gebohrt.

Die Nürnberger «Fingerhüter» hatten lange Zeit ein Monopol

Erst im 16. Jahrhundert wurde in Nürnberg eine neue Technik entwickelt, das «Ziehen» von Metallplättchen in Vertiefungen oder über einen Dorn.

*Der Fingerhüter.
Der Tugend starcker Schutz, bezwingt der Laster Crut.*



*Bedacht ist wie ein Fingerhut,
steckunter diesem Herz und Mut,
so stechen keine Laster- und Nadeln,
die der Berleünder Bosheit weht,
dann dieser Spike bricht südest,
Wan Jobard Nithm diellnschuld adeln.*

«Der Fingerhüter». Kupferstich aus einem Nürnberger Buch der Handwerker, Mitte 18. Jahrhundert.

Voraussetzung dazu war die Entdeckung eines dehn- und streckfähigen, geschmeidigen Metalls, das die bis dahin verwandten Metalle – Bronze, Eisen und das spröde sogenannte Galmei-Messing, ein aus Kupfer unter Zusatz von zinkhaltiger «Galmei-Erde» legiertes, unreines Messing – als Werkstoff ersetzte: das mit reinem Zink legierte «echte» Messing. Als der Entdecker des Zinks wird der Arzt und Naturforscher Paracelsus angesehen, der dieses Metall 1526/27 erstmals erwähnt. Nur wenige Jahre später findet sich in einer Nürnberger Handwerksordnung um 1532 der Hinweis, daß die *Fingerhüter*, wie die Fingerhutmacher genannt wurden, ihre Produkte nun schlugen und eben nicht mehr gossen. Gleichsam über Nacht konnten die Nürnberger Fingerhüter – und mit ihnen alle Nürnberger Messinghandwerker – konkurrenzlos billig produzieren und ihre bis dahin härtesten Konkurrenten, die Holländer, hinter sich lassen.

Die Messingherstellung wurde von den Nürnbergern zur geheimen Ratssache erklärt, Außenstehenden das Betreten der Gießwerkstätten streng verboten, und sogar ein Wanderverbot für die Gesellen aller Messing verarbeitenden Berufe wurde erlassen. Meisterzeichen auf den Fingerhüten garantierten den Käufern darüber hinaus gleichbleibende Qualität. Erst Maria Theresia sollte es rund zweihundert Jahre später gelingen, den Nürnbergern ihr Geheimnis durch Industriespionage zu entreißen. Die Fingerhuthersteller der freien Reichsstadt verloren daraufhin ihre Monopolstellung.

Die Firma Gabler aus Schorndorf deckte um 1900 achtzig Prozent des Weltbedarfs

Mitte des 19. Jahrhunderts gehörten die Fingerhüter wie viele andere Metallhandwerker, etwa die Nagel- und die Kleinschmiede, zu den Opfern der industriellen Revolution. Mit Wasser- und Dampfkraft betriebene Maschinen produzierten nun immer billigere Fingerhüte in immer größerer Stückzahl. Weithin unbekannt ist die Tatsache, daß Ende letzten Jahrhunderts Fingerhut-Fabrikanten aus Württemberg und Baden ein nahezu weltweites Monopol besaßen. Allein die Firma Gabler aus Schorndorf soll um 1900 achtzig Prozent des Weltbedarfs gedeckt haben. Hinzu traten unter anderen die Firmen Sörgel & Stollmeyer in Schwäbisch Gmünd und Lotthammer & Stützel in Pforzheim. Die damals produzierten Stückzahlen muten gigantisch an: Thorvald Greif, Betreiber und Leiter des Creglinger Fingerhut-Museums, berichtet, daß von Schorndorf aus allein ins russische Zarenreich Monat für Monat ein



Oben: Römische Münzen und Fingerhüte.

Mitte: Silberfingerhüte, teils mit Porzellanbesatz. Deutschland, Ende des 19. Jahrhunderts.

Unten: Goldene Fingerhüte aus der Zeit um 1850.

ganzer Güterwagen – bis unters Dach voll mit Fingerhüten – versandt wurde.

Mit Gabler in Schorndorf verbindet die Familie Greif in der Creglinger Kohlesmühle ein besonderes Geschick. Mit der Blütezeit der württembergischen



Oben: Kunstgewerbliche Fingerhüte aus Silber, deutsche Produktion, Ende 19. Jahrhundert.

Mitte: Reklamefingerhüte verschiedener Firmen; im Hintergrund das Walzwerkzeug.

Unten: Fingerhutbehälter aus dem vorigen Jahrhundert.

Fingerhutproduktion um 1900 war zugleich auch ihr Niedergang gekommen: Die Erfindung eines Österreicher, die Nähmaschine, ließ die kleinen Helfer nach und nach obsolet werden. Nun brauchten

Schneider, Schuster und Säckler, aber auch Spezialberufe wie Segel-, Hut- oder Schirmmacher kaum noch Fingerhüte. Das Aufkommen der Massenproduktion auch auf dem Textilsektor tat ein übriges. Immer weniger wurde geflickt und gestopft, die Fingerhut-Fabriken gerieten in Absatzschwierigkeiten und dann in finanzielle Turbulenzen. Andererseits erlebte der Fingerhut im 20. Jahrhundert eine Renaissance – nun allerdings als Kunst- und Sammelgegenstand. Die Hersteller hatten sich umzustellen. Wem dies nicht gelang, der mußte seine Tore schließen. Nicht mehr das Massenprodukt konnte die Grundlage eines Unternehmens bilden, sondern der schöne, ja der exquisite, bisweilen sündhaft teure Fingerhut für das wohlhabende Bürgertum.

Aus dem Schutt der Firma Gabler Grundstock zum Fingerhut-Museum

Mitte der 60er Jahre beschloß Helmut Greif, der Vater Thorvalds, die traditionsreiche Firma Gabler in Schorndorf zu erwerben und dort die Produktion weiterzuführen. Doch sollte nie ein Fingerhut der Firma Greif-Gabler in den Handel gelangen: Nach der Herstellung einer Null-Serie brannte die Fabrik 1966 durch Brandstiftung bis auf die Grundmauern nieder. Später hat sich Helmut Greif, der den Verlust der Firma nie richtig verschmerzte, wie zum Trotz intensiv mit der Geschichte der Fingerhüter und ihrer Produkte beschäftigt. Die wenigen aus der Brandmasse geretteten Reste bilden den Grundstock des heutigen Fingerhut-Museums in der Kohlesmühle.

Gerade die Vitrinen, die der heimischen Fabrikation, nämlich den genannten Firmen aus Württemberg und Baden, gewidmet sind, verdienen besondere Beachtung, erinnern sie doch an einen untergegangenen Industriezweig des Landes, dessen Produkte einst den Weltmarkt beherrschten. Obgleich als Einzelobjekt oft eher unscheinbar, darf die Sammlung als einmalig gelten. Nirgends sonst in Baden-Württemberg wird der landesgeschichtlich Interessierte Vergleichbares finden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die ausgestellten Fingerhüte nur einen matten Abglanz der einstigen Produktfülle darstellen, wie der auf die stattliche Länge von sechs Meter ausfaltbare Gablersche Werkskatalog, in dem mehr als viertausend verschiedene Fingerhüte abgebildet sind, beweist.

Das Faszinosum des Fingerhut-Museums liegt im Detail. Fingerhüte, das bedarf keiner besonderen Erklärung, drängen sich dem Betrachter als Kunstwerke nicht auf. Angesichts tausender dieser klei-



Fingerhut-Museum Creglingen in der Kohlesmühle: Blick in den Ausstellungsraum.

nen Meisterwerke, in schier endloser Reihe ausgestellt, sollte der Besucher Geduld und viel Zeit mitbringen, denn es gilt durchaus Außergewöhnliches zu entdecken. Fingerhüte wurden nämlich auch früher nicht ausschließlich als Gebrauchsgegenstände hergestellt. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert erschien der hautnahe Fingerschutz dem Kunsthandwerk als geeigneter Träger für filigrane Meisterwerke. Gold- und Silberschmiede ziselierten, punzten und ätzen kunstvolle Bilder und Reliefs auf engstem Raum – in Creglingen etwa sind wunderschöne Niello-, also Schwefelsilber-, und Toledoarbeiten zu sehen –, verzierten ihre «Ware» mit Silber- oder Golddraht und besetzten sie mit Edelsteinen. Sogar die berühmte Meißener Porzellanmanufaktur entdeckte den Fingerhut. Das Nähutensil Fingerhut wurde zum kunstgewerblichen Gut.

An der Form läßt sich unschwer erkennen, daß solche Stücke nie zum Gebrauch bestimmt waren, denn auf der glatten Oberfläche rutscht jede Nadel ab. Nähen ist mit ihnen nicht möglich. Doch schon früh waren diese Raritäten als Geschenk und als Sammlerobjekt begehrt. Als ein Geschenk war auch der wohl wertvollste je hergestellte Fingerhut einst bei Gabler in Schorndorf in Auftrag gegeben worden: Ein Hochzeitsgeschenk des Königs von Siam an seine Braut, ein Fingerhut in Form einer Lotusblüte, worauf der Name der Prinzessin in buchstabenförmig geschliffenen Brillanten prangte. Das kö-

nigliche Geschenk war zudem besetzt mit Saphiren, Rubinen und Smaragden. Im Jahre 1903 hatte der Herrscher aus Asien dafür 1,1 Millionen Goldmark auf den Tisch des Hauses Gabler geblättert, eine Summe, die etwa 40 Millionen DM entspricht.

Sternenbanner, Sissy, Diana und Prinz Charles

Im Kunstgewerbe ist das Schöne vom Kitsch oft nur durch eine hauchdünne Linie getrennt. Kunstfertigkeit und die Verwendung wertvoller Materialien bieten leider keinen Schutz vor schlechtem Geschmack. Auch von der dunklen Seite der Fingerhutkunst präsentiert das Museum in der Creglinger Kohlesmühle «exquisite» Stücke. Der für einen Wettbewerb in den USA hergestellte, an den Patriotismus der Amerikaner appellierende Fingerhut in Form eines gerollten Sternbanners, dessen Sterne aus geschliffenen Brillanten bestehen, vermag als ein Muster an Perfektion dem Betrachter noch Achtung abzugewinnen. Doch Stücke aus Gummi und Plastik, wo Rüschen und kitschige Bonbonfarben dominieren, verbreiten nur noch eisiges Grausen. Die Kunst sank zu Nippes herab.

Doch nicht nur das rare Sammlerstück oder die Kuriosität vermag den Besucher zu fesseln. Das Erscheinungsbild des industriellen, des maschinell gewalzten und geprägten Fingerhuts ist ebenfalls erstaunlich facettenreich. Auch Exemplare aus der

Massenproduktion bestechen durch zeitlose Eleganz, andere läßt der Dekor zu interessanten Zeitzeugen werden: Ein Fingerhut mit der Umschrift 1915 – Vaterlands Dank etwa stimmt nachdenklich, ein umlaufendes Hakenkreuz-Band wirkt heute befremdlich. In der künstlerischen Beurteilung des Vaterunsers auf einem Fingerhut, dessen erhabene Buchstaben die Rolle der Tiefpunkte übernehmen, tut sich der Kritiker schwer. Mit dem Konterfei der Herrscher trafen die Hersteller offenbar einst wie heute den Publikumsgeschmack. Sissy und der alte Kaiser Franz Josef II., die Königinnen Juliane und Beatrix der Niederlande, Queen Elisabeth und Diana mit Prinz Charles: Der europäische Hochadel en miniature erfreute und erfreut Frauenherzen.

In der auf die Fingerhüte als umlaufendes Band aufgelöteten «Galerie» eröffnete sich den Fingerhut-Fabrikanten ein weites Feld. Bald wurden tausenderlei Ornamente gewalzt und gestanzt. Firmen entdeckten den Fingerhut als Werbeträger, und sogar Genrebildchen traten hinzu. In einem aus dem Gablerschen Firmenarchiv geretteten Galerie-Musterbuch besitzt das Museum eine besondere wirtschaftshistorische Rarität, mit Hunderten von Dekorbeispielen, begleitet jeweils von einem aufgenähten Musterstück.

Creglinger Fingerhut-Museum:
private Initiative der Familie Greif

Das Museum in der Kohlesmühle ist ein rein privates Unterfangen, betrieben ohne öffentliche Zuschüsse unter unermüdlichem Einsatz der ganzen Familie Greif, entstanden aus der Sammelleidenschaft zweier Goldschmiede, aber auch aus dem Bestreben heraus, einem untergegangenen Handwerk ein Denkmal zu setzen. Dies verdient vorbehaltlos Anerkennung. Man wird aber das Museum in seiner heutigen Gestalt nicht als endgültig ansehen dürfen. Thorvald Greif will sich mit der gegenwärtigen Präsentation nicht zufrieden geben. Es bestehen Aus- und Umbaupläne. Der historische Teil der Ausstellung, die Entwicklung des Fingerhüter-Handwerks, verdient es sicher, mehr in den Mittelpunkt gerückt und ausführlicher dargestellt zu werden. Es empfiehlt sich etwa, die geschilderte Entwicklung der verschiedenen Herstellungstechniken anhand einzelner besonders anschaulicher Fingerhüte sowie mit Reproduktionen alter Abbildungen vorzustellen. Gesenke, Lochwalzen, Fingerhut- und Lochungsmaße und ähnliches besitzt das Museum dazu bereits; und die Fingerhüte ohnehin. Nicht nur das fertige Produkt, sondern auch der Produktionsprozeß, die Herstellung von Fingerhü-



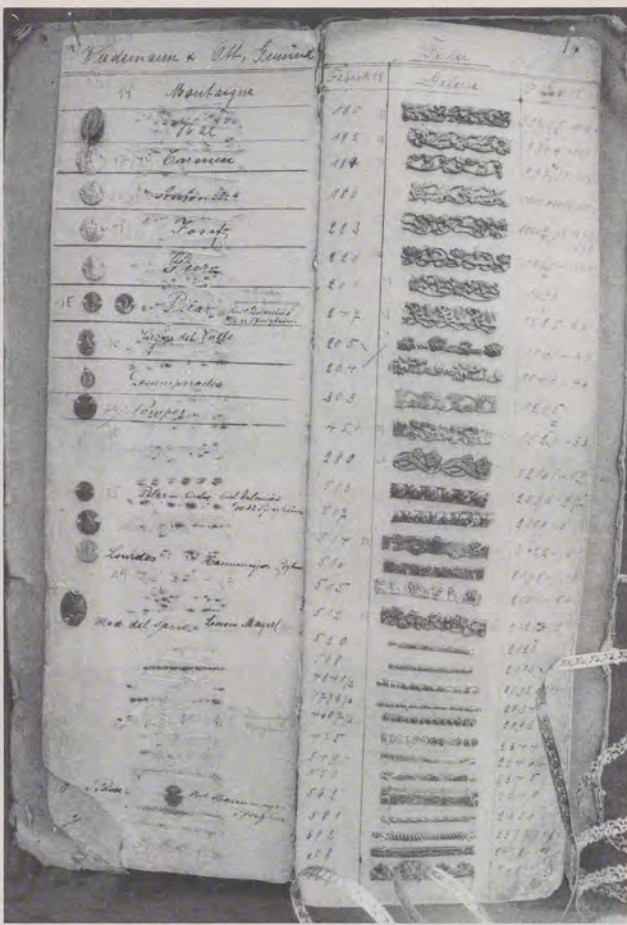
Reklamefingerhüte unterschiedlicher Firmen, hergestellt in der Fabrik Gabler, Schorndorf, um 1925.



Fingerhüte in Niello- und Toledotechnik aus dem 19. und 20. Jahrhundert.



Spezialfingerhüte. Von links: japanischer Lederfingerring, Fingerhut eines Augenarztes zum Nähen und Gummifingerhut zum Geld- und Seitenzählen.



Musterbuch der Firma Gabler in Schorndorf. Links Heiligenmedaillons, rechts Fingerhut-Galerien, Metallstreifen mit plastischer Ausprägung.

ten, soll später einmal dem Besucher vor Augen geführt werden. Dazu ist geplant, das alte Mühlrad der Kohlesmühle wieder in Gang zu setzen, um damit Maschinen anzutreiben. Diese Maschinen allerdings, die gibt es nicht mehr. Thorvald Greif behilft sich, indem er ähnliche Maschinen erwirbt und sie für die Fingerhut-Produktion umrüstet. Der Goldschmied betätigt sich als Maschinenbauer. Manches ist auch neu zu erfinden und vieles einfach geduldig auszuprobieren; der Tüftler Greif ist gefordert.

Der Goldschmied Thorvald Greif, der in der Kohlesmühle eine Spezialfirma für Trachten- und Uniformknöpfe betreibt, widmet sich – neben dem Fingerhutsammeln gleichsam als berufsverwandtem Hobby – ohnehin seit vielen Jahren in kleinem Umfang der Fabrikation von Fingerhüten aus Edelmetall. Seine ganze Liebe aber gehört den Spezialaufträgen, den Geschenk- und Gedenk-Fingerhüten, die bei ihm für verschiedenste Anlässe, etwa für silberne und goldene Hochzeiten, zur Feier des Einzugs ins Eigenheim, der Geburt eines Enkels oder einfach von Sammlern als Unikate in Auftrag gegeben werden. Nicht selten sinniert und konstruiert er

tagelang, bevor ein Wunderwerk entstehen kann wie jüngst ein Gewächshaus aus Bleiglas und Gold. Der Erlös aus der Fingerhut-Produktion fließt dann nicht zuletzt in den Ausbau des Creglinger Museums. Der Kreis um den Fingerhut im Leben der Familie Greif schließt sich.

Literatur zum Thema:

Greif, Helmut: Gespräche über Fingerhüte. Klagenfurt 1983
 Greif, Helmut: Die Nürnberger Fingerhüter. Trier 1987
 Rund um den Fingerhut. Zeitschrift hrsg. vom Verein Freunde des Fingerhuts e.V.

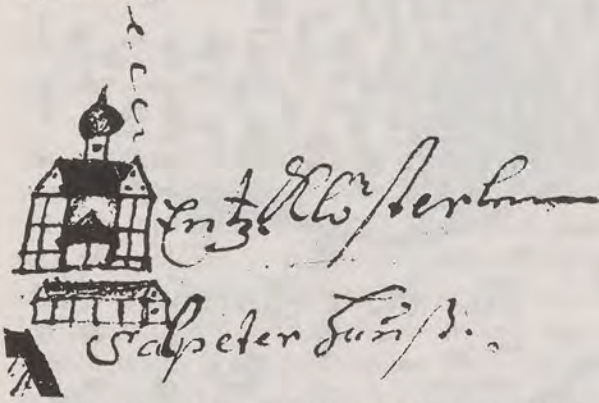
Fingerhut-Museum Creglingen, Kohlesmühle.

Dieses Museum liegt gegenüber der Herrgottskirche mit dem berühmten Riemenschneider-Altar, ungefähr auf halbem Weg zwischen Bad Mergentheim und Rothenburg ob der Tauber.
 Öffnungszeiten: April bis Oktober täglich 9.00 bis 18.00 Uhr,
 November bis März täglich 13.00 bis 16.00 Uhr,
 Telefon (07933) 370.



Thorvald Greif beim Ziehen eines Fingerhuts über einen Dorn.

Das Altensteiger Stadtarchiv birgt in seinem Stahlschrank eine kleine Kostbarkeit, den *Kirch-Spihls-Abriss von dem Veld-Meßer, Johann Conrad* aus dem Jahr 1723: *Außer gemeiner Statt ältern Statuten Buch, Concervirend hauptsächlich des Altenstaiger Kirchspihs Weitreichung*. Die liebevoll gezeichnete Karte umfaßt das große Gebiet von Altensteig an der Nagold bis zur Schramberg-Hochebene am Scheitel zur Murg. Die außerhalb der Kirchspiel-Weitreiche mit Häuschen, Kirchen und Burgen dargestellten Dörfer und Weiler, die Mühlen, Höfe und Brunnen, die Grenzsteine und Lachen (Grenzbäume) geben dem nicht maßstäblichen Grenzverlauf die geographische Stütze. Fast im Mittelpunkt der Karte fällt dem Betrachter ein relativ großes, kirchenartiges, von einem Zwiebeltürmchen gekröntes Gebäude besonders auf: das *Entz Clösterlen* und unmittelbar darunter das vergleichsweise nieder, aber langgestreckte *Salpeter Hausß*.



Vergrößerter Ausschnitt aus der Karte des Altensteiger Kirchspihs von 1723 mit «Entz Clösterlen» und dem «Salpeter Hausß».

Über das *Entz Clösterlen* ist schon mehrfach geforscht und geschrieben worden. Was aber hat es mit dem *Salpeter Hausß* auf sich, um das sich bisher noch niemand gekümmert hat? Was war das für ein Gebäude, was hat sich darin abgespielt und wie war es innen wohl eingerichtet? Diesen Fragen wollen wir im folgenden nachgehen.

Zunächst erscheint der Standort, seine unmittelbare Nähe zum *Entz Clösterlen* bemerkenswert. Wir müssen deshalb kurz die Geschichte des Enz-Klösterleins streifen.

Nach der Blaubeurer Chronik weihte der Konstanzer Bischof Hermann im Jahr 1145 die Kapelle im Enztal. Ob die Jahreszahl stimmt, berührt uns hier nicht. Von Bedeutung ist eine Urkunde aus dem Jahr 1330, in welcher die Herren Albert von Berneck, Heinrich von Fautsberg (Vogtsberg) und Konrad

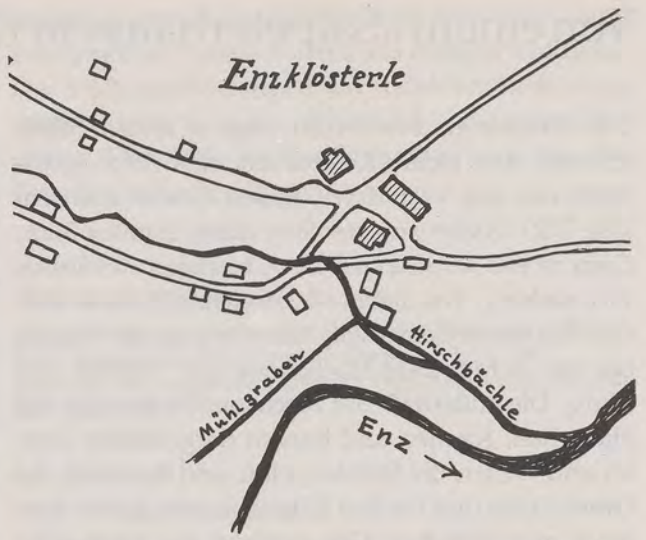
von Wöllhausen den in elf Ortschaften liegenden Besitz des Enz-Klösterleins bestätigen und das Kloster den Zisterziensern in Herrenalb vermachen. Offen bleibt, ob im Enz-Klösterlein tatsächlich eine klösterliche Gemeinschaft bestanden hat und ob diese gegebenenfalls von Mönchen oder Nonnen getragen worden ist. Das Enz-Klösterlein samt den dazugehörenden Besitzungen kam im Jahr 1443 an das Chorherrenstift Herrenberg. Der neue Eigentümer veräußerte einen Teil der Besitzungen. Zwei Jahre später wandelten die Chorherren das Enz-Klösterlein in einen Bauernhof um, in das sogenannte Klosterlehen. 1449 wurde *das hus und din hoffe zu dem Entz clösterlin geligen mit wayd mit wasser mit veld und mit holtz als dann darzu gehört* für sechs Gulden Jahressteuer Hans Möcklin zu Erblehen gegeben. 150 Jahre lang hatte dieser Lehenshof, auch Enzmeierei genannt, mehrere Inhaber, bis ihn dann 1599 Herzog Friedrich I. von Württemberg erwarb.

Gebäudegruppe nachgewiesen seit 1723

Hus und hoff bildeten zusammen mit dem Rest der einstigen Klosterkapelle über viele Jahrzehnte hinweg den markanten Kern des nur wenige Häuser umfassenden Orts *Enzklösterlen*. In den alten Verträgen werden immer wieder das Hofgebäude sowie landwirtschaftliche Nebengebäude genannt. Alles spricht dafür, daß das Hofgebäude den Standort des heutigen Hotels «Krone» innehatte, daß die landwirtschaftlichen Nebengebäude nur durch den Weg getrennt gegenüberlagen und die zum Teil abgetragene und baulich veränderte Kapelle etwas oberhalb davon, das heißt hangaufwärts am Fuß des Schneckenkopfes, gestanden hat.

Auf einer Waldkarte zum *Lagerbuch über den Neuenbürger Oberforst* aus dem Jahr 1763, sodann in einem Plan zu *Hoff und Weiler Enz Cloesterle* von 1779 und noch in der ersten Flurkarte NW XV 38 vom Jahr 1835 sticht dieses «Dreier-Ensemble» hervor. Daß die Altensteiger Kirchspielkarte von 1723 nur die «Zweier-Gruppe» zeigt, lag sicher am besonderen Eindruck der Gebäude auf den Feldmesser Conrad: Das Hofgebäude war sicher nicht so einprägsam wie die einstige Kapelle und das Salpeterhaus.

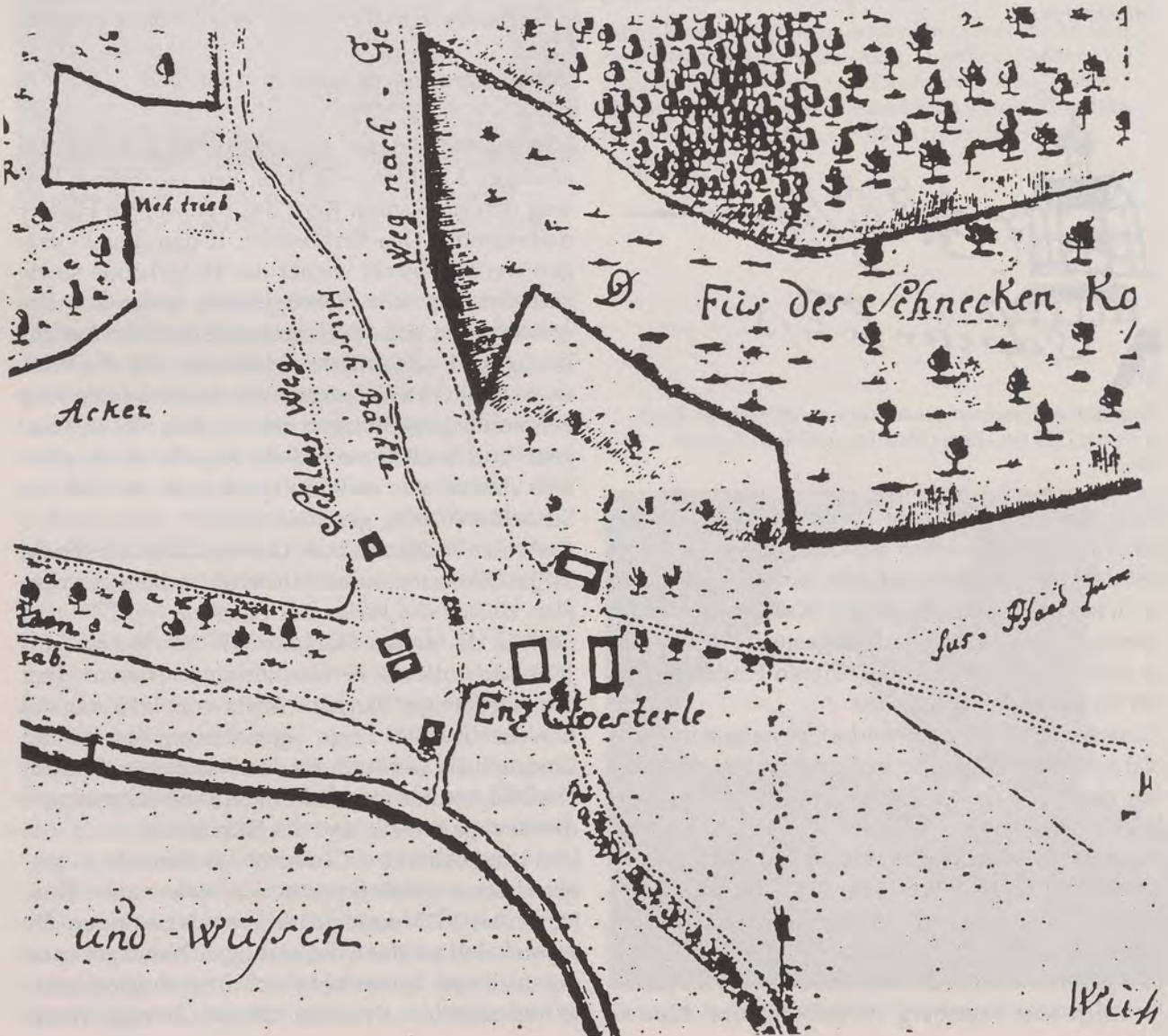
Den langgestreckten Grundriß des ehemaligen Salpeterhauses glauben wir in der maßgenauen Flurkarte von 1835 noch deutlich wiederzufinden. Es handelt sich um das wohl wichtigste Nebengebäude des früheren Lehenshofs, das ursprünglich landwirtschaftlichen Zwecken diente. Herzog Fried-



Oben: Ausschnitt aus der Flurkarte 1:25 000 von 1835; schraffiert das Dreier-Ensemble.

Oben links: Vergrößerter Ausschnitt aus einer Lagerbuchkarte von 1763 mit Dreier-Ensemble.

Unten: Auch auf dem Plan von 1779 «Hoff und Weiler Enz Cloesterle» fällt die Dreier-Gruppe ins Auge.



rich I. von Württemberg hatte im angekauften Lehenshof nach 1599 eine Holz- und Floßfaktorei einrichten lassen. Nach über sechzehn Jahrzehnten unterschiedlicher Nutzung übernahm im Jahr 1763 der Pächter Johann Schraft aus Bernbach das Anwesen, das er später durch Kauf in sein Eigentum bringen konnte. Seitdem ist der im weiteren Verlauf aufgesplitterte Besitz in privaten Händen geblieben.

In welchem Jahr das Gebäude als Salpeterhaus eingerichtet wurde und wie lange es der Salpetergewinnung diente, ist nicht bekannt. Fest steht nur, daß es im Jahr 1723, als die Kirchspielkarte entstand, diese Funktion bereits hatte. Anzunehmen ist auch, daß das Gebäude seit 1763 mit der Übernahme des Lehenshofs durch Johann Schraft diesem besonderen Zweck nicht mehr zur Verfügung stand.

Betagte Dorfbewohner von Enzklösterle glauben sich an ein langgestrecktes Holzgebäude auf niederem Sandsteinsockel gegenüber dem Hotel «Krone» bis Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts erinnern zu können. In der Flurkarte des Jahres 1938 ist es nicht mehr eingezeichnet.

Salpeter, ein rarer Rohstoff –
gesucht zum Schießen und Sprengen

Ohne Salpeter kein Schießpulver, ohne Schießpulver keine Gewehre und Kanonen! War der Bedarf an Salpeter im 14. und 15. Jahrhundert noch gering, weil neben seiner Anwendung im Apothekerwesen und Goldhandwerk die Verbreitung der Feuerwaffen nur langsam voranschritt, so änderte sich die Lage seit dem 16./17. Jahrhundert durch die häufigen Kriege und die gesteigerte Feuerkraft. Salpeter wurde zur Mangelware. Diesen Rohstoff zu haben oder nicht zu haben, entschied über Macht und Ohnmacht von Territorialherren, Städten und Ländern.

Die Ausbeute der natürlichen Salpeter-Lagerstätten in Spanien, Ungarn, Galizien, Siebenbürgen und die Importe aus Ägypten, Vorderasien und Bengalen reichten nicht mehr aus. Außerdem waren die langen, kontrollier- und blockierbaren Transportwege zu unsicher. Kein Wunder, daß sich nun alle Anstrengungen auf die Eigenerzeugung des Salpeters richteten.

Die Gewinnung und Verwendung des Salpeters erhielt einen so hohen Rang, daß beispielsweise in Preußen Königlich Preußische Salpeter-Mandate oder im Herzogtum Württemberg die Salpeter-Ordnungen von 1665, 1699 und 1747 erlassen wurden. In der *Württ. Erneuernten Salpeter-Ordnung* vom 20. Juni 1747 lesen wir: *Es solle kein Haus oder Gebäu, es gehöre wem es wolle, auch eigene Herrschaftliche,*

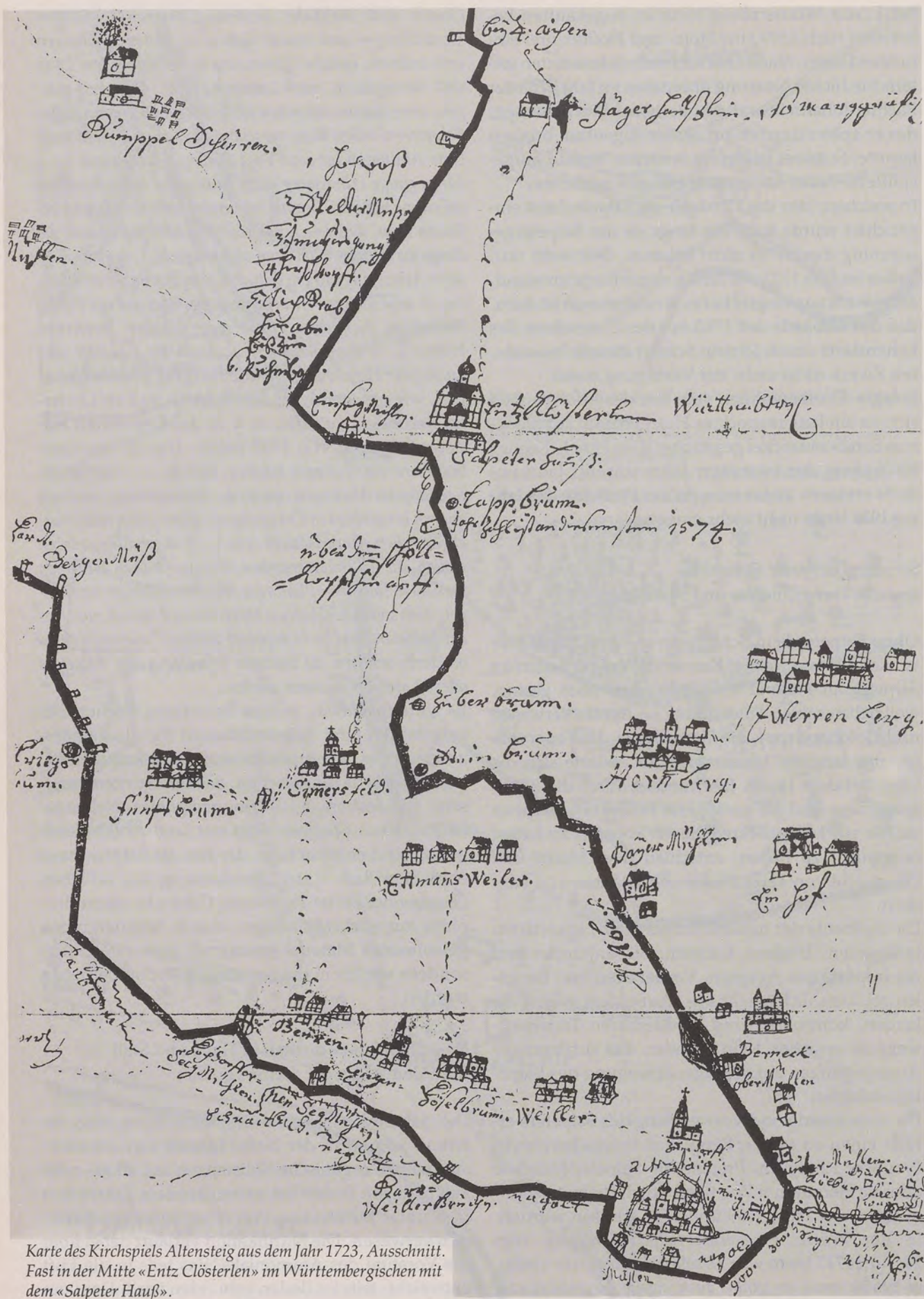
Geist= und Weltliche, bevorab Closters=Geistliche= Verwaltung= und andere Gebäu an Keltern, Scheuren und anderen, es habe Namen wie es wollte, in dem Land und Herzogthum, auch Landes=Fürstl. Obrigkeit gelegen, ohne sondere ausgebrachte gnädigste Befreyung, von Salpeter=Graben nicht verschont bleiben, wie dann jedes Orts Amtmann, es seye Vogt, Keller, Forstmeister (...) daran einige Hinderung nicht thun solle. (...) Benebens sollen auch sie die Beamte hierinnen beförderlich und beflissen seyn, daß denen Salpeter=Siedern für sie und die ihrige die nöthige Wohnung und taugliche Gelegenheit zu ihrer Arbeit, ingleichem bequeme Plätz zur Salpeter=Hüttin, es seye in einer alten Behausung, oder auf des Fleken Kosten an dienlichen Orten aufgerichteten bretternen Hüttin (...) angewiesen, (...) damit ihr Geschäft und gnädigster Herrschaft Interesse Fortgang gewinne.

Der, wie es scheint, für die Situation im Entz Clösterlen besonders zutreffende § 12 der Erneuernten Salpeter-Ordnung von 1747 lautet: *Und da man auch bisanhero wahrnehmen müssen, daß die (...) aufgerichtete Salpeter-Hüttinen, wann der Salpetersieder in einen andern benachbarten Ort gezogen, öfters gleich wiederum abgebrochen, und dadurch jene (...) abgehalten werden wollen, sie die Salpetersiedere aber dergleichen Hüttinen zu denen Salpeter=Plantages öfters noch länger benöthiget; Also sollen dergleichen Hüttinen in Zukunft, wann es der Salpetersieder nicht expresse verlangt, niemalen abgebrochen, sondern zu weiterer Pflanzung des Salpeters allezeit stehend gelassen werden.*

Es wird ersichtlich, welche Bedeutung solchen Salpeterhütten oder Salpeterhäusern für die Eigenerzeugung des begehrten Rohstoffs zugekommen ist. Wen mag es da überraschen, daß der württembergische Landesherr auch ein geeignetes Nebengebäude seines ohnehin nicht nur landwirtschaftlich genutzten Lehenshofs an der Enz als Salpeterhaus einrichten ließ. Unter Abschätzung der örtlichen Gegebenheiten ist in diesem Gebäude vermutlich nicht nur stickstoffhaltiges, durch Salpetergraben gewonnenes Material gesammelt und verarbeitet, sondern vor allem die Salpeterplantation betrieben worden.

Die «Salpeterer» durften in Haus und Stall nach dem «Salz der Steine» graben

Der Salpeter, ein Salz der Salpetersäure, also ein Nitrat, kommt in der Natur überall vor, wo stickstoffhaltige organische Substanzen auf alkali- oder kalkhaltigem Boden bei ausreichendem Zutritt von Luft unter Mitwirkung von nitrifizierenden Bakterien verwesen. Die Nitrifikation verläuft dabei über die Vorstufe des Ammoniaks, das teils in die Luft entweicht, teils im Boden gebunden wird. Der vom



Karte des Kirchspiels Altensteig aus dem Jahr 1723, Ausschnitt. Fast in der Mitte «Entz Clösterlen» im Württembergischen mit dem «Salpeter Haus».

Regen eingewaschene Salpeter kommt in Trockenzeiten durch Kapillarwirkung an die Bodenoberfläche und kristallisiert – zum Teil krustenartig – an Erdpartikeln, Steinen u. a. Hieraus erklärt sich auch die Wortabstammung vom spätlateinischen *sal petrae* = Salz der Steine.

Es war von entscheidender Bedeutung, daß der an Ort und Stelle vorkommende Salpeter in seinem Wert für die Eigenerzeugung dieses Rohstoffes erkannt worden ist. Die ergiebigsten Fundorte nitrathaltigen Materials sind dort zu suchen, wo Tier und Mensch längere Zeit gehaust haben, insbesondere in Stallungen, an Dunggruben, Mistlegen, auch in Kellern, an alten, lehmigen Hausmauern, im näheren Bereich «heimlicher Gemächer» (Abtritte), in Scheunen, Rinnen, Kanälen, an Begräbnisstätten etc.; auch in häufig von vielen Menschen aufgesuchten Gebäuden, beispielsweise in alten Kirchen, wo sich infolge von Ausdünstungen an lehmhaltigen Wänden regelrechte «Salpeterkrusten» bildeten. Ebenso galten Schutthalden, Schlachthäuser, Färbereien, Gerbereien und Brauereien als aussichtsreiche Fundorte.

Ausschlaggebend war jeweils die Anreicherung stickstoffhaltiger Materialien menschlichen, tierischen und pflanzlichen Ursprungs sowie der freie Zutritt von Luft, die einmal zu 78–79 Raumteilen aus Stickstoff besteht, zum andern für die bakterielle Umsetzung der organischen Substanzen in Nitrate allein schon unverzichtbar war. Die von Mensch und Tier ausgeatmete Luft besitzt – nebenbei bemerkt – einen erhöhten Stickstoffgehalt.

War man nun fündig geworden, so setzte das «Salpetergraben» ein, d. h. der Erdboden wurde einige Zoll tief umgehackt, Mauern abgekratzt, die salpeterhaltigen Erden, Steine, Schutt- und Geröllteile gesammelt und vor Regen und Sonne geschützt in Scheuern, Hütten oder Salpeterhäusern bis zur Weiterverarbeitung gelagert. Am scharfen, salzigen, bitter-sauren und zugleich «kühlen» Geschmack des Materials oder exakter durch Einstechen eines glühenden Eisens, das sich bei ausreichendem Nitratgehalt mit weißlichen bis gelblichen Flecken überzog, konnten die «Salpeterer» erkennen, wo sich das Graben lohnte und wo nicht.

Wie wir schon vorhin in der Württembergischen Salpeter-Ordnung von 1747 lesen konnten, sollte *kein Haus oder Gebäu* ohne besondere Befreiung vom Salpetergraben verschont bleiben. Von höchster Stelle bevollmächtigt und mit Privilegien ausgestattet waren den Salpeterern fast überall der freie Zugang und das Graben zu gewähren sowie bestimmte Frondienste zu erlassen. Mit Sicherheit hat man ihnen nicht viel Sympathie entgegengebracht.

Salpetergewinnung aus stickstoffhaltigen Abfällen in Beeten im Freien oder unter Dach

Man sprach auch von «Salpeter-Pflanzung» und bezeichnete damit die Erzeugung des Rohstoffs in sog. Salpeter-Plantagen oder Salpeter-Gärten. Der Ausdruck *Salpeter ziehen* geht auf diese Plantagen zurück, die zuerst in der Touraine in Südfrankreich aufkamen und vom 16. bis ins 19. Jahrhundert eine große Bedeutung besaßen. Auf verhältnismäßig einfache Weise war es möglich, in Beetanlagen den Salpeter selbst zu erzeugen, ihn zu «pflanzen» und sich damit vom mühsamen Graben an ungewissen und begrenzten Fundorten unabhängig zu machen. Für die Plantagen suchte man geeignete Plätze und legte die Salpeterbeete in Abständen von mindestens einem Meter, getrennt durch Zwischengänge oder Laufstege, in Reih und Glied geordnet an. Auf gestampftem Boden schichteten die Salpeterer – in der Art von Komposthaufen – stickstoffhaltige Abfälle vermischt mit lockeren, sandigen, möglichst kalk- und alkalihaltigen Erden bis etwa ein Meter hoch auf. Nach alten Beschreibungen kamen dabei kunterbunte, schauerliche Mischungen zustande: Gartenerde, hierauf eine Lage *fauler Kräuter und Pflanzen*, vermischt mit Schlachtabfällen, Exkrementen von Tier und Mensch, Blut, Federn, Horn, Häuten, Haaren, Gebeinen, verdorbenem Fleisch, Hädern, Lumpen, verfaultem Holz, dazwischen mehrfach Erden, *Gassenkoth*, Kalk; auch Ruß, Asche, *Äscherich* – Pottascherückstand –, *Heu- und Strohkehricht*, faule Kartoffeln, Früchte, Rüben, Gerberlohe, Fleischlake, verendete Tiere, moderiges Stroh von alten Dächern, allerlei Laub und Nadeln von Bäumen, Torf, Sägemehl u. a. Man begoß die aufgeschichteten Haufen mit Urin oder Jauche und überdeckte sie mit Erde, Schutt und zerstoßenen Ziegelstücken.

Die Gestalt der etwa ein Meter hohen, anderthalb Meter breiten und zwei Meter langen Beete variierte von quader- über dach- bis pyramidenförmig, zum Teil gestützt von Pfählen und Brettern. Um den Nitrifikationsprozeß zu beschleunigen, war für eine möglichst gute Durchlüftung der Beete zu sorgen, z. B. durch Einstoßen von Belüftungsgängen oder allein schon durch Verwendung «magerer Erden», d. h. wenig lehmiger, lockerer Sande. Die Salpeterbildung konnte auch dadurch schneller vorangetrieben werden, daß die Salpeterer Abfälle aus dem Salpetersud sowie bereits ausgelaugte Erden in die neuen Beete mit einmischten, sie «impften».

Der zeitliche Ablauf der Nitrifikation, also der Salpeterbildung, ist sehr temperaturabhängig, und die sich bildenden leichtlöslichen Nitrate sind stark an-

fällig gegen Auswaschung. Im freien Gelände waren Salpeterplantagen oder -gärten deshalb nur dort mit Erfolg einzurichten und zu betreiben, wo ein warmes und niederschlagarmes Klima herrschte. Im kühlen und regenreichen Schwarzwald dagegen gediehen Salpeterplantagen nur unter Dach.

E. Pászthory vermerkt in seinem Aufsatz: *Um den Prozeß von Witterungseinflüssen unabhängiger führen zu können, baute man lange Schuppen bis 20 m Breite und beliebiger Länge, in denen die Beete (...) in einem Abstand von etwa 1 m aufgeschichtet wurden.* In Enzklösterle brauchte man nicht erst einen zu bauen, der langgestreckte Schuppen war schon da; aus ihm wurde das «Salpeterhaus».

Salpeter ist nicht gleich Salpeter

Die verschiedenen Salpeterarten, deren spezifische Eigenschaften für die Verarbeitung und Verwendung ausschlaggebend sind, müssen kurz besprochen werden.

Kalksalpeter, $\text{Ca}(\text{NO}_3)_2$, ein Calciumnitrat, erhielt man beim Salpetergraben und beim Abkratzen von Mauern und Lehmwänden. Man nannte ihn «Mauersalpeter» und sprach wegen der Form seines «Ausblühens», seines Auskristallisierens, auch von «Salpeterblumen». In großem Umfang entstand das Calciumnitrat in den Beeten von Salpeterplantagen. Kalksalpeter ist wasseranziehend und mußte deshalb zur Herstellung von Schießpulver mit Pottasche (Kaliumkarbonat) in Kalisalpeter konvertiert werden: $\text{Ca}(\text{NO}_3)_2 + \text{K}_2\text{CO}_3 = 2\text{KNO}_3 + \text{CaCO}_3$.

Kalisalpeter, KNO_3 , ein Kaliumnitrat und Hauptbestandteil des Schießpulvers, mußte ursprünglich aus natürlichen Lagerstätten in Ägypten, Vorderasien, Indien, Ungarn und Spanien eingeführt werden. In gewissem Umfang kam er zusammen mit Kalksalpeter auch in Materialien vor, die durch Salpetergraben gewonnen oder in Salpeterplantagen «gezogen» wurden. Kalisalpeter ist nicht hygroskopisch, bleibt also trocken und verleiht dem Schießpulver die nötige hohe Sprengkraft. Die Hauptmenngen an Kalisalpeter erhielt man als sog. Konversionssalpeter über die chemische Umsetzung von Kalk- und später vor allem von Natronsalpeter mit Hilfe von Pottasche (Kaliumkarbonat) oder Kaliumchlorid ($\text{NaNO}_3 + \text{KCl} = \text{KNO}_3 + \text{NaCl}$). Hierbei nützte man die Affinität der Salpetersäure zum Kalium aus.

Natronsalpeter, NaNO_3 , ist ein Natriumnitrat und kam als sog. «Chilesalpeter» erst seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Europa. Mit seiner Verbreitung verschwanden allmählich die alten Gewinnungsarten des Salpetergrabens und der Salpe-

336 Salpeter-Wesen.

wann der Salpetersieder in einen andern benachbarten Ort gezogen, öfters gleich wiederum abgebrochen, und dardurch jene, daß sie so bald nicht wiederum in den Ort kommen mögen, abgehalten werden wollen, sie die Salpetersiedere aber dergleichen Hüttinen zu denen Salpeter-Plantages öfters noch länger benöthiget; Also sollen dergleichen Hüttinen in Zukunft, wann es der Salpetersieder nicht expresse verlangt, niemalen abgebrochen, sondern zu weiterer Pflanzung des Salpeters allezeit stehend gelassen werden. Erneuerte Salp. Ord. d. 20. Jun. 1747. §. 12.

Jedes Orts Stabsbeamte sollen auch dahin sehen, und gute Acht haben, daß die Salpetersiedere, weil der wenigste Theil mit Pferden und eigenem Zug versehen, und deswegen sich in Beführung des benötigten Holzes der Unterthanen Fuhrwerk bedienen müssen, mit Abnehmung allzuhohen Fuhrlohns verschont bleiben, und die jedes Orts übliche Gebühr beobachten, damit die Führung des Holzes zu rechter und bequemer Zeit ohne Hinderung der Salpeter-Arbeit, und zwar mit etlichen Wägen zumal geschehe. Wie dann auch die

Aus dem Real-Index des Württembergischen Forstwesens von 1748.

terplantation. Mit der Entdeckung großer, natürlicher und oberflächennaher Salpeterlager in einem Wüstengebiet zwischen der chilenischen Meeresküste und den Kordilleren stand ein großes Reservoir relativ preiswerten Natronsalpeters zur Verfügung. Allerdings taugte diese Salpeterart wegen ihrer hygroskopischen, d. h. ihrer wasseranziehenden Eigenschaft nicht direkt für Schießpulver und Sprengstoff, sondern mußte über das Kaliumchlorid erst noch in Kalisalpeter konvertiert werden.

Kehren wir nun in die Zeit vor der Entdeckung der chilenischen Lagerstätten und zu unserem Salpeterhaus in Enzklösterle zurück. Die langgestreckte Form des Hauses, wie sie die Kirchspielkarte festhält, läßt vermuten, daß in ihm neben einem Lager für Material aus Salpetergrabungen vor allem eine Salpeterplantage mit mehreren Beetreihen einge-

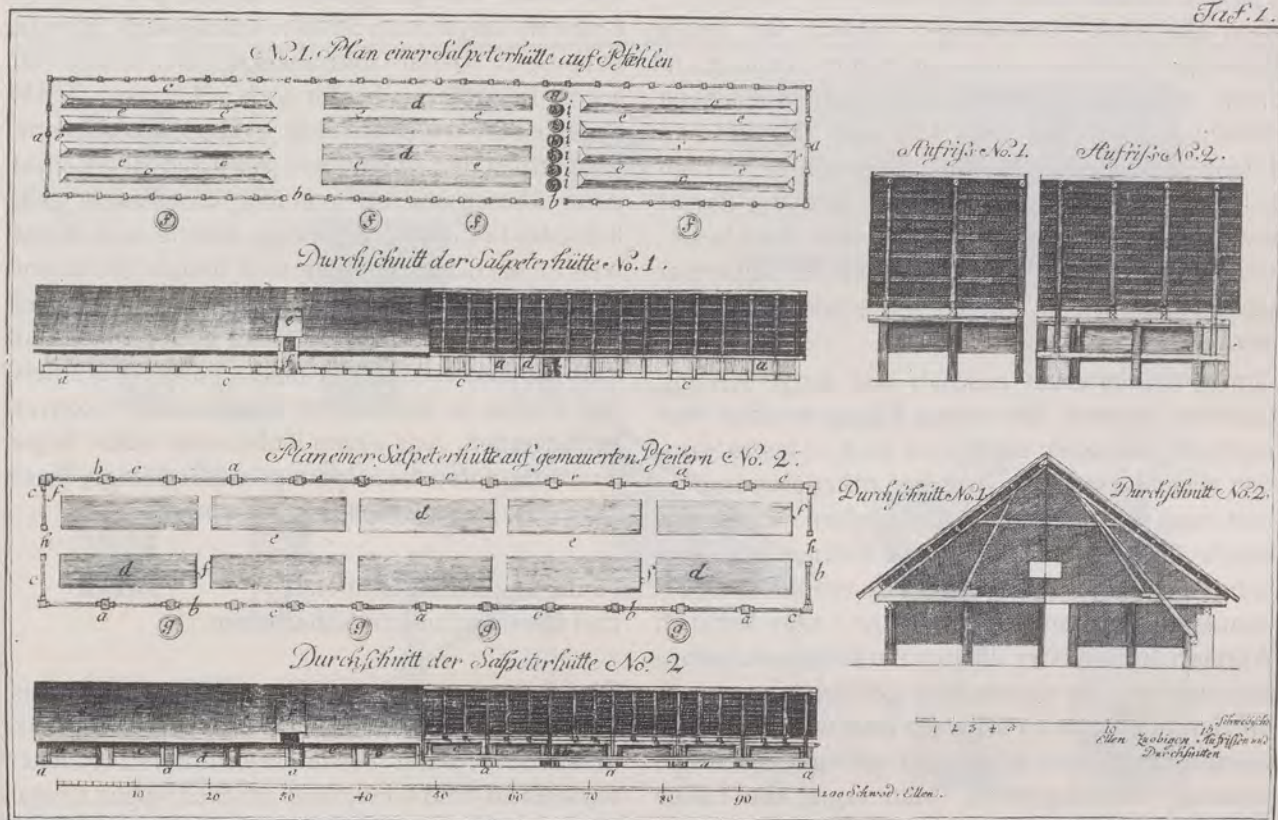
richtet war. Hierfür spricht sicherlich auch ein laufender Anfall verwendbarer Abfälle aus dem nebenliegenden Lehenshof. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat das Salpeterhaus zugleich eine Siederei umschlossen.

Auslaugen in Bottichen,
sieden der Lauge in Kesseln

Die Anlage der Beete lernten wir schon kennen; sie brauchten aber auch Pflege. Von Zeit zu Zeit mußten sie zur Durchlüftung umgeschichtet werden. Um die Salpeterpflanzungen immer etwas feucht zu halten, begoß man sie regelmäßig mit Wasser, bes-

ser noch mit stickstoff- oder laugenhaltigen Flüssigkeiten wie Waschbrühe, «Spülicht», verdünntem Urin u. a. Die Fenster der Salpeterschuppen oder -häuser waren in der warmen Jahreszeit ständig offen zu halten. Materialgemisch, Temperatur, Luftzufuhr und Pflege bestimmten Stärke und Dauer des Nitrifikationsprozesses. Waren Salpetergebäude mit Plantage und Siederei kombiniert eingerichtet, so konnten die Beete infolge der zusätzlichen Wärme früher «reifen», d. h. zum Auslaugen fertig sein. Überlieferte Angaben über die Reifungsdauer gehen weit auseinander: ein bis zwei Jahre, wobei sich die letztere Aussage sicher auf witterungsabhängige Plantagen im Freien bezog.

Taf. 1.



Erklärung der Kupferplatten.

Erste Tafel.

Plan, No. I. Ein Salpeterschuppen auf Klappwerk.

- a. Sind die Stolpen, worauf entweder Breter oder Klappwerk gesetzt werden kann.
- b. Eingang in den Schuppen.
- c. Die Erdlagen, oben spitzig zu.
- d. Andere Art von Erdlagen oder Beeten, oben ganz glatt.
- e. Gänge zwischen und um die Erdlager.
- f. Ein Urinfaß.
- g. Ein Faß zum rohen Salpeter oder vielmehr ein Laugenfaß, welches man auch zur Anfeuchtung der Erde brauchen kann.
- h. Die Erdauslaugfässer.
- i. Die Unterseßfässer.

Plan, No. II. Ein Salpeterschuppen auf steinernen Pfeilern.

- a. Pfeiler von Stein oder Backstein.
- b. Stolpen zur Einfuge an beiden Seiten der Pfeiler.
- c. Bekleidung der Breter zwischen den Stolpen.
- d. Erdlager, oben ganz glatt, wie die Gartenbeete.
- e. Großer Gang zwischen den Erdlagern.
- f. Kleine Gänge zwischen und um die Erdlager.

Profil No. I.

- a. Die Stolpen und der Dachstuhl.
- b. Das Dachgesperre.
- c. Die Windlöcher.
- d. Gestülte von dem Erdauslaug- und Unterseßfasse.
- e. Die Defnung in den Schuppen mit Lücken.
- f. Eingang in den Schuppen.

- g. Urinbehältis.
- h. Eingang in den Schuppen.

Profil No. II

- a. Steinerne Pfeiler.
 - b. Die Stolpen.
 - c. Bekleidung.
 - d. Lücken.
 - e. Das Dachgestelle.
 - f. Windfänge.
- Façaden.
- Profil No. 1. Ist der halbe Giebel vor dem Schuppen, mit Stolpen nebst dem Dache.
- Face No. 1. Ist ein Theil von dem Salpeterschuppen auf Stolpen mit dem Dachlager.
- Profil No. 2. Ist der halbe Giebel vor dem Schuppen mit steinernen Pfeilern.
- Face No. 2. Ist dessen Dachlager.

Salpeterhütte oder Salpeterhaus nach einer Darstellung von 1778. Salpeterplantage unter Dach, Plan und Legende.

Reifes Beetmaterial gelangte nunmehr zum Auslaugen in sog. Auslaugbottiche. Es handelte sich um Fässer, die nach einer Beschreibung von 1771 etwa 1¼ Ellen hoch waren, einen Boden von 2–2½ Ellen sowie eine obere Weite von 2½–3 Ellen im Durchmesser besaßen und zu mehreren erhöht auf einer Art Bank oder auf Schemeln aufgereiht standen. Die Maße mochten sich örtlich stark unterscheiden, gemeinsam ist den Fässern in der Regel ein doppelter Boden gewesen. Zwischen dem oberen durchlöchernten und dem unteren eigentlichen Faßboden verblieb ein ca. zehn Zentimeter hoher Zwischenraum, versehen mit Spundloch und Zapfhahn. Der obere durchlöchernte Boden mußte vor dem Füllen der Fässer mit einer Filterschicht aus Stroh, Moos, Spänen, Ginster- oder Heidekraut u. a. belegt werden. Die stark nitrathaltigen «Erden» der reifen Beete gab man nun in die aufgereihten Auslaugbottiche, wobei den Salpetererden nach Möglichkeit schichtweise Asche von Holz und alkalireichen Pflanzen sowie etwas Kalk beigemischt werden sollte: ca. drei bis vier Zoll dick «Erden», darauf etwa ein Zoll dick Asche mit Kalk usw. Zum besseren Eingießen des Wassers beließen die Salpeterer einen Abstand zum Bottichrand sowie eine kleine Vertiefung in der Mitte.

Am vorteilhaftesten geschah das Aufgießen mit warmem Wasser. Die ersten Fässer wurden nun randvoll gewässert; der Spund blieb 12 bis 24 Stunden verschlossen – die Angaben differieren stark –, und man mußte Wasser nachgießen, wo es sich senkte. Dann war die Zeit zum Öffnen des Zapfhahns gekommen. Da die Fässer erhöht standen, konnte die auslaufende salpetrige Lauge leicht in Wannen, Butten oder ableitenden Rinnen aufgefangen werden. Die so erhaltene gelbliche Lauge war für den Sud noch zu schwach und wurde deshalb wiederholt in noch nicht oder wenig ausgelaugte Bottiche «zurückgesetzt». Man sagte, die Lauge wird *gedoppelt*, *verdreyfacht* usw.

War die Salpeterbrühe endlich stark genug, *gesättiget*, was mit einem «Nitrometer» (Salpeterwaage, Areometer, Salzspindel) festgestellt werden konnte, so kam sie im «Siedwerk» in das «Rohlaugenfaß». Eine «sudgerechte Lauge» mußte mindestens 12–15 Grad anzeigen, d. h. 100 Pfund Lauge enthielten dann 12–15 Pfund Salpetersalz. Zu schwache Brühen hätten das Sieden nicht gelohnt. Die vollen Bottiche selbst laugten die Salpeterer so gut wie möglich, in der Regel etwa dreimal aus, wobei die abgelassenen Laugen natürlich immer schwächer wurden und nach dem vorhin beschriebenen Rezept genügend oft «zurückgesetzt» werden mußten. Ausgelaugte Erden dienten wieder für

die Neuanlage von Salpeterbeeten. Die Auslaugbottiche wurden neu gefüllt.

Es folgte nun das Sieden, «Abrauchen», «Abdunsten» der sudgerechten Salpeterlauge in großen Kesseln über einem Feuerherd. Besonders geeignet waren Kessel mit flachem Boden. Das Feuer durfte nicht zu heftig sein, nur gerade so stark, um die Lauge ständig am Kochen zu halten. Die Salpetersieder mußten die Kessel ständig mit neuer warmer Lauge behutsam, d. h. in kleinen Portionen, auffüllen. Kochschaum und Aufgeschwemmtes wurde mit der Schaumkelle abgeschöpft sowie erdiger Niederschlag am Kesselboden abgesondert und in den nebenstehenden *Pfuhleymer* gegeben; der Inhalt wanderte später in die Plantagenbeete.

Die Lauge war gar gekocht, sobald eine erkaltete Probe *mit ausgehenden Strahlen* kristallisierte oder der Areometer 90–100 Grad anzeigte. Der fertige Sud wurde in kupferne, besser noch in hölzerne Gefäße abgossen, wo er abkühlte und auskristallisierte. Man erhielt den *Salpeter vom ersten Sud*, den Rohsalpeter. Dieser war unregelmäßig kristallisiert, gelblich oder bräunlich, schmierig, klebrig und feucht, weil er noch andere Salze und fremde Stoffe enthielt. Auch bestand der Rohsalpeter trotz Beimischung von Asche in die «Erden» noch größtenteils aus Kalksalpeter; er mußte deshalb geläutert (raffiniert) und zudem in Kalisalpeter umgewandelt (konvertiert) werden. Aus einem Kubikmeter guter Salpetererde konnten die Salpeterer bei sorgfältiger Bereitung etwa 20 kg Rohsalpeter gewinnen.

Läuterung des Rohsalpeters und Umwandlung in Kalisalpeter

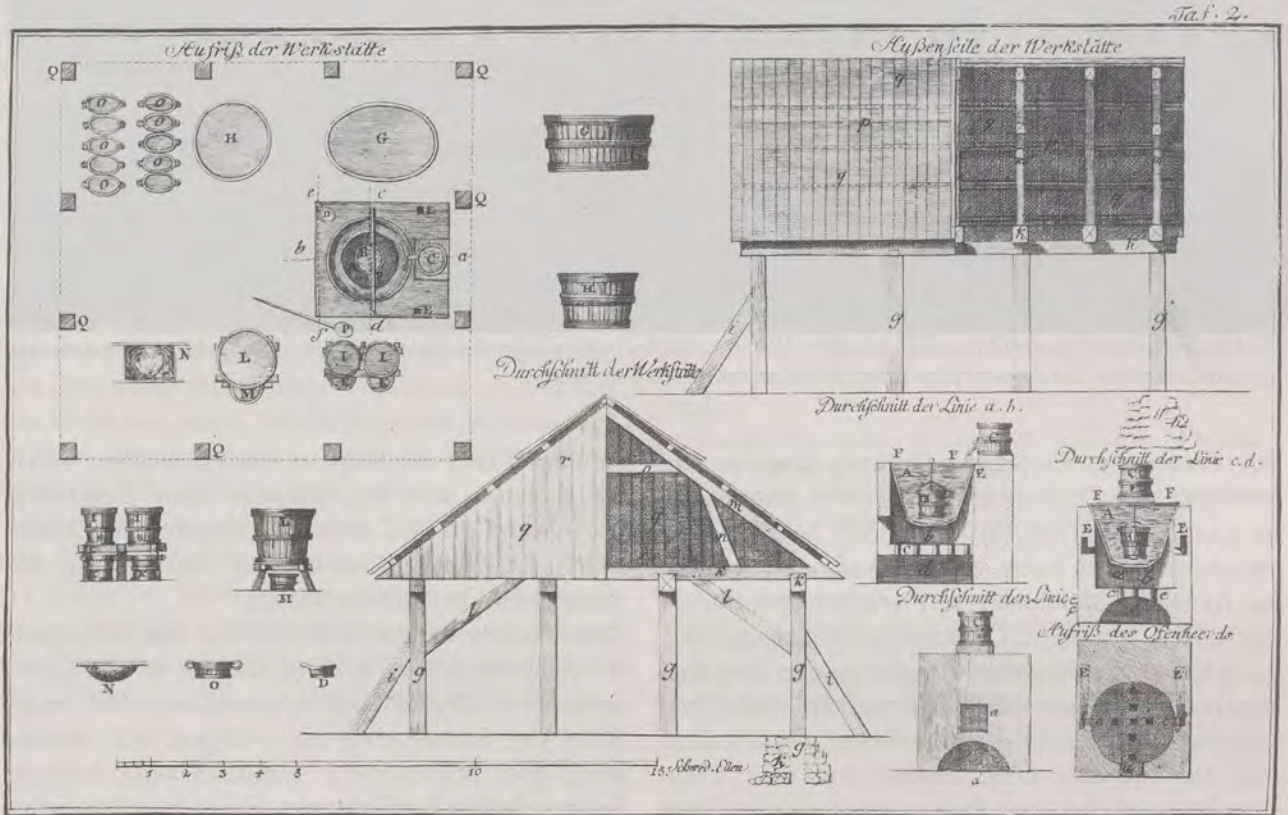
Die Läuterung des Rohsalpeters geschah unter Ausnutzung der unterschiedlichen Löslichkeit der Salze in kaltem Wasser sowie ihrer unterschiedlichen temperatur- und konzentrationsabhängigen Kristallisation. Hierzu war mehrfaches Auswaschen und ein zweiter Sud erforderlich, wobei der Lauge reichlich Holzasche oder – soweit verfügbar – rohe Pottasche beigegeben wurde. Mit Hilfe des Kaliumkarbonats, das in der Holzasche, konzentrierter noch in der rohen Pottasche enthalten ist, konnte gelöster Kalksalpeter konvertiert werden. Den ausfallenden, schwer löslichen Kalk filterten die Salpeterer zusammen mit sonstigen festen Fremdstoffen aus. Der weitere Ablauf vollzog sich wie beim ersten Sud. Die «gare», noch heiße Lauge des zweiten Suds seihete man beim Einfüllen in die kupfernen oder hölzernen Kristallisiergefäße durch leinene Tücher. Der kristallisierte Salpeter kam noch in sog. Filtriersäcke, wo er abtropfte und vollends trocknete. Nach

einigen Tagen war der begehrte Kalisalpeter mit seinen langen sechseckigen, prismatischen, hellen und klaren Kristallen fertig zur Weiterverwendung. Im Salpeterhaus von Entz-Clösterle werden sich die geschilderten Arbeitsgänge so oder in ähnlicher Weise abgepielt haben. Mit Sicherheit hat es sich nicht um ein sog. «Salpeterwerk» oder eine «Salpetermanufaktur», sondern eher um eine einfachere Einrichtung gehandelt. Für eine größere Anlage hätten die Maße des Gebäudes, die wir nach der Flurkarte von 1835 mit 30 Meter Länge und 13 Meter Breite veranschlagen, nicht ausgereicht, und zudem hätte das dünnbesiedelte Umland die erforderlichen Abfallmengen nicht erbringen können. Die Versorgung dieses Salpeterhauses mit Holzasche oder ro-

her Pottasche müßte in dem stark bewaldeten Gebiet dagegen besonders gut gewesen sein. Es ist durchaus denkbar, daß zu einer nahegelegenen Pottaschesiederei, die in Enzklösterle allerdings erst um 1800 bezeugt ist, schon frühe Verbindungen bestanden haben (vgl. Schwäbische Heimat 1984/2).

Staatliches Handelsmonopol für den wichtigsten Rohstoff des Schießpulvers

Wie überall im Herzogtum Württemberg durften auch in Enzklösterle die Salpeterer über das Produkt ihrer Arbeit nicht frei verfügen. Die vorgenannte Salpeterordnung verbot in § 18 bei Wegnehmung Privilegii und Geschirrs, daß fremde Ausländische oder an-



Zweyte Tafel.

Plan des Siedewerks.

- A. Ist der eingemauerte Kessel.
- B. Der Pfuhl-Eymer, welcher in die Mitte des Kessels gehangen wird.
- C. Ist das Abkühlungs- oder Füllfaß, woraus die Lauge immer in den Kessel tröpfelt.
- D. Eine Schüssel zum Schaum-Sammeln.
- E. Die Zugröhre in der Mauer.
- F. Ist die Stange quer über den Kessel, woran der Eymer fest hängt.
- G. Ein Eyrundß Faß, den rohen Salpeter, oder deutlich, die rohe Lauge zu sammeln.
- H. Ein rundes Faß, zu dem nämlichen und andern Gebrauch.
- I. Aschenkübel oder Fässer zur Asche, mit den K. Untersätzen.
- L. Das Fallfaß mit

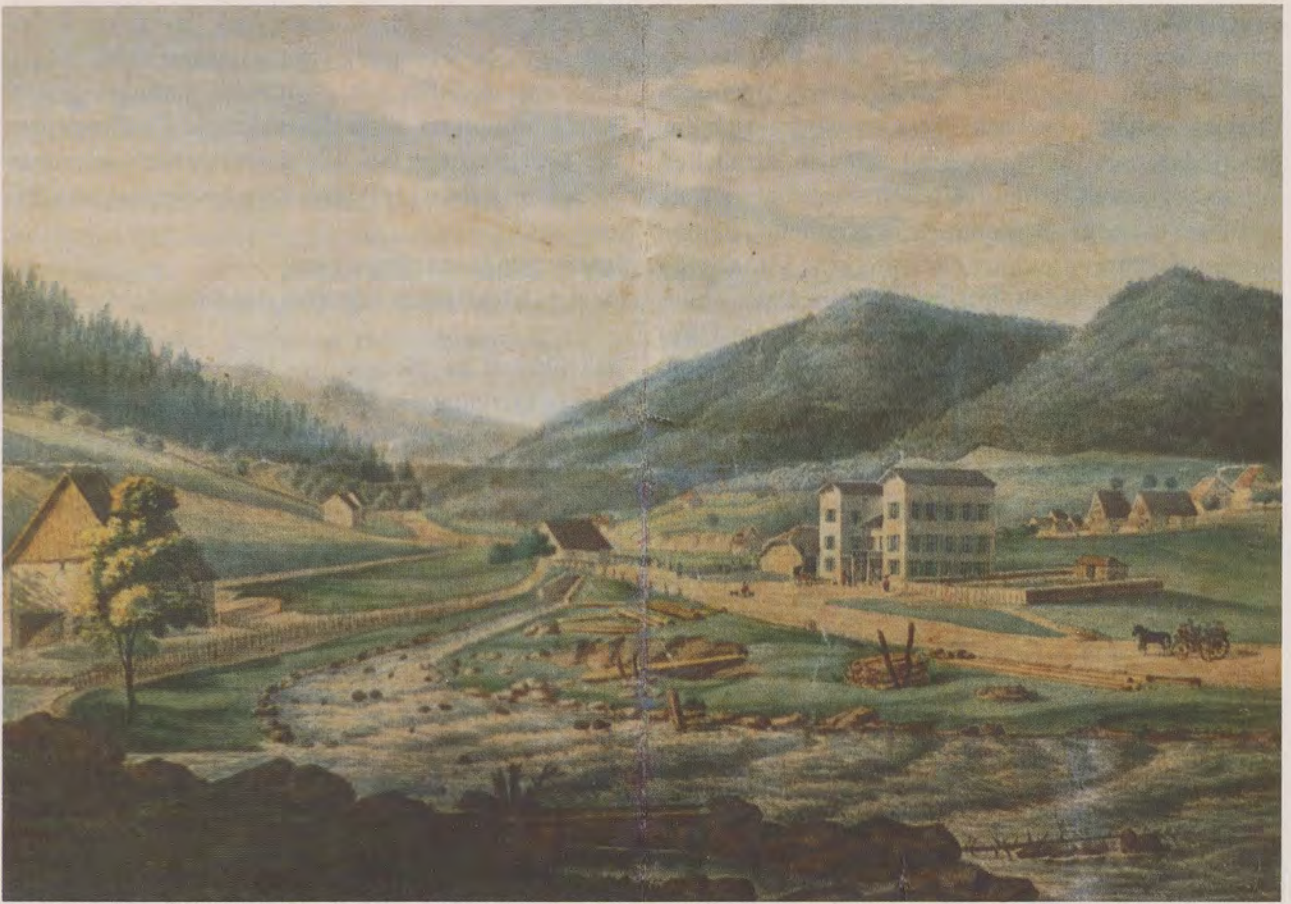
- M. Dem Untersatz.
- N. Ein Korb zu dem angeschossenen Salpeter.
- O. Gefäße zum Salpeteranschießen, oder Anschußgeschire.
- P. Schaumlöffel.
- Q. Die Stolpen unter das Dach.

Durchschnitt nach den Linien.

- a. und b.
- c. und d.
- e. und f.
- a. Ist die Oefnung zur Feuerstätte, und wo das Holz eingeworfen wird.
- b. Ist die Feuerstätte selbst.
- c. Oefnungen, wodurch die Asche fällt.
- d. Untere Gewölbe zum Aschenfall.
- e. Der Aschenfall selbst mit seinem Heerd und Oefnung.

- f. Rauchhüge, so durch die Mauer aus dem Oefen gehen.
- g. Stolpen, welche in die Erde gegraben werden, und worauf der Dachstuhl feste steht.
- h. Gemauertes zur Befestigung derselben.
- i. Stützen an die Stolpen.
- k. Balken, welche in die Stolpen eingezapft sind.
- l. Kleine Stützen unter dem Querbalken im Hause.
- m. Der Dachstuhl.
- n. Stützen unter dem Dachstuhl.
- o. Querbalk zwischen dem Dachstuhl.
- p. Latten, die Breter darauf fest zu machen.
- q. Bekleidung von Brettern, sowohl an dem Dache selbst, als an dem Giebel.
- r. Abtheilung der Breter, oder Absatz von dem Giebel und Dache.

Ergänzung zu dem Plan auf Seite 327: Hier ist die Abteilung der Salpetersiederei dargestellt; Plan und Legende.



Enzklösterle um 1820: die beiden dunkel gedeckten Häuser rechts des großen Gebäudes (Hotel Waldhorn-Post) gehören zum einstigen «Dreier-Ensemble»; das längere rechte davon ist das ehemalige «Salpeterhaus».

dere Personen in die Salpeter-Hüttnen kommen, und heimlicher Weis den Zeug an sich erhandeln. Aller Salpeter mußte zur Salpeter-Verwaltung oder wohin jederzeit die Anweisung geschieht, geliefert werden. § 19 regelte die Abgabe von Salpeter an Privatpersonen: denen Apothekern, Barbierern, Goldschmiden und andern aber, die sich des Salpeters zu ihrer Profession und Handthierung bedienen müssen, wird hiemit bey zehen Thaler Straf untersagt, den Salpeter irgend anderswo, als blos allein nach dem Situ jeden Orts, entweder bey Fürstl. Zeugschreiberey, oder bey denen Pulververwaltungen zu Urach und Tübingen zu nehmen und zu kaufen. Die strenge Bewirtschaftung durch eine Salpeterverwaltung bzw. zwei Pulververwaltungen hebt ein weiteres Mal Wert und Bedeutung des Pulverrohstoffs Salpeter hervor.

Den weitaus größten Teil des Kalisalpeters benötigten die «Pulvermächer» zur Herstellung des Schießpulvers in ihren «Pulvermühlen». Die Bereitung geschah nach folgendem Rezept in Gewichtsteilen: drei Viertel Kalisalpeter, ein Achtel Schwefel, ein Achtel Holzkohle, jeweils fein gemahlen. Dieses Gemisch entzündet sich bei starkem Druck oder bei intensiver Erwärmung. In Sekundenbruchteilen verläuft eine heftige Reaktion: Schwefel und Kohle

oxydieren und der Salpeter wird reduziert; durch die plötzlich sich entwickelnde hohe Reaktionswärme und große Gasmenge entsteht eine Druckwelle, auf deren unerbittlicher Ausbreitung die Sprengkraft des Pulvers beruht.

Zum Treiben von Geschossen fand das Schießpulver (Schwarzpulver) anfangs des 14. Jahrhunderts erstmals in Deutschland Verwendung. Über möglichst viel Schießpulver zu verfügen, war mindestens drei Jahrhunderte hindurch eine zentrale Sorge militärischer Strategen. Einen friedlich-heiteren Aspekt gewinnt man dem Kalisalpeter bei den Feuerwerk-Künsten ab. Es macht Vergnügen, die alten Rezepturen für Stern- und Feuer-Butzen zu studieren. In einer Abhandlung von 1755 ist z. B. unter Proportion der Speisen, damit die Raggeten sollen gefüllet werden, das Rezept Nr. 36 aufgeführt, Sterne zu machen:

Salpeter	ein halb Pfund
Schwefel	4 Loth
pulverisierten Agtstein	2 Loth
Antimonii Crudi	2 Loth
Pulver-Staub	8 Loth

Abschließend sind die sonstigen Verarbeitungsbereiche noch kurz zu erwähnen, wobei die Aufzählung nicht zwischen den Salpeterarten unterscheidet.

Bei den Apothekern fand der Salpeter insbesondere als Diuretikum, d. h. als harntreibendes Entwässerungsmittel, als Antipyretikum gegen Fieber und als Mittel gegen Asthma Verwendung. Im technisch-chemischen Bereich benötigte man den Salpeter für die Metalloxydation, als Schmelz- und Reinigungsmittel, bei der Glasherstellung, zur Bereitung des Scheidewassers, um Silber von Gold zu trennen und Erze aufzulösen, für die Herstellung von Farben, zur Verkalkung von Metallen u. a. Auch das Handwerk der Zundelschneider, einst im Schwarzwald weitverbreitet, gebrauchte den Salpeter zum Tränken der aus Baumschwämmen gewonnenen Zunder.

Mit den umwälzenden Entwicklungen in Landwirtschaft und Technik des 19. Jahrhunderts eröffnete sich eine neue Dimension des Salpeterbedarfs. Jetzt kam der Chilesalpeter groß ins Spiel; Salpetersiedereien, Salpeterplantagen alten Stils hatten bald ausgedient. Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts gelang es dann den deutschen Chemikern Fritz Haber und Carl Bosch, Salpeter im Großbetrieb aus dem Luftstickstoff, den sog. «Luftsalpeter», zu erzeugen. Bei allem technischen Fortschritt sollten wir aber nicht vergessen, daß die Salpetererzeugung auf einfache Einrichtungen zurückgeht, wie das *Salpeterhaus in Entz Clösterlen* eine gewesen ist.

Das Schlußwort gehört Caspar Schiller, dem Vater von Friedrich Schiller; es stammt aus den 1763–69 bei Cotta in Tübingen erschienenen Oekonomischen Beiträgen: *Wem bekannt ist, was der Salpeter zum Wachsthum der Pflanzen beytragen kann, der wird mit mir bekennen, daß man ein mehreres auf Cultivirung*

desselben verwenden – und nicht blos denken sollte, der Salpeter seye zum Schießpulver, zum Krieg und Blutvergießen noethig.

Benützte Literatur

- Macquer u. a.: Erzeugung und Verfertigung des Salpeters. Dresden 1778. Standort: Univ. Bibl. Tübingen El 55 a.
Maisch, Agnes: Herzoglicher Garteninspektor auf der Solitude. In: Beiträge zur Landeskunde Nr. 1989/1, Beilage zum Staatsanzeiger Bad.-Württ.
Pharmazeutische und chemische Enzyklopädien.
Pászthory, E.: Salpeter-Gewinnung vom Mittelalter in die Neuzeit. In: Kultur und Technik, Zeitschrift des Deutschen Museums, Heft 1988/2.
Real-Index des württ. Forstwesens. Stuttgart 1748. Abschnitt Salpeter-Wesen.
Simon, J. Chr.: Die Kunst Salpeter zu machen etc. Dresden 1771. Standort: Univ. Bibl. Tübingen El 55.8.
Sincerus, A.: Der wohlerefahrere Salpetersieder und Feuerwerker etc. Frankfurt und Leipzig 1755. Standort: Univ. Bibl. Tübingen El 60.
Trommsdorf, J. B.: Anleitung zu einer einfachen und leichten Art Salpeter zu bereiten. Erfurt 1802. Standort: Univ. Bibl. Tübingen El 156.
Waidelich, D.: Zur Geschichte des Klosters von Enzklösterle. In: Der Landkreis Calw – Ein Jahrbuch. Calw 1988, Bd. 6.
Weber, J. A.: Vollständige theoretische und praktische Abhandlung von dem Salpeter und der Zeugung desselben. Tübingen 1779. Standort: Univ. Bibl. Tübingen Bf 75.8.

Quellen

- Altensteiger Kirchspielkarte von 1723; Stadtarchiv Altensteig KU II Nr. 135.
Karte aus dem «Lagerbuch über den Neuenbürger Oberforst» von 1763; Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 299 FLB 85, S. 158.
Plan von «Hoff und Weiler Enz Cloesterle» von 1779; Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 55 Bü 90.
Württ. Flurkarte NW XV, 38 von 1835.
Schriftliche Auskunft des Hauptstaatsarchivs Stuttgart vom 12. 1. 1990 über die Salpeterordnung vom 11. Januar 1665 (Bestand A 39, Generalreskripte, Bü 10) und die Salpeterordnung vom 10. März 1699 (ebendort, Bü 16).

Riedlingen: ein Zentrum für Künstler, aber kein Kunstzentrum in der Barockzeit (Teil 1)

Winfried Aßfalg

Von Riedlingen an der Donau kann man nicht behaupten, es wäre in den vergangenen Jahrhunderten in Schwaben ein Kunstzentrum wie etwa Ulm, Augsburg oder Biberach gewesen. Dennoch fällt vor allem im 18. Jahrhundert eine Häufung bedeutender Künstlerpersönlichkeiten auf, die entweder hier geboren waren oder zumindest längere Zeit in der Stadt ihren Wohnsitz hatten, zum Teil aber auch hier nur gewirkt haben. Zwar standen bei diesen Größen der Bildhauerkunst und Malerei immer wieder Männer in Arbeit, die es später ebenfalls zu Ruhm und Ehren brachten, aber von Schulen wie in den vorhin angeführten Städten kann nicht die Rede sein.

Was also zog die Künstler nach Riedlingen, in eine vorderösterreichische Stadt, die im 18. Jahrhundert etwa 1300 Einwohner hatte? Es war ganz einfach die Lage der Stadt zu den benachbarten Klöstern Obermarchtal, Zwiefalten und Heiligkreuztal, die alle im Umkreis von etwa zehn Kilometern entfernt zu finden sind. Zudem hatten die Klöster in der Stadt ihre Häuser, in denen die Künstler zum Teil auch wohnten.

Die Stadt Riedlingen war nicht vorrangig der Auftraggeber für so viele große Namen. Das Barock z. B. hat die Donaustadt nur kurz gestreift mit der im 19. Jahrhundert wieder entfernten Barockisierung der spätgotischen Pfarrkirche St. Georg und dem Neubau der Weilerkapelle 1722 mit Ausstattungen von Georg Anton Machein (1685–1739)¹. Barocken Geist und ebensolche Baugesinnung konnten jedoch Riedlinger Bürgersöhne und -töchter an anderen Orten in herausragenden Stellen leben und realisieren lassen: Johann Martin Gleuz als Abt von Zwiefalten (1675–1692), Magnus Kleber als Abt von Schussenried (1750–1756), Benedikt Martini als Abt von Mehrerau (1782–1791) und Columban Christian, ein Sohn des Bildhauers Johann Joseph Christian, als Abt von St. Trudpert im Münstertal (1780 bis zur Säkularisation). Und schließlich berief Maria Josepha Baiz aus Riedlingen, von 1696 bis 1734 Priorin im Kloster Sießen bei Saulgau, Dominikus Zimmermann zum Um- und Neubau des Klosters und der Kirche dorthin. Ihr leiblicher Bruder Christoph Baiz war übrigens 1710 Bürgermeister von Ofen (Buda)².

Riedlingen selbst war also kein Platz, wo Maler, Bildhauer und Stukkateure Aufträge größeren Umfangs erhalten konnten. Die im Stadtarchiv in geringer Zahl vorhandenen Rechnungen von Künstlern

belaufen sich selten auf Beträge über mehrere Gulden. Meist waren es Reparaturarbeiten, die sie durchzuführen hatten. Es wundert also nicht, daß in der Stadt selbst heute nur wenige Kunstwerke all der großen Namen, die nachher besprochen werden, zu finden sind. Und den weniger bekannten Künstlern wie z. B. Joseph Debay (auch Depay), dem letzten Nachkommen im 18. Jahrhundert einer bekannten Künstlerfamilie dieses Namens, reichte es schließlich unter anderem noch zum *Anstreichen des Prangers in roter und grüner Farbe* als städtischem Auftrag. Kein Wunder, daß er sich 1747 beim Magistrat wegen des Malergesellen Johann Scheffoldt beklagte, dieser halte sich schon fast ein Jahr in der Stadt auf und schade ihm in der Profession. Er solle deswegen der Stadt verwiesen werden.

Im ersten Teil werden die Künstler Johann Felix Han, Andreas Schmuzer, Johann Georg und Joseph Ignaz Wegscheider, Franz Joseph Kazenmayer und Franz Anton Beer besprochen, während es im nächsten Heft der «Schwäbischen Heimat» um Johann Joseph Christian, Franz Joseph Spiegelger und Johann Conrad Wengner, um Joseph Gabler, Johann Michael Holzhay sowie Friedrich und Bernhard Vollmar gehen wird. Zu all diesen Künstlern konnten in den Riedlinger Archiven neue Fakten gefunden werden, die bisher nicht bekannt waren.

Johann Felix Han (um 1600 – vor 1680),
seines Zeichens ein Goldschmied

Nicht nur die Bildhauerei und Malerei war in Riedlingen vertreten, sondern auch das Goldschmiedehandwerk. Während ein in den Spitalrechnungen bezeugter Kelch des Riedlinger Goldschmieds Carl Braun, den er 1728 für die Katharinenkaplanei (Siechenhaus) um 11 Gulden 15 Kreuzer gefertigt hat³, bis heute nicht identifiziert werden konnte, sind dagegen reiche Bestände an Augsburger Gold- und Silberschmiedearbeiten erfreulicherweise noch vorhanden.

In Langenenslingen, der Riedlingen benachbarten Gemeinde, bewahrt die Pfarrkirche St. Mauritius einen um 1600 datierten Kelch auf, der zwei Be-

Linke Spalte: Kelch mit Sechspafßfuß des Goldschmieds J. F. Han aus Riedlingen, um 1622.

Rechte Spalte: Oben erkennt man als Meisterzeichen ein vereinfachtes Riedlinger Stadtwappen und darunter bei genauem Hinsehen einen Hahn.

Unten: Nahaufnahme des Kelchknaufs.



schauzeichen hat: einmal das einfache Riedlinger Stadtwappen mit den gekreuzten Rudern, zum anderen einen schreitenden Hahn⁴. Das Wappen weist also eindeutig auf die Riedlinger Herkunft hin, und damit war die Identifikation des Meisterzeichens relativ einfach geworden. Das älteste Riedlinger Eheregister im Pfarrarchiv verzeichnet die Heirat eines Goldschmieds Johann Felix Hann mit Katharina Stimppin am 24. April 1622. Mit dieser Frau hatte er bis 1632 sechs Kinder. Bei der Eheschließung ist vermerkt, daß Han aus Konstanz gekommen ist.

Nachforschungen ergaben, daß der Name Han/Hann in Konstanz durchaus nicht unbekannt ist. Bereits 1561 ist dort laut Bürgerbuch *Hans Han von Riedlingen, ain Goldschmid*, verheiratet mit der Tochter des Ambrosi Spiegel, als Bürger angenommen⁵. Auch 1601 ist dieser Goldschmied, wohnhaft in der Schlossergasse, aufgeführt⁶. Nach dem Steuerbuch konnte er zwischen 1570 und 1600 sein Vermögen kontinuierlich steigern und wird um 1600 gar als *Vogt* bezeichnet, was auch einen sozialen Aufstieg bedeutet⁷. 1610 schließlich wird seine Frau als Witwe genannt⁸.

Zwischen 1600 und 1612 wird im Konstanzer Bürgerbuch ein weiterer Goldschmied namens Felix Han genannt⁹, der noch mal 1620 im Steuerbuch mit dem Eintrag *Felix Hanen Kinder erster Ehe* erscheint¹⁰; im gleichen Jahr wird *Felix Haanen Wittib* verzeichnet. Der Beruf ist bei diesem Felix Han nicht angegeben, es ist aber nicht auszuschließen, daß er ein Sohn des vorhin genannten Hans Han gewesen ist. Nimmt man nun beide Vornamen zusammen, so ergibt sich Johann Felix Han, der aus Konstanz stammende Goldschmied in Riedlingen.

Der Goldschmied Hans Han dürfte um 1540 in Riedlingen geboren sein und auf seiner Wanderschaft in der Bischofsstadt Konstanz Fuß gefaßt haben, denn dort war sicher reichlich Bedarf an guten Gold- und Silberschmiedern in der nachreformatorischen Zeit. Die Riedlinger Stadtpfarrer, von denen nicht wenige aus Konstanz stammten und die in der Regel am Bischofssitz zugleich Domherren waren, dort also meistens auch ihren Wohnsitz hatten, sie waren sicher daran interessiert, gute Kunsthandwerker in der Donaustadt zu haben. Es ist durchaus möglich, daß der damalige Stadtpfarrer und Dekan Dr. Alexander Leimberer (1612–1635), der auch wiederholt zusammen mit der Heiligkreuztaler Äbtissin die Patenschaft bei Kindern des Riedlinger Malers Johann Depay d. Ä. übernommen hat, den jungen Goldschmied Johann Felix Han von Konstanz nach Riedlingen zurück in dessen (Groß-)Vaterstadt holte.

Weitere Auskunft über Johann Felix Han gibt das älteste Riedlinger «anniversarium» oder Jahrtagsverzeichnis mit Eintragungen von 1577 bis 1680¹¹. Hier taucht der Name Han noch zweimal auf, wobei die Eintragungen nicht bestimmten Jahren zugeordnet werden können. Dennoch sind sie hilfreich, in dem es einmal heißt: *Der kunstreiche Herr Johann Felix Han, Goldschmid und Frau Anna Maria Wälzin* und an anderer Stelle *Jahrtag des ehrenhaften und bescheidenen Herrn Felix Hanen des Raths, Katharina Stimppin und Maria Gezin beider seiner Hausfrauen, auch Johann und Ursula der Kinder Hanen wie auch beiderseits Vater und Mutter und der ganzen Freundschaft 40 Gulden*. Aus diesen Eintragungen wird zudem ersichtlich, daß *aurifaber Han*, daß der Goldschmied, wie er mitunter bei Eintragungen als Taufpate genannt wird, dreimal verheiratet war; was die Eheregister bestätigen. Sein Sterbedatum ist nicht bekannt, da das Totenregister in Riedlingen erst seit 1680 vorhanden ist. Man darf wohl mit Fug und Recht davon ausgehen, einen Kelch mit dem Meisterzeichen eines Hahns und mit dem Riedlinger Stadtwappen dem in der vorderösterreichischen Amtsstadt ansässigen Goldschmied Johann Felix Han zuzuordnen. Das Kunstwerk, Kupfer, vergoldet mit einer Gesamthöhe von 22 cm, hat einen Sechspaßfuß und ist mit getriebenem Blattrankenwerk verziert, das in sechs Bahnen bis unterhalb des Knaufs reicht. Den Knauf, gegossen, getrieben und punziert, schmücken drei Engelsköpfe in Silber, die von drei behelmten Dämonenfratzen flankiert werden. Die schlichte Kuppel ist möglicherweise erneuert, da sie keinerlei Verzierungen aufweist und in keinem Korb liegt, wie dies zu jener Zeit durchaus üblich war. Vielleicht können auf Grund dieser Zuschreibung Han-Hahn noch weitere Arbeiten der Riedlinger und/oder Konstanzer Goldschmiede gefunden werden.

Der Langenenslinger Kelch müßte nunmehr auf die Zeit nach 1622 datiert werden, da man nicht davon ausgehen kann, daß Han schon vor seiner Heirat in Riedlingen eine Wohn- und Arbeitserlaubnis und damit das Bürgerrecht hatte, also auch nicht das Riedlinger Wappen als Meisterzeichen verwenden konnte.

Han war zu seiner Zeit in Gesellschaft weiterer Riedlinger Goldschmiede, von denen aber bis heute kein Werk bekannt geworden ist: Andreas Vetter, Martin Dieboldt (Ratsmitglied), Mathias Fischer und Georg Miller. Sie alle waren in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Riedlingen verheiratet.

Johann Georg Wegscheider: Altarblatt St. Veit, 175 auf 121 Zentimeter, vor 1736. Heimatmuseum Riedlingen.



Andreas Schmuzer (1658–1696),
Stukkator aus dem bayerischen Wessobrunn

Das *Lexikon der Wessobrunner* von 1988 weist in seinen Angaben bei Andreas Schmuzer noch Lücken auf. Bekannt ist sein Geburtsdatum; danach wurde Andreas als Sohn des Michael Schmuzer und der Maria Schmied am 15. November 1658 in Gaispoint geboren¹². Es wird angenommen, daß er bei Matthäus Schmuzer gelernt hat und auch von diesem empfohlen worden ist.

Sein letzter bisher bekannter Wirkungsort war Biberbach bei Wertingen, wo er 1693/94 die Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Jakob stukkirt hat. Danach verliert sich bis jetzt seine Spur. Im Riedlinger Sterberegister von 1696 konnte der Verfasser jetzt den Eintrag finden, wonach am 14. Mai *Andreas Schmuzer ex Wessenbrunn*, versehen mit allen Sterbesakramenten, verstorben ist.

Darüber hinaus ließen sich im Firmverzeichnis von 1696 vier Kinder mit dem Namen Schmuzer feststellen: Lothar Friedericus, Josephus, Maria Magdalena und Maria Catharina. Sie wurden alle zusammen am 13. Juni gefirmt, also knapp vier Wochen nach dem Tod des Andreas Schmuzer. Die Firmpraxis zu damaliger Zeit sah die Sakramentenspendung auch schon für einjährige Kinder vor. So wurde z. B. J. J. Christian als Einjähriger zusammen mit J. I. Wegscheider, der immerhin schon drei Jahre alt war, 1707 gefirmt. Firmtermine waren alle zehn bis zwölf Jahre, in Riedlingen also 1696, 1707, 1719.

Leider ist über das Alter der gefirmten Schmuzer-Kinder keine Angabe gemacht, jedoch kann man davon ausgehen, daß diese Kinder zwischen einem und zwölf Jahre alt waren. Sie können somit Andreas Schmuzer gehört haben, wenngleich bisher von ihm keine Eheschließung bekannt ist. Keines dieser Kinder ist als in Riedlingen geboren verzeichnet, und leider enthalten die Firmlisten dieses Jahrgangs auch keine Hinweise auf die Eltern. Andreas Schmuzer war 38 Jahre alt, als er in Riedlingen starb. Geht man einmal davon aus, daß es die Kinder von Andreas Schmuzer sind, so würde das bedeuten, daß er mit seiner Familie in Riedlingen wohnte und sich offensichtlich auf einen längeren Aufenthalt eingerichtet hatte. Das war aber nur möglich, wenn ein Auftrag zur Ausführung anstand. Dafür käme das nahe Kloster Zwiefalten in Frage, denn dort wirkte von 1693 bis 1700 Baumeister Franz Beer. Stukkatoren sind für diesen dritten Barockisierungsabschnitt nicht bekannt¹³.

Andreas Schmuzer aus Wessobrunn hätte nach seiner Arbeit in Biberbach bis zu seinem Tod in Riedlingen immerhin noch knapp zwei Jahre als Stukkator

in Zwiefalten arbeiten können. Stilvergleiche werden vielleicht diese Frage klären können, denn archivalisch konnte bisher eine Tätigkeit Andreas Schmuzers im Kloster Zwiefalten nicht belegt werden.

Wegscheider Vater und Sohn:
Johann Georg und Joseph Ignaz

Johann Georg Weegschaider – so die alte, im 18. Jahrhundert gebräuchliche Schreibweise – stammt aus Neufra bei Riedlingen. Er heiratet 1697 die Riedlingerin Maria Ursula Ummerhofer und bekommt Wohnrecht in der Stadt. Sein Beruf wird mitunter als Maler angegeben. Ob er aufgrund seiner Frescoarbeiten in der Sommerresidenz des Obermarchtaler Abtes in Munderkingen – heute Stadtpfarrhaus – zwischen 1691 und 1705 nach Riedlingen kam, ist unklar.

Wichtiger als seine Malertätigkeit in der Stadt war die Übernahme öffentlicher Ämter, z. B. als einer der dreizehn Richter und später als Weggeld- und Zolleinnehmer, wofür er von der Stadt entlohnt wurde. Nebenher hat er *etwas Mahlerey* getätigt, z. B. 1714 für zwölf Gulden, die aber nicht näher benannt und damit auch nicht bekannt ist. Erst jetzt konnte eine Malerei in Öl entdeckt werden, die bisher einzige. Die Riedlinger Stadtrechnungen von 1736 weisen dem *H: Johann Georg Weegschaider wegen dem Altarblätl bey St. Vit* den Restbetrag von fünf Gulden aus¹⁴. Man darf wohl davon ausgehen, daß sich dieser Rest nicht auf die Malerei von 1714 bezieht. Erfreulicherweise ist dieses Altarblatt bis heute erhalten geblieben, obwohl die Kapelle in der Mühlvorstadt bereits 1840 exekriert und abgebrochen wurde. Das Altarblatt hängt im Riedlinger Heimatmuseum und stellt das Leben des hl. Veit dar. Nach einem Grundriß aus der Zeit um 1800 hatte diese Kapelle nur einen Altar, so daß es unzweifelhaft das genannte Bild sein muß.

Johann Georg Wegscheider starb 1744, als sein Sohn Joseph Ignaz schon den Höhepunkt seiner künstlerischen Laufbahn mit der Ausmalung der Klosterkirche in Beuron im Jahre 1738 überschritten hatte. Joseph Ignaz wurde als viertes Kind des Johann Georg in Riedlingen geboren, aller Wahrscheinlichkeit nach im Haus Marktplatz 10, von dem damals die rechte Hälfte – heute ein Neubau – seinem Vater gehörte. Joseph Ignaz Wegscheider heiratete 1731 die um zwei Jahre ältere und bereits hochschwangere Maria Catharina Bayz aus vermögender Familie, deren Tante die vorhin genannte Priorin in Sießen war.

Als Lehrer des J. I. Wegscheider wird allgemein Ja-

kob Carl Stauder (1694–1750) angeführt. Doch seit der Entdeckung des Altarblattes seines Vaters muß wohl auch er stärker als bisher dafür in Betracht gezogen werden. Joseph Ignaz Wegscheiders erstes signiertes Werk ist die Ölmalerei *Martyrium des hl. Fidelis*, das heute im Rathaus Engen hängt. Edeltraud Spornitz urteilt hier: *Der junge Wegscheider wählte erstaunlicherweise schon 1729, also 17 Jahre vor der Heiligsprechung des Fidelis, den heroischen Tod (...) zum Gegenstand seines in den Farben kraftvollen Gemäldes*¹⁵. Und an anderer Stelle: *Dieses wiederentdeckte, früheste Tafelbild Wegscheiders zeigt, daß der fünfundzwanzigjährige Maler eine mehrfigurige Komposition in festem Gruppenzusammenhang aufzubauen versteht, wobei er planmäßig, frisch und abwechslungsreich vorgeht*¹⁶.



Siegel des Johann Georg Wegscheider, um 1730. Stadtarchiv Riedlingen.

Diese hier als Erstlingswerk hochgelobte Arbeit stellt sich jedoch seit dem Erscheinen der *Fidelis-Biographie* von Richard Schell als reine Kopie des vom Vatikan zur Seligsprechung 1729 herausgegebenen Kupferstiches von Sebastian Conca (Rom) heraus, zumindest was die Komposition betrifft¹⁷. Erst für 1737 sind Malereien in Fresco nachweisbar. Zusammen mit Franz Joseph Spiegler und Johann Joseph Christian arbeitete Wegscheider in der Propstei Mochental des Klosters Zwiefalten. Noch mehrmals sollten sich die beiden Riedlinger Künstler Christian und Wegscheider bei einem gemeinsam auszuführenden Projekt begegnen: 1739 in Meßkirch und Sigmaringen, 1740 in Mehrerau bei Brengenz, wo das Kloster nach einem Prozeß gegen Wegscheider den Akkord kündigen durfte, im gleichen Jahr in Inzigkofen – Christian die Kirche, Wegscheider die Einsiedlerkapelle –, 1745 in Hayingen, 1752 in Wilsingen, 1755 in Unterwachingen und 1758 in Ertingen. Inwieweit der berühmtere Christian den in der Stadt Riedlingen einflußreicheren Wegscheider mitvermittelte und zu Aufträgen verhalf, das wird wohl ungeklärt bleiben. Untersucht

werden sollten jedoch einmal die Fresken in der St.-Georgs-Kirche Untereggatsweiler bei Saulgau auf eine Autorenschaft Wegscheiders. Zwischen 1730 und 1740 hat hier auch Christian gearbeitet. Diese Kirche wurde vom Kloster Schussenried 1725 erbaut, in dem zu jener Zeit der spätere Abt Kleber aus Riedlingen Prior war.

Der Maler und Bürgermeister J. I. Wegscheider stirbt vor dem 10. Oktober 1758

Nach dem Verzeichnis der Häuser und Grundstücke Riedlinger Bürger aus dem Jahre 1750 war Joseph Ignaz Wegscheider einer der reichsten Leute der Stadt. Er besaß nicht nur drei Häuser, sondern hatte auch sehr viel Grundbesitz¹⁸. Dies verhalf ihm wohl auch zu dem Ansehen, das ihn seit 1744 Bürgermeister werden ließ. Eine Amtszeit dauerte damals drei Jahre. Bereits 1746 mahnte er nachdrücklich die Entbindung vom Amt an, das er eigentlich nur für ein Jahr übernommen habe und *ohneachtet all angewandter mühe und Sorgfalt, auch erlitten namhaften Schaden, wenigen Dank zu verspühren habe*. Die fällige Ratserneuerung erfolgte offensichtlich auch 1747 nicht, denn 1748 forderte Wegscheider erneut, ihm die *schwöhere bürdien entlassen*. Warum Wegscheider dennoch bis 1752 Amtsbürgermeister blieb oder bleiben mußte, läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht ersehen. Sicher fiel es ihm als Künstler schwer, im politischen Amt gebunden mitansehen zu müssen, wie seine beiden Kollegen J. J. Christian und F. J. Spiegler zur gleichen Zeit im Zwiefalter Klosterkirchenbau Höchstleistungen des Barock schufen. Während Wegscheiders Amtszeit fanden auch die kleinlich zu nennenden Auseinandersetzungen zwischen Spiegler und dem Riedlinger Magistrat statt (siehe Teil 2 im Heft 1891/1). Unter diesen Voraussetzungen ist kaum anzunehmen, daß Wegscheider gleichzeitig von Spiegler noch lernte, wie Edeltraud Spornitz vermutet¹⁹.

Am 8. Februar 1752 kam es durch einige Riedlinger Bürger an der Fasnacht zu einem Eklat gegen Amtsbürgermeister Wegscheider. Er und sein Magistrat hatten das *ärgerlich Gaisfelschnalzen* verboten und *scharffe Bestrafung* angekündigt. Bei einem Auflauf vor des Wegscheiders Haus schimpfte ihn der frühere Stadtammann *Pfui deifel, schambt ihr euch nicht, daß ihr den Narren nachlaufet und denselben keinen Gespaß lassen wollt* und nannte des Wegscheiders Frau und Tochter eine *bestia, luder und sonsten unterschiedliches*. Es kam sogar zu Handgreiflichkeiten, in deren Verlauf Wegscheider am Kopf verletzt wurde²⁰. Vier Wochen später, am 11. März 1752, wird Wegscheider letztmals als Bürgermeister erwähnt.



Unklar ist nach wie vor das Todesdatum Joseph Ignaz Wegscheiders. Nachdem er noch einige Aufträge ausgeführt hatte, so auch 1756 eine Frescoarbeit der «hl. Dreifaltigkeit» an der zum Spital Riedlingen gehörenden Landgarbscheuer im nahen Möhringen für 21 Gulden²¹, die bisher im Werkverzeichnis fehlt, aber auch nicht mehr vorhanden ist, und nach seiner letzt bekannten Tätigkeit in der Marienkapelle Ertingen 1758 verliert sich seine künstlerische Spur.

Seine Präsenz in Riedlingen wird jedoch noch im August 1758 bestätigt. In einer Ratsvernehmung am 19. August 1758 geht es um drei Goldstücke, die einer *aus dem H: Wegscheiders Sack hinausgenommen* und der Engelwirtin *oben hineingesteckt* habe. Über den Namen Wegscheiders wurde von gleicher Hand der Zusatz *seel.* geschrieben. Am 10. Oktober jenes Jahres wird in einer Verhandlung zur gleichen Sache der Name Wegscheider mit dem Zusatz *seelig* aufgeführt, ohne daß er nachträglich eingeschoben worden wäre. Also war Joseph Ignaz Wegscheider zu diesem Zeitpunkt tot. Und wenn die erste Verhandlung am 19. August tatsächlich geführt wurde, was anzunehmen ist, so hat er zu diesem Zeitpunkt noch gelebt und der Zusatz *selig* oder *verstorben* wurde später eingetragen. Obwohl Edeltraud Spornitz annimmt, Wegscheiders Tochter, die am 26. Mai 1759 geheiratet hat, habe das Trauerjahr für den Vater abgewartet, so daß ein Datum für seinen Tod vor dem 25. Mai 1758 und nach dem 13. Februar 1758, als er letztmals Taufpate war²², in Frage käme, muß nach den erwähnten Protokolleinträgen der Todeszeitraum zwischen dem 19. August und dem 10. Oktober 1758 angesetzt werden.

Sicher wurde wegen dieser Frage das Sterberegister Riedlingens schon wiederholt durchgesehen. Erstaunlich ist dabei, daß man zwar immer nach dem Namen Wegscheider suchte, aber wohl noch nie die Eintragungen als solche überprüfte. Dabei fällt zunächst die Handschrift des eintragenden Geistlichen auf, die sich im Laufe von drei, vier Jahren z. T. fast zur Unleserlichkeit verschlechtert; die Sorgfalt der Eintragungen ist im Vergleich zur sonst üblichen Praxis als katastrophal zu bezeichnen. Für 1758, das Todesjahr Wegscheiders, ist die erste Eintragung für den 28. Februar verzeichnet. Dann folgen neun Daten im März, sieben Daten im April, darunter auch der 31. April (!), acht Termine im Mai, sechs im Juni und dazwischengeschoben noch ein weiterer Maitermin. Weitere Eintragungen im Ried-

linger Sterberegister sind für das Jahr 1758 nicht vorhanden. Da der Zeitraum von Wegscheiders Tod zwischen dem 19. August und 10. Oktober 1758 liegen muß, wird klar, daß man ihn im Riedlinger Sterberegister nicht finden kann, da es seit Juli gar nicht mehr geführt wurde. Die Eintragungen beginnen erst wieder im März 1759 und sind auch da sehr lückenhaft. Festzuhalten ist zudem, daß in dem Buch kein Blatt fehlt, dieses Büschel also original gebunden vorhanden ist. Es ist somit zu vermuten, daß Wegscheider durchaus in Riedlingen gestorben ist.

Franz Joseph Kazenmayer (um 1685–1755),
Bildhauer und Hintersasse in Riedlingen

Ein stiller Künstler und Bildhauer unter den im Raum Riedlingen Tätigen war Franz Joseph Kazenmayer. Er stammt aus Königseggwald und ist wohl um 1700 nach Obermarchtal gezogen, um hier im Kloster als Bildhauergeselle zu arbeiten. Man darf annehmen, daß er bei dem Tiroler Andreas Etschmann in Arbeit stand, der für das prächtige Chorgestühl im Kapitelsaal des ehemaligen Prämonstratenserklosters verantwortlich zeichnet. Kazenmayer hat nämlich in Obermarchtal 1710 die Witwe des zwei Jahre zuvor verstorbenen Bildhauers Etschmann, Katharina Elisabetha Weisshaar, geheiratet. Es war damals durchaus gängig, daß Gesellen die Witwe ihres Meisters heirateten. Zudem wird in Obermarchtal kein Kunstwerk mit dem Namen Kazenmayer in Verbindung gebracht, was ebenfalls auf ein Abhängigkeitsverhältnis zu einem Meister schließen läßt.

Im Jahre 1717 ist am 3. März im Ratsprotokoll der Stadt Riedlingen der Antrag des Künstlers auf Aufnahme in die Stadt festgehalten: *Joseph Kazenmayer bildhauer so sich etliche Jahr in dem Reichs Gotteshaus Obermarchtall in Arbeith aufgehalten haltet ahn, man beliebte ihn alhier vor einen Hindersassen auf zu nehmen.* Bereits eine Woche später wird beschieden: *Wegen Joseph Kazenmayer ist es unter heutigem Dato (9. 3.) resolviert worden, das er sollte als ein Hinderseß angenommen, aber allein auf seiner Bildthauerkunst zu arbeiten erlaubt seyn.* Dieser Zusatz ist insofern wichtig, als Kazenmayer in Riedlingen ausschließlich von seiner Bildhauerarbeit zu leben hatte und somit keine anderen Tätigkeiten von Hintersassen wie Frondienste aller Art durchführen durfte, auch wenn es ihm finanziell schlecht ergehen sollte. Man wollte damit einen *Überdrang* an Hintersassen, die sich gegenseitig die Arbeiten wegnahmen und schließlich der Stadt zur Last gefallen wären, vermeiden. Zum Beispiel durften die Hintersassen auch *kein Vieh noch*

Joseph Ignaz Wegscheider: *Martyrium des heiligen Fidelis*.
1729, Öl auf Leinwand. Rathaus Engen im Hegau.



Franz Joseph Kazenmayer: Johannes Nepomuk. Teil der überlebensgroßen Figur aus dem Jahr 1741, Lindenholz, farbig gefaßt. Heimatmuseum Riedlingen.

Schaf halten, was eine sehr starke Benachteiligung gegenüber den Bürgern war.

In Riedlingen heiratete Franz Joseph Kazenmayer ein zweitesmal, nachdem seine erste Frau 1747 gestorben war. Er selbst ist am 3. März 1755 in Riedlingen gestorben. Kazenmayer brachte es nie zu Wohlstand. In der Stadt war die Auftragslage schlecht, und in den Klöstern der Umgebung war er offenbar zu der Zeit nicht mehr gefragt, obwohl angenommen wird, daß er einer der Lehrmeister des J. J. Christian gewesen ist. Einzelstücke wie die beiden Herkulesfiguren im Treppenhaus des stauffenbergischen Schlosses in Wilflingen, die Kazenmayer 1719 für den damaligen Hausherrn, den konstanztischen Fürstbischof Johann Franz von Stauffenberg, fertigte, verraten sein großes Können und lassen die Tatsache, daß es ihm in all den Riedlinger Jahren nach dem derzeitigen Kenntnisstand nur zu Einzelstücken oder Reparaturarbeiten reichte, fast unverständlich erscheinen²³. Er verdiente z. B. bei der Rosenkranzbruderschaft *wegen etwas Arbeit an S:Georg* – an der Pfarrkirche oder an einer Plastik – 1732 ganze zwölf Kreuzer. Immerhin die Hälfte dessen, was ein Hintersasse zu jener Zeit am Tag bei der Arbeit im Steinbruch, bei Pflasterarbeiten oder bei

Erntearbeiten verdiente. 1751 kaufte Kazenmayer beim Spital drei Lindenbäume für acht Gulden, die er aber nicht auf einmal bezahlen konnte. Vermutlich hat er die Stämme erworben, um sie als Schnitzholz zu verwenden.

Ein Werk von Franz Joseph Kazenmayer ist in Riedlingen erhalten geblieben. 1741 schuf er den überlebensgroßen hl. Nepomuk für die Donaubrücke. Wieviel er dafür bekam, ist unbekannt. Die Figur, seit kurzem im Besitz der Stadt Riedlingen, ist auf der Rückseite datiert und signiert: *F.I.K. 1741*. Dazu kommt noch eine stilisierte Katze, die der Künstler hinter seine Initialen setzte und sie damit unverwechselbar macht.

Am 9. Juli 1747 stellte Franz Joseph Kazenmayer an den Magistrat den Antrag, das jährliche Hintersassengeld zu moderieren, *vorweilen er nunmehr sehr alt und schlechten Verdienst habe*. Die Stadt entsprach dem Antrag und setzte das jährliche Entgelt auf sieben Gulden 30 Kreuzer fest.

Kazenmayer hatte fünf Kinder, von denen vier in Riedlingen geboren wurden. Seine beiden Söhne Franz Anton (geb. 1719) und Franz Xaver (geb. 1720) waren in dieser Stadt als Bildhauer tätig. Für sie sind in den Stadtrechnungen 1755 ff. einige Ausbesse-

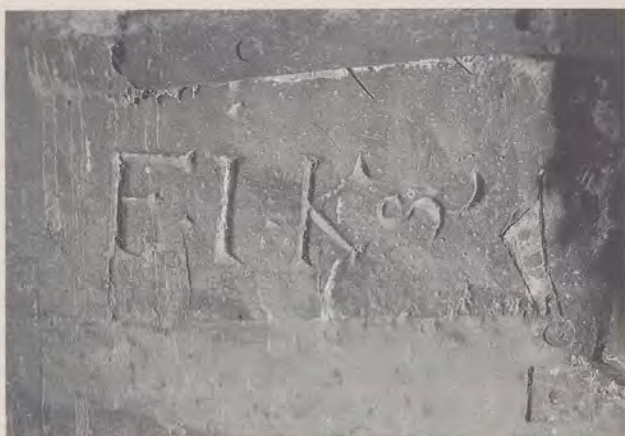
rungsarbeiten nachzuweisen. Franz Xaver Kazenmayer steht auch in den Einzugslisten der Hintersassen für 1768 und 1769 mit jeweils drei Gulden 45 Kreuzer zu Buche und zahlte damit am meisten aller hier aufgeführten *Inwohner*, obwohl er ohne Erlaubnis des Magistrats 1761 die Anna Maria Kremer heiratete und deshalb *gleich wie andere ausgeschafft werden solle*. 1765 hat er den Palmesel in Unlingen repariert, der leider nicht mehr vorhanden ist²⁴. Seit 1770 muß sich Franz Xaver in Heiligkreuztal aufgehalten haben, da er von dort aus eine Rechnung an die Stadt schickt mit der Unterschrift *Bildhauer in H + TH*²⁵. In Klostersnähe versprach er sich wohl eine bessere Auftragslage. Von hier aus arbeitete er auch für die Patronatskirche Wilflingen bei Riedlingen die beiden – heute leider verschollenen – Hochaltarfiguren Peter und Paul.

Franz Anton Beer (1688–1749), Baumeister

In der langen Liste der Künstler, die sich in Riedlingen aufgehalten haben oder tätig waren, darf zur Ergänzung des Werkverzeichnisses auch der Name Franz Anton Beer nicht fehlen. Er ist als Baumeister der abgebrochenen Klosterkirche Mehrerau bei Bregenz, der ehemaligen Frauenklöster Moosheim bei Saulgau und Unlingen bei Riedlingen bekannt²⁶.

Bisher unbeachtet blieb, daß er auch in Riedlingen tätig war. Im Ratsprotokoll von 1732 am 28. Juni wird in einer Streitsache um die *Constanzisch Thumbcapitlische Zehentscheuer der H: Franz Antoni Behr 43 Jahr alt von Bregentz bey dem hochwürdigem Thumb Capitel in Constanz und der hiesigen Zehentscheuer Baumeister* vorgeladen und angehört²⁷. Der Stadtschlosser beklagte sich, bei Regen laufe ihm das Wasser von dem *französisch Tach* in den Hof. Obwohl Baumeister Beer dem Geschädigten versicherte, man werde ihm an die Hand gehen, wenn er sich bei der Obrigkeit beschwere, änderte sich am Bau nichts, denn dieses markante Gebäude verfügt bis heute über ein französisches Dach, dessen Dachstuhl damals Zimmermeister Joseph Gulde aus Obermarchtal fertigte.

Ob Beer dieses imposante Gebäude, das 1732 schon auf 500 Jahre beziffert wird und auf der Südwestecke der Gründerstadt steht, nur umbaute und modernisierte oder von Grund auf neu errichtete, wird hier nicht klar. Eine Bauuntersuchung hat diesbezüglich bis jetzt auch noch nicht stattgefunden.



F-I-K und stilisierte Katze: Signatur von Franz Joseph Kazenmayer auf der Rückseite seiner Nepomukfigur von 1741.

Anmerkungen

- 1 Winfried Abfalg: 500 Jahre St. Georg Riedlingen. Riedlingen 1986, S. 13 ff. und S. 94 ff.
- 2 Ebenda S. 34 ff.
- 3 Stadtarchiv Riedlingen, Spitalrechnungen 1728
- 4 Ulrike Kern: Pfarrkirche St. Mauritius. Langenenslingen 1983, S. 14
- 5 Stadtarchiv Konstanz, Bürgerbuch A IV 7 S. 57
- 6 Ebenda S. 30a/31
- 7 Stadtarchiv Konstanz, Steuerbuch 1600 (793)
- 8 Ebenda 1610 (811)
- 9 Stadtarchiv Konstanz, Bürgerbuch A IV 14, S. 80
- 10 Stadtarchiv Konstanz, Steuerbuch 1620 (202)
- 11 Pfarrarchiv Riedlingen
- 12 Hugo Schnell/Uta Schedler: Lexikon der Wessobrunner. München und Zürich 1988
- 13 Hermann Josef Pretsch, Hrsg.: 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten. Ulm 1989
- 14 Stadtarchiv Riedlingen
- 15 Edeltraud Spornitz: Joseph Ignaz Wegscheider, ein ober-schwäbischer Maler. In: Hohenzollerische Jahreshefte, Bd. 14, 1959, S. 188
- 16 Ebenda S. 189, 253
- 17 Richard Schell: Fidelis von Sigmaringen, Sigmaringen 1977, S. 51, 61
- 18 Stadtarchiv Riedlingen
- 19 Vgl. Anmerkung 15, S. 254
- 20 Ratsprotokolle Riedlingen
- 21 Stadtarchiv Riedlingen, Spitalrechnungen 1756
- 22 Vgl. Anmerkung 15, S. 261, 16
- 23 Karl Werner Steim: Das Schloß in Wilflingen. In: Wilflingen – 900 Jahre. Langenenslingen 1989
- 24 Kunst- und Altertumsdenkmale Kreis Riedlingen. Stuttgart 1936, S. 218
- 25 Stadtarchiv Riedlingen, Stadtrechnung 1770, Bel. 144
- 26 Otto Beck/Ingeborg Maria Buck: Oberschwäbische Barockstraße. München 1988
- 27 Stadtarchiv Riedlingen, Ratsprotokoll 1732.

Anna Haag: Schriftstellerin, Frauenrechtlerin, Politikerin und Pazifistin

Christa Gallasch

Anna Haag wurde am 10. Juli 1888 als Tochter des Lehrers Jakob Schaich und seiner Frau Karoline geb. Mergenthaler in Althütte im Welzheimer Wald geboren. Die Familie war kinderreich und lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen. Unterstützt wurde sie von einem berühmten und reichen Verwandten in Amerika, einem Bruder der Mutter, Ottmar Mergenthaler; er hatte eine Setzmaschine erfunden.

Anna Schaich besuchte die Volksschule in Althütte und Dettingen bei Urach, wohin die Familie 1901 gezogen war. Eine Berufsausbildung war für sie aus finanziellen Gründen nicht vorgesehen. Die Jahre der Kindheit und Jungmädchenzeit waren ausgefüllt mit der Arbeit im elterlichen Haushalt. Doch Anna Schaich las viel. Mit 21 Jahren heiratete sie Albert Haag. Ihr Mann hatte ein naturwissenschaftliches Studium absolviert und wurde Mathematik- und Physiklehrer. Sein Interesse galt der Philosophie. Die Ehe wurde eine wahre Partnerschaft; in dieser Toleranz lernte Anna Haag, sie entwickelte und entfaltete sich.

Nach der Heirat verließ sie mit ihrem Mann die schwäbische Heimat. Sie lebten zunächst in Schlesien und in Pommern und zogen 1912 nach Bukarest. Ihr Mann hatte an der dortigen deutschen Schule eine Anstellung erhalten. In Rumänien begann Anna Haag zu schreiben: Berichte über Land und Leute für deutsche Zeitungen. Als im Ersten Weltkrieg zwischen dem Deutschen Reich und Rumänien Kriegszustand herrschte, wurde ihr Mann interniert. Anna Haag blieb in Bukarest; sie glaubte, so ihrem Mann am ehesten beistehen zu können. Sie mußte nun für sich und ihre beiden Kinder selbst sorgen. Bald erhielt sie den Auftrag, in Bukarest ein Flüchtlingsheim und nach der deutschen Besetzung Rumäniens ein Heim für deutsche Helferinnen einzurichten.

1919 kehrte Anna Haag mit ihrer Familie nach Württemberg zurück, zunächst nach Nürtingen. Ihr Mann unterrichtete wieder, und sie setzte ihre schriftstellerische Tätigkeit für Zeitungen fort. Endlich konnte sie mit einem Honorar ihre erste Schreibmaschine erwerben. 1926 erschien Anna Haags erster Roman *Die vier Roserkinder*. Darin erzählt sie eigene Kindheitserlebnisse. In der Zeit der Weimarer Republik trat sie der SPD und der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit bei. Die Zeit des Nationalsozialismus erlebte Anna Haag mit ihrem Mann in Stuttgart, wohin die Familie 1926 gezo-

gen war. Ihr Mann wurde aufgrund pazifistischer Äußerungen strafversetzt, sie hatte Publikationsverbot. Nach Kriegsende begann für sie ein neuer Lebensabschnitt: Sie wurde sozial und politisch aktiv und trat in die Öffentlichkeit.



Anna und Albert Haag, das Hochzeitsbild aus dem Jahr 1908.

Im Alter von 58 Jahren politisch aktiv

Als SPD-Abgeordnete gehörte Anna Haag der Verfassungsgebenden Landesversammlung und dem ersten Landtag von Württemberg-Baden an (1946–52). Schon 1945 hatte sie die Stuttgarter Gruppe der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit wieder gegründet und den Vorsitz übernommen. 1949 schuf sie die Arbeitsgemeinschaft «Stuttgarter Frauen helfen bauen» und wirkte mit am Aufbau der Stadt. Dank ihrer Initiative und ihres Einsatzes konnte 1951 ein Mädchenwohnheim mit Jugendhaus in Bad Cannstatt errichtet werden. Das Haus wurde nach ihr benannt und existiert heute noch.

In jenen Nachkriegsjahren unternahm Anna Haag auch Vortragsreisen in die USA und bemühte sich, das Bild vom verfemten Deutschland abzubauen. Die Zahl ihrer Aktivitäten ist fast endlos: sie wirkte mit im Rat der Europäischen Bewegung und war Mitbegründerin einer Reihe von Frauenverbänden, z. B. des Deutsch-Amerikanischen Frauenclubs, des Hausfrauenverbandes, des Frauenparlamentes Württemberg. Sie engagierte sich in sozialen Einrichtungen wie dem Paritätischen Wohlfahrtsverband, dem Verein «Haus für Neurosekranken». Sie trug bei zur Errichtung der Psychotherapeutischen Klinik in Stuttgart-Sonnenberg.

Ihre Lebenserinnerungen, 1968 im Alter von 80 Jahren unter dem Titel *Das Glück zu leben* veröffentlicht, vermitteln ein eindrucksvolles Bild ihrer Persönlichkeit, ihres Lebens, ihres Werks. Anna Haag schrieb bis ins hohe Alter. Sie war auch als Autorin landeskundlicher Sendungen beim Süddeutschen Rundfunk tätig. Ihre Bücher sind längst vergriffen; *Die vier Roserkinder* wurden 1988 aus Anlaß ihres Geburtstages vor hundert Jahren wieder neu aufgelegt. Weitere Aufzeichnungen, darunter das Kriegstagebuch, sind bis heute nicht veröffentlicht. In ihren Schriften zeigt sich ein Charakteristikum ihres Wesens, nämlich die Konzentration auf die Dinge im Kleinen.

Anna Haag ist 94 Jahre alt geworden. Sie starb am 20. Januar 1982 in Stuttgart. Ihr Leben erstreckte sich vom Kaiserreich bis weit in die Jahre der Bonner Republik. Sie war eine aktive und vielseitige Persönlichkeit. Sie war Journalistin und Schriftstellerin, Politikerin, Frauenrechtlerin und Pazifistin. Ihre entschiedene Friedensliebe rührte von ihren Erlebnissen im Ersten Weltkrieg her. Doch zur aktiven Pazifistin, zur Politikerin, zur sozial engagierten Bürgerin wurde sie erst durch ihre Erfahrungen im und mit dem Nationalsozialismus. Er führte die Wende in ihrem Leben herbei. Der vielzitierte Neubeginn nach 1945 wird bei ihr durch ihren Eintritt in die aktive Politik sichtbar.

Im Dritten Reich Publikationsverbot,
Schreiben in einem geheimen Tagebuch

Die zwölf Jahre des Nationalsozialismus waren für Anna Haag eine schwere und leidvolle Zeit. Ihr Mann war strafversetzt, sie hatte Publikationsverbot. Sie waren «gezeichnet». Besonders schwer wog für Anna Haag der Verlust, sich öffentlich frei äußern zu können, das Verurteiltsein zum Schweigen. Sie schrieb ein geheimes Tagebuch. Es erstreckt sich über die Kriegszeit vom Mai 1940 bis zum April 1945, dem Kriegsende in Stuttgart. Dieses Tagebuch ist ein erschütterndes Zeugnis ihrer inneren Emigration. Hätte die Gestapo ihre Aufzeichnungen in ihrem Kohlenkeller gefunden – sie durchsuchte einmal das Haus –, dann wäre sie ohne jeden Zweifel des Hochverrats für schuldig befunden worden.

Das Tagebuch ist der Schlüssel für die politische und soziale Gestalt Anna Haags nach 1945. Es ist ein Zeitdokument über den Krieg an den Fronten und den Kriegsalltag im Nazi-Deutschland. Bedeutsamer erscheinen mir jedoch die darin enthaltenen Reflexionen über die Deutschen und deren Verhältnis zum Nationalsozialismus. In prophetischer Schau beschäftigt Anna Haag die Entwicklung des Nationalsozialismus und die Stunde Null. In der Unbedingtheit, mit der sie den Dingen auf den Grund geht, äußern sich ihre vitalen Kräfte. Die



Das alte Schulhaus von Althütte, fotografiert 1901. Dreizehn Jahre zuvor war hier Anna Schaich auf die Welt gekommen.

Gedanken, die sie niederschreibt, sind nicht das Ergebnis allgemeiner Betrachtungen, sondern beruhen auf einer Fülle von Wahrnehmungen, Erlebnissen und Berichten aus zweiter Hand. Sie beobachtet sehr genau, mit wachem Verstand und geschärftem Blick. Die Orientierung am einzelnen ist für sie kennzeichnend.

Als entschiedene Gegnerin des NS-Regimes beschreibt sie die grausame Realität von Terror und Krieg. Von daher wird nach 1945 ihre entschlossene Gegnerschaft zur Wiederbewaffnung und zu einem neuen Kriegsdienst erklärbar. Sie berichtet über die Verfolgung Andersdenkender, über das umfassende Denunziantentum, die ständige Angst vor der Gestapo, die Hinrichtungen, den Abtransport von Juden, das Aushungern russischer Kriegsgefangener, die mangelhafte Ausrüstung der deutschen Soldaten im russischen Winter, den Flecktyphus in den Lazaretten, den Mangel an Särgen für die Toten. Dem ständigen Bombenterror ausgeliefert, spricht Anna Haag von *fleischgewordener Angst in den Kellern*. Zu der Angst gesellt sich der Hunger, das Chaos in allen Lebensbereichen läßt in den Menschen ein inneres Chaos entstehen. *Die Tage sind damit ausgefüllt, etwas Eßbares zu beschaffen. Es ist keine Zeit, um einen Gedanken zu Ende zu denken, es ist keine Zeit, um sich in ein Gefühl zu versenken. (...) Niemals im Leben hätte ich mir vorstellen können, daß mein Gehirn einmal so zerzaust sein könnte.*

Der Nationalsozialismus bedeutete für sie die Verneinung jeglicher Werte, für die man lebt. Sie sah in ihm die Reduzierung des Menschen auf die Bestie Mensch durch die Verherrlichung von Krieg und Sterben sowie von falschem Heldentum, durch die Auslöschung individueller Freiheit, durch die Gleichschaltung im Tun und Denken, durch die Hörigkeit gegenüber der Propaganda, durch die Vergöttlichung des Führers. *Die schlimmste Bedrohung der Menschheit geht vom Nationalsozialismus aus.*

Hitler an der Spitze durch Obrigkeitstreue,
Gehorchen und Mangel an kritischem Denken

Wie konnte es aber zur Herrschaft des Nationalsozialismus kommen? Anna Haag grübelt über dem Rätsel, das ihr die Deutschen, ein Volk mit Bildung und einer hochentwickelten Kultur, aufgegeben haben. *Sind wir minderwertiger als andere Nationen? (...) Ist das deutsche Volk so schlecht und dumm, weil es einen Hitler hat, oder ist Hitler nur möglich, weil die Aufnahmefähigkeit für ein solches Monstrum im deutschen Volk hundertprozentig vorhanden war?* Ihre Bilanz der Deutschen fällt düster aus: Sie konstatiert einen Hang zur Obrigkeitstreue, ein Gehorchenwollen, das feh-

lende Bedürfnis nach Freiheit, einen Mangel, eigenes Denken und Kritik einzusetzen sowie eine bereitwillige Anpassung an fremdbestimmte Ideale. Auch ihre Bilanz der Menschen schlechthin ist nicht weniger negativ. Sie sieht den Menschen als ein Wesen, das an das Naheliegende denkt, aber die Zukunft nicht miteinbezieht. Vergnügungen sind ihm wichtig, zum Mitleiden ist er kaum fähig. Der Neid ist in ihm stark. Er ist ohne Ideale, ohne Überzeugungen, er ist wankelmütig. So pessimistisch das auch klingt, Anna Haags Glaube an das Leben, an die Zukunft waren doch ungleich stärker.

Ähnlich äußert sich Anna Haag zum Vaterland. Brauchen die irreführten Deutschen, die *Unterweltbürger*, das Vaterland, *um ein Selbstwertgefühl zu erlangen*, so möchte sie dieses Vaterland wegstauen, so sehr schämt sie sich dafür. *Doch nach dem Krieg wird man es mit dem Vaterland machen wie eine Mutter mit ihrem Kind. Nach noch so Schlimmem, was das Kind begangen hat, wird die Mutter zum Verzeihen bereit sein.*

Mit Erschrecken hat Anna Haag eine Veränderung an sich unter der Wirkung von Terror und Krieg wahrgenommen: Aus einem freundlichen, hilfsbereiten, heiteren und offenen Menschen war ein verschlossener, mißtrauischer, verlogener, haßerfüllter, eigennütziger Mensch geworden. Sie war ein Fremdling, heimat- und wurzellos. Ein Gefühl von Hoffnung, von Solidarität gab ihr nur eine Stimme von draußen, aus der Welt der Freiheit: BBC London. Dieser Sender war nicht nur ihre Informationsquelle, er bedeutete für sie Luft zum Atmen. Zum Abhören des «Feindsenders» kamen auch Gleichgesinnte ins Haus.

Anna Haag hat immer wieder kleine Zeichen einer anderen Gesinnung als der öffentlichen gesetzt. Sei es, daß sie Brotmarken an hungernde Gefangene verteilte, sei es, daß sie Gefangene, die man zu Aufräumarbeiten eines zerbombten Bahnhofs befohlen hatte, auf Französisch ermunterte, langsamer zu arbeiten.

Anna Haag sehnte militärische Niederlage herbei –
Läuterung der Nation nur durch Leiden

In ihrem Tagebuch äußert sie sich nicht nur zur Gegenwart, sondern auch intensiv zur Zukunft. Sie beschäftigte sich mit dem Neubau einer besseren Welt nach Kriegsende. Dieser wäre nur möglich ohne die Nationalsozialisten. Um Deutschland von ihnen zu befreien, war für sie die militärische Niederlage Nazi-Deutschlands die notwendige Voraussetzung. *Gott sei der Menschheit gnädig und laß Deutschland diesen Krieg verlieren.* Um Deutschlands

67525
(29)



..und wir **frühen?**

Von
Anna Haag

Herausgegeben
von der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“,
Gruppe Württemberg

47525 (29)

1945: Anna Haags Aufruf an die Frauen, politisch aktiv zu werden.

Zukunft willen schied der militärische Sieg für Anna Haag aus. Sie hoffte, ihre Landsleute würden durch die Erfahrung des Krieges im eigenen Land und der Niederlage geläutert für einen Neuanfang. *Die Deutschen haben keine nationale Würde. (...) Man wird die gute deutsche Art wieder wecken können, wenn der Krieg nicht nur verloren worden ist, sondern die Leute bitter unter ihm gelitten haben werden.* Anna Haag hat also die Niederlage aus Vernunft gewünscht und herbeigesehnt. So spielte sie, als sie von der Entmachtung Mussolinis erfuhr, spontan einen Choral auf dem Klavier, und als endlich die Alliierten in der Normandie landeten, betete sie.

Zwar hoffte Anna Haag sehr auf die Läuterung der Deutschen, doch hat sie sich über jene im Nazi-Deutschland keine Illusionen gemacht. Wieviele mochten es sein, die keine Nazis waren? Aber sie nahm auch Zeichen von wiedererwachendem Gewissen und Widerstand wahr. Sie erwähnt in ihrem Tagebuch die Geschwister Scholl.

Im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus

setzte sie sich mit dem Phänomen der Masse auseinander. Aus Liebe zu ihrem Volk begriff sie letztlich den kollektiven Wahnsinn des Nazismus als Verirrung. Sie schrieb 1943: *Zehn lange, lange Jahre Geist und Mund mit einem Riegel verschlossen! Zehn Jahre der besten Lebenszeit, des Alters, in dem man wirken könnte, möchte, sollte, mundtot gemacht. Wie lange noch? (...) Ein winziger Trost ist, daß diese zehn Jahre des Leerlaufs mir die Augen geöffnet haben und bewiesen haben, wie leicht beeinflussbar Menschenmassen sind. Sollte es darum nicht möglich sein, daß sich die Mehrzahl genauso gut für richtige Ideale begeistern ließe? Anstelle von Macht für Recht, von Brutalität für Mitleid, von Zwang für Freiheit, von Haß für Liebe, von Überheblichkeit für Achtung vor andern.*

April 1945: Nach dem Einmarsch der Franzosen will Anna Haag am Neubeginn mitwirken

Stärker als die Angst vor der Rache der Sieger bewegte sie die Gewißheit, daß Deutschland nach dem Krieg vor dem Nichts stehen würde, und das in allen Bereichen. *Sich das Kriegsende vorzustellen! Sich die Leere vorzustellen, den Abgrund, das Nichts, vor dem wir in Deutschland stehen werden. (...) Ein Nichts im Geldwesen, auf dem Warenmarkt, im Schulwesen, in der Literatur, ein Nichts hinsichtlich der moralischen Begriffe. Nichts, was wir brauchen könnten für den Neubeginn. Wir sind unterhalb des Nichts angekommen. Wer schreibt beispielsweise ein gutes Kinderbuch? Schulbücher? Sie alle, vom Mathematik- bis zum Geschichts- und Literaturbuch sind durchsetzt mit dem Anti-Geist. Wie und wann wollen wir den Anschluß an die internationale Wissenschaft wieder gewinnen? Als erstes müßte das Erziehungs- und Bildungssystem umgekehrt und erneuert werden. Es müssen Institutionen geschaffen werden, die die Gehirn- und Gefühlsnebelung der Massen unmöglich machen, die die Appelle an die niederen Instinkte der Menschen unwirksam machen.*

Für den Neuanfang hoffte Anna Haag auf die Hilfe der Besatzer. Sie erhoffte einen verbesserten Völkerbund, dem militärische Macht zur Verfügung stehen sollte, um seine Beschlüsse durchzusetzen. Doch hoffte sie nicht nur auf die Mithilfe anderer; beim Einmarsch der Franzosen in Stuttgart am 21. April 1945 schwor sie sich, selber tatkräftig mitzuwirken beim Neubeginn. *Nun werde ich in den Garten gehen. Ich werde ein paar Narzissen schneiden. Ich werde mich an ihnen freuen. Ich werde die blaue Frühlingsluft in mich trinken – ganz ohne Furcht, daß es aus ihrer Reinheit todbringende Geschosse regnen könnte. Ich werde ein kleines Lied summen, und alles Menschenglück wird wieder mein sein. Und ich werde versuchen, meinen Schwur zu halten, nämlich: an der Gesundung meines Volkes von*

geistig seelischer Erkrankung und seiner Errettung aus namenloser materieller Not mitzuarbeiten, soviel Gott mir Kraft dazu geben wird. Richard von Weizsäcker hat erst vierzig Jahre nach Kriegsende von Befreiung gesprochen. Anna Haag hat dies bereits im Krieg aus existentiellen Gründen für Deutschland so gesehen. Das zeichnet sie aus.

In der Verfassungsgebenden Landesversammlung und im ersten Landtag von Württemberg-Baden

Ab August 1945 durften in der amerikanischen Zone wieder Parteien gegründet werden, und Anna Haag trat wieder in die SPD ein. Sie war in der Weimarer Zeit Mitglied dieser Partei gewesen aus der Überzeugung, daß sie wohl am ehesten dazu imstande sei, ein demokratisches Deutschland Wirklichkeit werden zu lassen, ein Deutschland, das den Frieden im Innern und nach außen anstrebte. Für ihren erneuten Eintritt in die Partei war ausschlaggebend, daß die Sozialdemokraten 1933 nicht dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt hatten und nach ihrer Einschätzung nicht mitschuldig an Hitlers Einsetzung geworden waren.

Wie sah die politische Situation bei Kriegsende in Stuttgart aus? Die württembergische Landeshauptstadt geriet zunächst unter französische Besatzung und wurde am 8. Juli 1945 von den Amerikanern übernommen. Der Jurist Dr. Arnulf Klett war zum Oberbürgermeister ernannt worden und hatte eine Verwaltung zusammengestellt. Die Amerikaner säuberten diese erst einmal von NSDAP-Leuten. Im September 1945 wurde ein Gemeinderat gebildet, der im März des folgenden Jahres durch Wahlen legitimiert wurde. Abgeordnete der SPD fragten bei Anna Haag an, ob sie als Vertreterin der Partei für die Verfassungsgebende Landesversammlung und den Landtag kandidieren würde. Sie hatte sich die Verpflichtung, am Neuen mitzubauen, selbst auferlegt. Jetzt war die Stunde der Tat gekommen. Sie kandidierte für die Sozialdemokraten und wurde am 30. Juni 1946 in die Verfassungsgebende Landesversammlung und am 24. November in den ersten Landtag von Württemberg-Baden gewählt. Von den 32 SPD-Parlamentariern waren zwei Frauen. Als Beruf hatte sie angegeben: Schriftstellerin. Dies war die erste Parlamentswahl nach dem Krieg überhaupt. Das Wahlgesetz schloß übrigens Flüchtlinge und Vertriebene vom Wahlrecht aus; nur der durfte wählen, der mindestens ein Jahr in Württemberg-Baden gewohnt hatte.

Mit der Wahl zum Landtag des Landes Württemberg-Baden war die erste Hürde für den Aufbau der neuen Demokratie genommen. Die Amerikaner

wollten ein demokratisches Nachkriegsdeutschland aufbauen und konzentrierten sich auf die Entnazifizierung. Zu welch seltsamen Auswüchsen dies führte, zeigt sich daran, daß auch Anna Haag verhört wurde. Aber in welch desolatem Zustand befand sich denn dieses Deutschland! Welche Not herrschte überall! Die neu gewählten Politiker standen vor Problemen, die schier nicht zu bewältigen waren. Da war der Hunger; er war das den Wahlkampf beherrschende Thema gewesen. Die Lebensmittelration war auf 970 Kalorien pro Tag gesunken. Die Wohnungsnot war katastrophal. Tausende lebten in Bunkern und Baracken. Zur Unterernährung hinzu kam die Kälte infolge des Mangels an Heizmaterial. Die Tuberkulose grassierte.

Für Aussetzung des § 218 –
in eine Welt aus Not und Trümmern
wollen die Frauen keine Kinder gebären

Anna Haag setzte sich im Landtag ein für

- eine neue Festlegung der Richtsätze für die Fürsorge. Die Arbeitslosigkeit war sehr groß. Die Menschen, die ohne Arbeit waren, sollten wenigstens die 1500 Kalorien, die dem deutschen Volk nun zugestanden wurden, kaufen können,
- ein Gesetz für Röntgenreihenuntersuchungen angesichts der sich rapide ausbreitenden Tbc,
- die einstweilige Aussetzung von Strafverfahren im Zusammenhang mit § 218. Es gab ungeheuer viele Abtreibungen aus materieller Not, vor allem in den Familien. Während ihre männlichen Kollegen meinten, Deutschland sei ausgeblutet und brauche Kinder, plädierte Anna Haag dafür, erst einmal die Not zu beseitigen und materiell gesicherte Lebensbedingungen zu schaffen, dann würden die Frauen auch wieder gern Kinder zur Welt bringen. Frauen könnten aus ihrer Verantwortung heraus – so argumentierte sie – nicht Kinder in eine Welt aus Trümmern und Not gebären.

Für Anna Haag waren dies Vernunftgründe. So faßte sie Vernunft auf. Ihre Einstellung zum § 218 macht den Zusammenhang von Politik, Vernunft und Zukunft bei ihr deutlich. Die Vernünftigkeit ist für sie die Richtschnur des politischen Handelns. Vernünftig ist, was die materiellen und ideellen Grundlagen für das Gedeihen aller Glieder des Volkes sichert. Politisch handeln heißt nicht nur, die Gegenwart zu berücksichtigen, sondern auch die Zukunft miteinzubeziehen. Anna Haag machte sich zum Sprachrohr der bedrängten Frauen, sie forderte die Beseitigung der Not und richtete so ihren Blick auf die zukünftigen Kinder. Anna Haag dachte und



Juli 1951: Anna Haag (links) und Mrs. Ellen McCloy bei der Einweihung des Anna-Haag-Hauses für alleinstehende Frauen in Stuttgart-Bad Cannstatt.

handelte zukunftsorientiert. Das ist ein wesentliches Merkmal ihrer Persönlichkeit. Im Landtag forderte sie auf, begabte Studenten zu fördern, denn Wissenschaft und Forschung müßten neuen Auftrieb erhalten. Deutschland sollte wieder auf dem Weltmarkt konkurrieren können.

Anna Haag trat auch für eine andere politische Sprache im Landtag ein: an die Stelle von Forderung und Drohung sollten Bitte und Appell treten. Den Fraktionszwang lehnte sie ab. Er wurde bei der Wahl der Mitglieder des Parlamentarischen Rates, einem Vorläufer des Bundestages, durch Landtagsabgeordnete praktiziert. Der Abgeordnete sollte nach ihrer Überzeugung sein Mandat frei und unabhängig ausüben. Anna Haags politische Vorstellungen und Ziele entsprachen den traditionellen Arbeitsgebie-

ten sozialdemokratischer Parlamentarierinnen. Es waren Frauenthemen, die aber zum Teil – beispielsweise beim § 218 – auf verkrustete Traditionen verwiesen.

1951 kandidiert die Individualistin nicht mehr

Anna Haag war in den Landtag von Württemberg-Baden eingezogen, um am Wiederaufbau mitzuwirken. Doch 1951 kandidierte sie nicht mehr. Warum zog sie sich aus der Politik zurück? In ihren Erinnerungen ist eine gewisse politische Resignation unverkennbar. Es gab zwischen ihr und der SPD Interessensunterschiede. Die SPD strebte danach, Volkspartei zu werden; sie verstand sich nicht als pazifistische Partei. Hinzu kam die neue Entwicklung auf Bundesebene. Die Adenauerpolitik verkündete 1951 offiziell die Hinwendung zur Wiederbewaffnung.

Hätte Anna Haag als überzeugte Pazifistin nicht gerade jetzt in der Politik bleiben müssen? Um ihren Rückzug verstehen zu können, muß man wissen, um was es ihr in der Politik eigentlich ging. Es ging ihr um die Gestaltung und Sicherung des Lebens der Bürger in allen Lebensphasen, um Freiheit, religiöse Toleranz, um die Vermeidung von Krieg. Sie sah die akuten politischen Probleme der Nachkriegszeit sehr klar, die Arbeitslosigkeit, das Chaos in der Wirtschaft und in den Finanzen, aber ein politisches Konzept, was man wie ändern könne, das hatte sie nicht. Sie forderte 1946 die Deutschen auf, den Wiederaufbau zu schaffen, doch beließ sie es bei einem Appell an urdeutsche Tugenden wie Fleiß, Sparsamkeit, Arbeit. Anna Haag war eine überzeugte und kritische Demokratin und vertrat eine aufgeklärte liberale und soziale Politik, die orientiert war an den Menschen und ausgerichtet auf die Zukunft Deutschlands. Sie liebte ihr Land. Doch Politik, wie Anna Haag sie verstand, mußte letztlich in eine Sackgasse münden. Die eigentlichen Motive ihres Rückzugs bleiben dunkel. Man darf aber vermuten, daß Anna Haag nicht in einer Politik heimisch werden konnte, die nur mit Parteien durchzusetzen ist. Anna Haag war eine ausgeprägte Individualistin. Das war mit dem Konformitätsdruck einer Partei gegenüber ihren Vertretern nicht zu vereinbaren.

«Und wir Frauen?» Hoffen darauf, daß die schweigende Mehrheit sich politisch engagiert

Nach dem Krieg setzte sich Anna Haag für die Frauen und deren Teilnahme am politischen Leben ein. Ihr starkes Engagement rührte von ihren Erfah-



Oben: Am 10. Juli 1968 gratuliert der Stuttgarter Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett im großen Sitzungssaal des Rathauses Anna Haag zum 80. Geburtstag.

Rechts: Zehn Jahre später überreicht ihr Oberbürgermeister Manfred Rommel die Bürgermedaille der Stadt Stuttgart.

rungen im Nationalsozialismus her. Die erste Broschüre, die nach 1945 wieder in Stuttgart erschien, war von ihr verfaßt: *Und wir Frauen?*

Bei Kriegsende gab es in Deutschland 7,3 Millionen mehr Frauen als Männer; in Stuttgart standen 178600 Frauen 28000 Männern gegenüber. Nicht zuletzt durch diesen hohen Überschuß hatte viele Frauen ein neuer Elan, ein neues Selbstwertgefühl erfaßt. Die Überlebensfrage hing schlechthin von den Frauen ab. Der neue Zeitgeist war sowohl in der Stuttgarter Tagespresse wie in den vielen Gründungen von Frauenorganisationen spürbar. Trotzdem mangelte es an politisch aktiven Frauen. Obwohl Frauen ihre Mitarbeit angeboten hatten für die Kommission, die den Gemeinderat vorbereiten sollte, war dort keine einzige Frau vertreten. Im Gemeinderat waren von 33 Mitgliedern 10 Frauen. Die politischen Gremien, die Verwaltung, alle entscheidenden Positionen waren von Männern besetzt, und das trotz des Frauenüberschusses.

Wenn eine Frau politisch Fuß fassen wollte, so war dies ungeheuer schwer. In den vielen Frauenorganisationen arbeiteten vor allem solche Frauen mit, die sich bereits in der Weimarer Republik engagiert hatten. Sie waren älter. Auch Anna Haag gehörte zu ihnen, 1945 war sie 57 Jahre alt. Sie nutzte die Gunst der Stunde zu missionarischen Appellen an die Frauen. Auf ihre Broschüre hin erhielt sie viele Zuschriften, nach ihrer Einschätzung Zeichen der Bereitschaft zur Umkehr. Sie lehnte es ab, aus der Überzahl der Frauen einen Anspruch abzuleiten oder Forderungen zu erheben. Nach ihrer Einsicht würde die Verpflichtung zur Mitverantwortung von selbst aus der Überzahl erwachsen. Diese Überzeugung ist um so erstaunlicher, als sie im Nationalsozialismus das fehlende und auch falsche politische Verhalten von Frauen beobachtet hatte. Im Hinblick auf die Frauen im Dritten Reich sprach sie denn auch vom Bewußtwerden der Verantwortung.

Es mußte Anna Haag klar gewesen sein, daß politische Verantwortung nicht einfach erwuchs, denn sie hat immer wieder die Frauen zur politischen Mitarbeit aufgerufen. So setzte sie sich mit der Zeitung *Die Weltbürgerin*, die sie 1949 dank amerikanischer Unterstützung herausbringen konnte, zum Ziel, den Frauen *politische Mitverantwortung nahezu bringen*. Mit *der Weltbürgerin*, die nur wenige Monate erscheinen konnte, wurde der Versuch unternommen, unpolitische Frauen zu politisieren. Frauen fühlen sich primär für die Familie verantwortlich, vor allem war dies so in der Not der Nachkriegszeit. Folglich sprach Anna Haag die Frauen dort an, wo diese aus sich heraus Verantwortung übernehmen, und zog den Schluß, Familie und Politik seien nicht zu trennen und es ergebe sich die Verpflichtung für das eine aus dem andern. Von da führt der Weg in die kommunale Mitarbeit. Sie forderte die Frauen auf, sich für die Wahl in den Gemeinderat zur Verfügung zu stellen. Ein Hindernis für das politische Engagement war ihrer Meinung nach die Angst der Frauen vor der Politik. Sie würden Politik mit Lärm und rohem Benehmen verbinden. Doch läge es an den Frauen selbst zu zeigen, daß die Politik kein Tummelfeld für erhitzte Gemüter sei.

Die Frau, an die sich Anna Haag wandte, war Mutter und Hausfrau, ihre Schicksalsgenossin. Anna Haag hatte keinen Beruf erlernen können. Es hatte Augenblicke in ihrem Leben gegeben, wo sie unter dieser Rollenverteilung gelitten hatte. Als sie im Ersten Weltkrieg lange nichts von ihrem Mann an der Front gehört hatte, hatte sie sich die bange Frage gestellt, wie sie ohne Beruf die Kinder und sich würde ernähren können, falls der Mann nicht zurückkäme. Sie setzte sich bereits 1947 im Landtag

dafür ein, daß auch Hausfrauen Beschäftigte sind. Hausfrauen waren nämlich ausdrücklich von Lebensmittelzulagekarten für Beschäftigte ausgeschlossen. Sie verwies auf Artikel 16 des Landesgesetzes von Württemberg-Baden, wonach die Arbeit der Hausfrau der Berufsarbeit gleichzusetzen sei.

«Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit»
– Anna Haag übernimmt den Vorsitz in Stuttgart

Die Erfahrungen in den Kriegsjahren hatten Anna Haag geprägt. So wurde der Einsatz für den Frieden nach Kriegsende für sie eine zentrale Aufgabe. Frieden bedeutete für sie die gesicherte Existenz der Bürger, gesicherte Rechtsverhältnisse im Staat, Freiheit des Individuums, Entfaltung von Kultur und Wissenschaft. Nach den Erfahrungen des Krieges mußten sich die Frauen schlechthin für den Frieden engagieren. Einen dauernden Frieden aufzubauen, war folglich ihr Appell an die Frauen. Die Friedensarbeit mußte in der Erziehung beginnen. Sie dachte hier zunächst an die Masse der Kinder und Jugendlichen, die durch die Nazi-Ideologie fehlgeleitet worden waren. Diese falschen Ideale durch Werte des Friedens zu ersetzen, war die erste wichtige Aufgabe für die Frauen und Mütter. Weitere Ziele wa-

ren die Friedenssicherung im Land und der Aufbau des internationalen Friedens. Das hieß, möglichen Ursachen von Kriegen wie wirtschaftlichen und sozialen Mißständen vorzubeugen sowie das Verständnis für die Eigenart anderer Völker zu wecken und internationale Zusammenarbeit zu fördern.

Anna Haag setzte sich für den Frieden ein im Landtag, in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit und auf Reisen in den USA im Dienste der Völkerverständigung. Sie hatte sich bald nach dem Ersten Weltkrieg der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit angeschlossen. Die Liga war 1915, die deutsche Sektion 1919 gegründet worden. In den 20er Jahren waren Käthe Kollwitz und Selma Lagerlöf Mitkämpferinnen gewesen. 1932 waren auf der Frauenkonferenz für Frieden und Abrüstung in Genf 8,3 Millionen Unterschriften, die die Liga gesammelt hatte, dem Präsidenten der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes übergeben worden. 1933 wurde die deutsche Sektion – wie alle Frauenfriedensorganisationen in Deutschland – aufgelöst. 1945 wurden Gruppen der Liga in Deutschland wieder gegründet, in Stuttgart von Anna Haag, die auch den Vorsitz übernahm. Diese Gruppe gehörte mit zu den ersten Gründungen von Frauenverbänden nach Kriegsende in Stuttgart und



bestimmte die Stuttgarter Frauenöffentlichkeit entscheidend mit. Es gab zu jener Zeit viele neu und wieder gegründete Frauenverbände. Die Frauen hatten ein starkes Bedürfnis, sich zusammenzuschließen.

In der Liga konnte jede Frau Mitglied werden, die sich zum Ideal friedlicher Zusammenarbeit der Völker bekannte. Mitglieder kamen vor allem aus SPD- und Gewerkschaftskreisen. Für Anna Haag war die Liga ein besonders geeignetes Forum, um möglichen Kriegen vorzubeugen und den Pazifismus voranzutreiben. Die Stuttgarter Gruppe versuchte, in Referaten und Diskussionen auf das öffentliche Bewußtsein zu wirken. Themen waren: Atomenergie und Frieden, Nationalismus und Weltbürgertum, Erziehen ohne Angst. Die Frauen waren progressiv. So traten sie bei einer Kundgebung für die Änderung des § 218 im Hinblick auf die Anerkennung der ethischen und sozialen Indikation ein. 1947 legte Anna Haag den Vorsitz nieder. Dabei spielten persönliche Gründe eine Rolle. Sie war zutiefst enttäuscht und zweifelte an der Solidarität der Frauen, sich gemeinsam für den Frieden zu engagieren.

Gesetzentwurf: «Niemand darf zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden.»

1947 brachte Anna Haag im Landtag von Württemberg-Baden den Initiativ-Gesetzentwurf ein: *Niemand darf zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden*. Der Entwurf war von den zehn weiblichen Abgeordneten mitunterzeichnet, und Anna Haag war davon ausgegangen, er würde spontan vom gesamten Landtag angenommen. Doch es entbrannte eine erbitterte Kontroverse unter den männlichen Kollegen, obwohl an den menschlichen Wracks, die aus dem Krieg zurückgekehrt waren, allen vor Augen stand, was Menschen Menschen antun können. Es war Anna Haags Anliegen zu verhindern, daß der einzelne gezwungen werden kann, derartige Grausamkeiten an anderen Menschen zu begehen. Die Vorlage wurde schließlich im April 1948 vom Stuttgarter Landtag angenommen. Bei der späteren Übernahme ins Grundgesetz ergänzte man: *Niemand darf gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst mit der Waffe gezwungen werden* (Art. 4, Abs. 3).

Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung kann keine Kriege verhindern. Doch zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte behauptete das Individuum sein Recht gegen den Zugriff des Staates und dessen Befehl, um des Staatswohls willen zu töten. Der Manipulation zu einem allgemeinen Kriegswillen, zu einer Kriegsgläubigkeit war hiermit ein Rie-

gel vorgeschoben. Das ist die eigentliche historische Tat von Anna Haag bei der Mitgestaltung der Zukunft des Landes. Nicht die große Politik war ihr Anliegen; ihr ging es um die Freiheit des Individuums, um die Stärkung des Humanen, um die Förderung des Friedens.

Anna Haag war radikal gegen den Krieg eingestellt. Sie war empört darüber, daß Großbritannien nach dem Krieg die Wehrdienstpflicht beibehalten wollte. Das war nach ihrer Meinung nicht der Weg des Friedens. Sie ist mehrmals in die USA gereist und hat sich offensichtlich gern dort aufgehalten. Sie wurde zu Vorträgen an Universitäten eingeladen und sprach über Themen wie *Strömungen im heutigen Deutschland, Meine Stadt vor, im und nach dem Krieg*. Wie sehr sie ihr Land und ihre Stadt liebte, das wurde ihr dabei bewußt. Sie begriff sich als Botschafterin ihres Landes und suchte die Menschen auf, die nach dem Krieg Liebesgabenpakete nach Stuttgart gesandt hatten, um ihnen zu danken. Auf Einladung des Pfarrers sprach sie in der Kirche jenes Ortes. Sie redete über die Dinge, die die Menschen berührten. Nicht in großen Gesten, nicht in großen Worten, sondern im kleinen Rahmen begann sie mit der Völkerverständigung. Doch sie erfuhr auch die Grenzen ihrer Mission. Die Pazifistin wies die Amerikaner auf den Antikommunismus hin, der sich infolge von McCarthys These der kommunistischen Unterwanderung rapide auf verheerende Weise in den USA ausbreitete. Sie wies auf die neue amerikanische Politik hin, die die Wiederaufrüstung in Westdeutschland unterstützte. Aber ihre Besorgnis stieß auf taube Ohren.

Nach Begegnung mit amerikanischer Demokratie:
«Stuttgarter Frauen helfen bauen»

Obwohl die Gleichheit der Rechte nicht in ihrer Verfassung verankert war, waren die amerikanischen Frauen selbstsicher. Und diese Selbstsicherheit imponierte Anna Haag. Auch der Umgang der Amerikaner mit Politik und Demokratie beeindruckte sie. Sie erfuhr in privaten und öffentlichen Bereichen, was die Amerikaner unter Demokratie verstanden und wie sie Demokratie lebten. Man sprach offen und direkt über Politik, und das, ohne sich dabei zu verletzen. Auch in den Familien stießen politische Gegensätze aufeinander, und wortgewaltige Kontroversen wurden ausgetragen. So erlebte sie es im Wahljahr 1956. Doch entstanden deswegen weder Feindschaften, noch fielen Familien auseinander. Man trennte sehr wohl zwischen politischer Anschauung und Achtung vor dem Menschen. Die amerikanische Erziehung erfuhr Anna Haag als

präpolitisch. Der Amerikaner war für seine Kinder nicht nur der Vater, sondern auch der Bürger; er erzog sie zu künftigen Bürgern, die ihre Angelegenheiten selber regeln und dem Staat so wenig wie möglich überlassen, um zu vermeiden, daß über den eigenen Kopf hinweg regiert wird. In den Universitäten erlebte sie, daß die Studenten im kritischen Denken unterrichtet wurden und lernten, daß der Bürger seinen Staat zu formen habe und nicht der Staat die Bürger! Sie erfuhr, daß politische Sitzungen funktionieren, wenn man drei Regeln beachtet: a) keine Reden halten, wenn eine kurze Bemerkung genügt, b) den Dingen keine unnötigen Gewichte anhängen und c) Kompromisse bereitwillig akzeptieren.

Ihre erste Reise in die USA hatte Anna Haag 1949 unternommen zu dem Zweck, Demokratie zu studieren. Dazu war sie mit einer kleinen Gruppe deutscher Frauen von den Amerikanern eingeladen worden. Die Demokratin war neugierig, von der amerikanischen Praxis zu lernen. Unter dem Eindruck ihrer Erfahrungen von öffentlicher Frauenarbeit in den USA gründete sie nach ihrer Rückkehr in Stuttgart die Arbeitsgemeinschaft *Stuttgarter Frauen helfen bauen*. Angesichts der noch immer alarmierenden Wohnungsnot beschlossen die Frauen, Gelder zu beschaffen, sich ein Bauobjekt zu wählen und so beim Aufbau der Stadt mitzuhelfen. Anna Haags ursprüngliches Vorhaben, am Aufbau nach dem Krieg mitzuwirken, nahm jetzt ganz konkrete Gestalt an.

Die Stuttgarter Frauengruppe konnte dank Unterstützung der Stadt und amerikanischer Spenden 1951 tatsächlich in Bad Cannstatt ein Mädchenwohnheim einweihen. Doch damit die Idee in die Tat umgesetzt werden konnte, waren Einfallsreichtum, Tatkraft und Ausdauer notwendig gewesen. Anna Haag hatte sich selbst einmal als *eine Mischung von aufgestülpten Ärmeln und poetischen Anwandlungen* gesehen. Beides hatte sie einsetzen müssen. Die Frauen bemühten sich um Mittel aus dem amerikanischen McCloy-Fonds. McCloy war damals amerikanischer Hochkommissar in Westdeutschland und verfügte über einen Spendentopf, um Projekte zu fördern, die der Bildung und Festigung des demokratischen way of life dienen sollten. Als wirksame Pflegestätte zur Verwirklichung dieser Idee stellten sich die Amerikaner ein Haus der offenen Tür mit einer Bibliothek für Jugendliche vor. Es bedurfte langwieriger Verhandlungen, um das Vorhaben der Frauen und die Vorstellungen der Amerikaner aufeinander abzustimmen. So entstanden schließlich nebeneinander Jugendhaus und Mädchenwohnheim. Das Wohnheim war überkonfessionell und



Anna Haag 1979 im 91. Lebensjahr.

überparteilich; und diese Toleranz war für alle sichtbar ein Grundbaustein der Demokratie.

Das Anna-Haag-Haus in Bad Cannstatt:
Wohnraum und Weiterbildung
für alleinstehende Frauen

In Anerkennung ihrer Verdienste wurde das Haus nach Anna Haag benannt. 1966 wurde es von der Stadt Stuttgart übernommen, und seit 1976 wird es von dem Sozialen Arbeitskreis Anna-Haag-Haus betreut. Es beherbergt seit jenem Jahr eine hauswirtschaftliche Bildungsstätte, in der lernbehinderte Mädchen zur hauswirtschaftlich technischen Helferin ausgebildet werden. Seit 1980 ist ein Gästehaus für pflegebedürftige alte Menschen angeschlossen. Dieses Haus, das die große sichtbare Leistung, die

Krönung ihres sozialen Engagements war, ist dem Geist der Anna Haag verpflichtet. In der Weiterführung der Einrichtung hat sich ihr Vermächtnis bewährt, daß engagierte Frauen bei sozialen Problemen die Initiative ergreifen und praktikable Lösungen aufzeigen. In dieser sozialen Verpflichtung lebt Anna Haags Idee des Aufbaus auf symbolhafte Weise weiter. Zu ihrem 90. Geburtstag wurde sie in diesem Haus feierlich geehrt.

Das Haus hatte für Anna Haug noch eine andere Bedeutung. Die Jahre seines Entstehens, 1949 bis 1951, waren für sie schwere Jahre: Sie war überlastet durch Ämter und Aufgaben, sie erlebte Enttäuschungen bei ihrer Arbeit in der Politik und bei der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, und dann starb ihr Mann. In dieser harten Zeit erfuhr sie die Freundschaft und Solidarität der Frauen des Arbeitskreises. Gemeinsam bauten sie das Haus, gemeinsam erreichten sie das Ziel.

Anna Haag hatte sich mit Albert Schweitzer auseinandergesetzt. Er hatte nach der Einheit von Denken und Handeln gestrebt und seiner Idee im afrikanischen Lambarene Gestalt verliehen. Die Bedeutung, die Lambarene für Albert Schweitzer hatte, besaß offensichtlich das Cannstatter Haus für sie. Ihr Mann hatte dies erkannt, was von der tiefen Verbundenheit dieser beiden Menschen zeugt. Vor seinem Tod sagte er zu ihr: *Alles sollst du aufgeben, was*

an dir zehrt. Das Haus aber, das sollst du helfen fertigbauen, das wird eine Hilfe für viele werden.

Die Errichtung des Anna-Haag-Hauses hat weit über die Grenzen Stuttgarts und Baden-Württembergs hinaus Beachtung gefunden. Alleinstehende Frauen erhielten in der schwierigen Nachkriegszeit Wohnraum und konnten sich weiterbilden. Damit hat Anna Haag den Frauen praktische Hilfe gegeben auf dem Weg zur Gleichberechtigung.

Anna Haag kam aus bescheidenen Verhältnissen. Sie besaß keine Ausbildung und betrat die politische Bühne zu einer Zeit, als man Frauen dies eher zur Zierde zugestand. Sie vollbrachte Leistungen für das Gemeinwohl, die weiterwirken. Sie durfte hohe Ehrungen entgegennehmen, z. B. das Bundesverdienstkreuz erster Klasse, die goldene Verdienstmedaille von Baden-Württemberg und die Bürgermedaille der Stadt Stuttgart. In einem Interview zu ihrem 90. Geburtstag nannte sie es einen Glücksfall, daß sie auf dem Land aufwachsen durfte: *Man wird dadurch vor einem gewissen Hochmut bewahrt.* Sie war stets zukunftsorientiert und meinte noch im Alter von 90 Jahren, sie habe noch nicht ausgelernt. Jetzt müsse sie lernen, sich zu beschränken. Sie war damals ins Altersheim gezogen. In ihrem Gedicht *Abschied* hinterließ sie ihr Vermächtnis:

*Mein Weg ist aus. Ihr müsset auf ihm schreiten,
das Gute leben und auch für es streiten.*

WOLFGANG BRENNEISEN: **Oberschwaben. Deutschlands tiefer Süden. Ein literarisches Mosaik.** Silberburg Verlag Stuttgart 1990. 256 Seiten mit einigen Zeichnungen von Heinz Schindele. Pappband DM 32,-

Hinter Oberschwabens charakteristischer Form stecke – so das Gefühl des Autors – eine Idee, ja bei genauerem Hinsehen entdecke man gar mehrere: *die Idee der Weite, den sichtbar gewordenen Geist der Aufklärung* und die *Idee einer zuweilen ernsten, zuweilen heiteren Rationalität*. Wie auch immer: Der Autor liebt Oberschwaben, seine Heimat, als das *Vorgefundene, das aus der Vergangenheit Erwachsene, das Erbe*, zu dem auch *das keimhaft Angelegte, die Utopie* gehöre. Glücklicherweise hält der Verfasser dann doch nicht, was er so im Klappentext verspricht. Dieses neue Buch über Oberschwaben fällt eher in die Kategorie «leichte Plauderei über Reiseimpressionen».

Ein räumlich weiter Oberschwabenbegriff führt Brenneisen nach Ulm, Zwiefalten, Obermarchtal, Riedlingen, Laupheim, Ochsenhausen, Bad Waldsee, Bad Schussenried, Wolfegg und Wangen im Allgäu, Ravensburg, zum Biberacher Schützenfest und an den Bodensee. Der Leser erfährt recht angenehm lesbar die Erlebnisse und subjektiven Eindrücke des reisenden Autors, wie sie ihm von seinen Besichtigungstouren in Erinnerung geblieben sind. So darf er mit ihm Kloster Obermarchtal besuchen, bleibt aber gleich ihm vor den Türen eines Gitters stehen, das die Vorhalle vom Kircheninnern trennt. Was im übrigen auch gar nicht schlimm oder schade ist, sehen die Altäre doch auch von da *übertrieben* aus und in *ihrer Fülle chaotisch*. Informationen zur Geschichte, zur Bedeutung, Nutzung oder zur Architektur erhält der Leser fast nicht oder äußerst wenig.

Informationsreicher ist da schon der jedem Besichtigungspunkt beigegebene gastronomische Tip. Sicher «Essen und Trinken», das ist ein Thema, das zu Oberschwaben paßt. Daß aber jeder Ortsartikel mit einer ausführlichen Beschreibung bzw. Empfehlung eines Gasthauses und seiner Spezialitäten schließt, stört nicht nur den Lesefluß. Dies vermittelt dem Leser neben Hunger und Durst das schale Gefühl, mißbraucht zu werden. Man riecht förmlich den Braten und vermeint – auch wenn man sich darin möglicherweise irrt – den eigentlichen Grund zur Entstehung dieses Buches gefunden zu haben.

Wer Oberschwaben liebt und kennt – und wer es kennt, liebt es –, der wird in diesem Buch sicher manche eigenen Gedanken, manch eigenes Erleben wiederfinden, doch leider auch viel Unnötiges und Oberflächliches.

Sibylle Wrobbel

Baden-Württemberg. Eine Heimat- und Landeskunde. Ernst Klett Verlage Stuttgart 1988. 420 Seiten mit rund 700 Abbildungen und Karten. Pappband DM 42,-.

Seit einigen Jahren ist wieder in den Lehrplänen aller Schulgattungen der Bezug zur Heimatkunde, zur Landesgeschichte bindend. Obwohl Baden-Württemberg in diesem Bereich das wohl am besten erschlossene und beschriebene Land ist, fehlt es bei Lehrern wie Schülern immer noch an gerafften Übersichten, an der Möglichkeit, in einem Band einen möglichst umfassenden Überblick von der Dreifelderwirtschaft bis zur Industrialisierung zu bekommen. Das haben in gekonnter Manier sieben Pädagogen, Geographen, Historiker geliefert: Hermann Burkhardt, Gerhart Frey, Rudolf Kieß, Hansjörg Noe, Günter Olbert, Herbert Raisch und Helmuth Veitshans. Sympathischerweise verstehen sie sich als Kollektiv, als Gruppe zum Zweck, denn nirgendwo ist im Text ein Autorenname zu entdecken. Im ersten Teil werden die verschiedenen Regionen des Landes vorgestellt. Im zweiten Teil werden die Geschichte des Landes, seine Baudenkmäler, die Siedlungen, ferner Wirtschaft, Verkehr und Technik behandelt. Das ausführliche Register am Schluß garantiert, daß dieser Band nicht nur als Lesebuch, sondern auch immer wieder als Nachschlagewerk benutzt werden kann.

Martin Blümcke

HANS KOEPF (Hg.): **Stadtbaukunst. Stadterhaltung. Stadtgestaltung. Stadterneuerung.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1985. 284 Seiten mit 260 Abbildungen, davon 92 farbige. Pappband DM 58,-

Fragen des innerstädtischen Denkmal- und Ensembleschutzes, des Erhalts und Abbruchs(!) in unseren historisch gewachsenen Altstädten gehören zu den umstrittenen, auch politisch diffizilen Themen einer sich nicht ausschließlich im wissenschaftlichen Elfenbeinturm verlierenden Kunst- und Architekturgeschichte. Hans Koepf, der streitbare Professor und Vorstand des Instituts für «Baukunst, Denkmalpflege und Kunstgeschichte an der TU Wien», zählt unzweifelhaft zu jenen Gelehrten, die mit ihrer Meinung durchaus nicht hinter dem Berg zu halten pflegen. Man durfte also das vorliegende Werk in der Erwartung zur Hand nehmen, darin eine kontrovers vorgetragene Abhandlung von Koepfs Spezialgebiet zu finden.

Zunächst muß man jedoch feststellen, daß sich hinter dem anspruchsvollen Titel schlicht eine Sammlung von – meist eher kurzen – Beiträgen und Vorträgen aus den vom genannten Institut der TU Wien herausgegebenen Heften «Stadterhaltung – Stadtgestaltung» verbirgt. Dies allein wäre sicherlich kein Grund, von einer Empfehlung des Buches abzusehen. Böte sich doch hier die Möglichkeit, die in der Fachschrift erschienenen Artikel einer interessierten breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Doch leider setzen sich die Beiträge meist nur wenig mit Problemfragen der modernen Stadtbaukunst auseinander.

der, sondern erschöpfen sich in der – zumeist oberflächlichen – Beschreibung stattgefundener, seltener auch empfohlener Erhaltungs- und Gestaltungsmaßnahmen in vorwiegend süddeutschen und österreichischen Städten: teils einzelner Gebäude, teils ganzer Stadtviertel. Aufzählungen, die den Ansprüchen einer wissenschaftlichen Erörterung kaum gerecht werden und Probleme eher streifen denn tief gründen. Jene zwei(!) Seiten Text aus der Feder des Herausgebers über «Die alten elsässischen Städte» etwa weisen in weiten Passagen die deskriptiven Merkmale eines Reiseführers auf. Nachgerade zur Mogelpackung gerät das Kapitel *Die Problematik der Freilegung älterer Baustrukturen*, eine bar jeden Problembewußtseins verfaßte, schlichte Kurzbeschreibung einiger freigelegter und/oder ergänzter alter Baubefunde.

Gewiß, für den Fachkollegen wird die eine oder andere fotografische Aufnahme oder Bauzeichnung gewinnbringend sein, der eine oder andere Passus des Werks Denkanstöße vermitteln können. Meist wird aber auch der Fachmann das Buch bereits nach wenigen Seiten gähmend zur Seite legen.

Aber bleibt schließlich nicht Professor Koepfs Streitbares Engagement für . . . , ja für was eigentlich? Hauptsächlich doch für ein – seine unbestreitbaren Verdienste um den Erhalt österreichischer Altstädte leider beeinträchtigendes – professorales (Besser-)Wissen. Textkritisch gesehen schöpft dieses Engagement zudem allzuoft aus einer an unselige Zeiten erinnernden polemischen Diktion. Wie etwa soll man einen Terminus wie *Fremdvölkerinvasion* einordnen, wie den undifferenzierten Vorwurf *eines totalen kulturellen Versagens* des amerikanischen Volkes? Was möchte der elitäre Ästhet denn an die Stelle jenes beklagten *immer fortschreitenden Prozesses der Rationalisierung, Demokratisierung und totalen Gleichschaltung der Menschen* setzen? Nicht zu übersehen bräunlich schimmert es hinter *Heuler, Jauler, Hüpfen, Krächzen und Klecksen* (. . .) wie *Sammy Davies junior*, oder geruhen der Professor «Niggermusik» für «entartete Kunst» zu halten?

Raimund Waibel

HERBERT BIRKENFELD (Text) und JOACHIM STRAUß (Fotos): **Blick vom Ulmer Münster**. (Ulmer Geographische Hefte 7). Verlag Brigitte Birkenfeld Ulm 1990. 84 Seiten mit 49 Fotos. Broschiert DM 12,80

Zur 100-Jahr-Feier der Fertigstellung des Turms des Ulmer Münsters erschien diese Schrift, deren Autoren im Blick von den Aussichtsplattformen Stadtentwicklung und Landschaft erklären. Von der Viereckplattform (70 Meter) des mit 161,1 Metern nach wie vor höchsten Kirchturms der Welt gilt die Draufsicht der Ulmer Altstadt zwischen Wandel und Beharrung. Der Rundblick von der Achteckplattform (102 Meter) befaßt sich mit der Stadtlandschaft des 19. und 20. Jahrhunderts zu beiden Seiten der Donau. Schließlich wird die Fernsicht von der Kranzgalerie (143 Meter) beschrieben, die bis zu den Alpen reichen kann. Eine Fülle von Bemerkungen zur Denkmalpflege und Altstadtsanierung, zur Verkehrsplanung und zum Parkpro-

blem, zur Erhaltung von Grünflächen, zur Auswirkung der Luftverschmutzung in der «Schmauchzone» in etwa 50 Meter Höhe ergänzen die stadt- und baugeschichtlichen Ausführungen. So werden die beschriebenen und in den Fotos gezeigten Ausblicke zur anregenden Lektüre – vorbildlich für Ulmer und Freunde Ulms, aber auch für Freunde alter Städte und, sicher nicht unbeabsichtigt, für Stadt- und Verkehrsplaner.

Hans Binder

DOROTHEA KALLENBERG: **Was dr Schwob feiert**. Feste und Bräuche in Stadt und Land. DRW-Verlag Stuttgart 1989. 198 Seiten mit mehr als einhundert vorwiegend farbigen Abbildungen. Pappband DM 42,-

Die optische Mischung von Stahlstichen und Lithographien des vorigen Jahrhunderts mit Fotografien aus der Gegenwart spiegelt vollkommen den Text, der zwischen Früher und Heute hin- und herpendelt. Durch Sprüche, Liedverse und Mundartgedichte aufgelockert, wird flott und kenntnisreich erzählt, was der Württemberger – denn er ist hier mit dem Schwaben gemeint – im Laufe des Jahres feiert oder was seine Eltern, Großeltern sowie Urgroßeltern dermaleinst gefeiert haben. Es ist eine Gratwanderung zwischen Imperfekt und Präsens, die nicht immer gut gehen kann, die oft genug auch verwischt, wengleich versucht wird, moderne Entwicklungen wie Hocketsen und Stadtfeste mit einzubeziehen. Häufig paßt auch der Titel *Was dr Schwob feiert* nicht mit dem Inhalt überein: Was ist in dem Kapitel *Leben und Sterben – Vom Leichenschmaus und vom Allerseelentag, vom Heiligen Martin und seinen Gänsen* Feiernswertes? Die Autorin rettet sich hier in ein Porträt des Mötzinger Totengräbers Christian Morlok.

Wer sich bei *Festen und Bräuchen in Stadt und Land*, wie es im Untertitel heißt, einen klaren Überblick über Gestern und Heute verschaffen will, der sei auf ein Buch verwiesen, das auch im Literaturverzeichnis dieser Veröffentlichung genannt wird: Herbert und Elke Schwedt *Schwäbische Bräuche*, Stuttgart 1984.

Martin Blümcke

MICHAEL DIEFENBACHER: **Das Urbar der Deutschordenskommende Mainau von 1394**. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A Band 39). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1989. XVIII, 117 Seiten. Kartonierte DM 15,-

Noch immer sind viel zu wenig Urbare – Verzeichnisse von Grundbesitz, von Gütern, Einkünften und Rechten einzelner Herrschaften – ediert, bilden sie doch eine herausragende Quelle zur Herrschafts- und Personenge-

schichte ebenso wie zur Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Mit diesem Buch nun wird eine Lücke kleiner. Es stellt eine Momentaufnahme des Herrschaftsbezirks und der Herrschaftsstruktur der Deutschordenskommende Mainau zum Jahr 1394 vor, verzeichnet die dazugehörenden Güter, die diese bebauenden Menschen und die mit ihnen verknüpften Bedingungen. Deutlich wird, daß die Kommende vor allem Grundherr auf dem Bodmanrücken und nördlich des Überlinger Sees ist. Der Besitz umfaßt zwei Burgen, ein Burgstall, zwei Mühlen, 19 Höfe, 15 Widemgüter, 23 Häuser, acht Hofstätten, zahlreiche einzelne Güter, Ackerland, Wiesen, Wälder und Weinberge sowie sechs Pfarreien. Ein Teil der Güter wurde selbst bebaut, der weitaus größte Teil an Zinspflichtige weitergegeben, die dafür insgesamt aufbringen: über 31 Pfund Pfennige, über 20 Malter Getreide, vier Viertel Erbsen, 402 Hühner, ein Pfund Pfeffer, zwölf Schweinevorderschinken, 1479 Eier, zwei Viertel Nüsse, über zwei Pfund Wachs, 550 Netze Gangfische und vier Karren Heu.

Die Edition im einzelnen mag eher für Fachleute von Interesse sein; empfehlenswert für alle ist Diefenbachers Einleitung. Dort gibt er zunächst einen kurzen Abriss zur Deutschordensgeschichte von seiner Gründung während des Dritten Kreuzzuges vor Akkon 1190 bis zu seiner Aufhebung 1809. Dem folgt ein Überblick zur Entwicklung der Deutschordensballei – Ordensprovinz – Elsaß-Burgund, der gegen Ende des 14. Jahrhunderts vierzehn Kommenden – einzelne Ordenshäuser, Verwaltungssitze – unterstanden. Schließlich skizziert der Verfasser die Geschichte der 1271/72 entstandenen Deutschordenskommende Mainau, eine *der bedeutendsten Ordensniederlassungen Südwestdeutschlands*.

Wilfried Setzler

NORBERT MICHELS (Hg.): **Ansichten aus Hohenlohe. Graphiken aus vier Jahrhunderten.** (Kataloge des Hällisch-Fränkischen Museums Schwäbisch Hall, Band 4). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1990. 220 Seiten mit 91 Abbildungen, davon 30 in Farbe, zwei Ortskarten. Leinen DM 58,-

Das Hällisch-Fränkische Museum in Schwäbisch Hall, das frühere Keckenburgmuseum, zeigte in einer Sonderausstellung bis zum 30. September 1990 *Ansichten aus Hohenlohe – Graphiken aus vier Jahrhunderten*. Größtenteils entstammten die eindrucksvollen alten Bildansichten den eigens restaurierten Beständen des 1847 gegründeten Historischen Vereins für Württembergisch-Franken, ergänzt durch sinnvolle Leihgaben von Archiven, Museen und Privatpersonen.

In sechs Gruppen werden die graphischen Ansichten Hohenlohes, dem gepriesenen «Land der Burgen und Schlösser», chronologisch aufgliedert und thematisch vorgestellt. Von frühesten kartographischen Plänen, Zeichnungen und Rissen des 16. Jahrhunderts bis zu Bildern der beginnenden Heimatforschung, der Denkmalpflege und des einsetzenden Tourismus des späten

19. Jahrhunderts erstreckte sich die Ausstellung. Ein reich illustrierter, hervorragend gestalteter Katalogband in ansprechendem Querformat erschließt die Ansichtensammlung erstmalig wissenschaftlich. Neben zwei Aufsätzen *Hohenlohe. Herrschaft – Grafschaft – Fürsten und Ansichten aus Hohenlohe. Eine Einführung zur Ausstellung* werden sämtliche Graphiken von den einzelnen Fachautoren im Katalogteil in Inventarbeschreibung, wissenschaftlicher Aussage und meistens ganzseitiger Abbildung vorgestellt und umfassend erläutert. Bezüge zum gegenwärtigen Zustand und Aussehen der Architektur- und Landschaftsdarstellungen werden geschaffen. Von einer aquarellierten Federzeichnung der Burg Balbach nordöstlich von Mergentheim bis zum Blatt der ehemaligen Klosterkirche in Gnadental des Haller Zeichenlehrers Johann Friedrich Reik, von graphischen Ansichten Öhringens bis zu einem anonymen Holzstich der Stadt Crailsheim mit Bahnhof erstreckt sich der territoriale Rahmen der vorgestellten Landschaft Hohenlohe. Vor allem sind es herrschaftliche Ansichten von Burgen, Schlössern, Fürstensitzen und Sakralbauten. Dreidimensionale Objekte wie Dessertteller mit Ansichten von Tierberg, Schrozberg und Leofels, bemalte Porzellanpfeifenköpfe, Poesiealben, Bücher und verschiedene Malutensilien finden ebenfalls im Katalog Beachtung und lockerten die Sonderausstellung inhaltlich und visuell auf. Neben Literaturangaben zu den einzelnen Katalogtexten ist ein kurzes Verzeichnis der zitierten Literatur nachgestellt.

Ein sehr ansprechender Katalogband, der über die Ausstellung hinaus von bleibendem Wert sein wird und Maßstäbe in der Beschäftigung mit alten graphischen Ansichten setzt.

Elmar Hahn

JOACHIM GERNER: **Vorgeschichte und Entstehung der württembergischen Verfassung im Spiegel der Quellen (1815–1819).** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Band 114). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1989. XXIII, 527 Seiten. Kartoniert DM 68,-

Der Kampf um das «gute alte Recht», jene von der altwürttembergischen Ehrbarkeit initiierte und in breite Schichten der Bevölkerung getragene Ablehnung der von König Friedrich und seiner Regierung erarbeiteten Verfassung des jungen Königreichs, prägte wie keine andere Auseinandersetzung das politische Leben in Württemberg in den Jahren zwischen dem Wiener Kongreß und den berichtigten Karlsbader Beschlüssen. Die 1819 schließlich halb oktroyierte, halb mit den Landständen vereinbarte Verfassung sollte dann bis zum Ersten Weltkrieg die Grundlage des württembergischen Staatswesens bilden. Kaum eine Darstellung zur politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts in Württemberg, die nicht auf einzelne Paragraphen der Verfassungsurkunde zurückgreifen müßte. Das Werden dieses Staatsgrundgesetzes hat in unserem Jahrhundert jedoch bisher erstaunlich wenig Beachtung durch die Geschichtswissenschaft erfahren. Alle

diesbezüglichen Darstellungen sind bereits mehr als ein halbes Jahrhundert alt und entsprechen kaum mehr modernen Ansprüchen. Eine Untersuchung der Entstehungsgeschichte dieser Verfassung, die den Tübinger Vertrag abgelöst hat, darf deshalb zweifelsohne zu den Desiderata der württembergischen Landesgeschichte gerechnet werden.

Die Auseinandersetzungen der Jahre 1815 bis 1819 stellten ein kompliziertes, sich auf mehreren Ebenen abspielendes politisches Handlungsgeflecht dar. Den Vorgängen auf Regierungsebene, nämlich den Diskussionen um Entwürfe und Modifikationen der Konstitution, stand die Meinungsbildung in den Rängen der Ehrbarkeit und des württembergischen Adels sowie deren Repräsentanten in den Landständen gegenüber, die in hartnäckigen und langwierigen Verhandlungen zwischen diesen und der Regierung Ausdruck fanden. Eine Art außerparlamentarischer Opposition übte zudem zusätzlichen Druck aus. Das «Werden der Verfassung» kann denn nicht anders als aus dem Zusammenspiel dieser vier Ebenen erklärt werden, das oft mehr ein Gegen- als ein Miteinander war.

Joachim Gerner's Interesse gilt hauptsächlich der ersten und der dritten der genannten Handlungsebenen; also den in juristischem Sinne verfassungsrechtlich relevanten Vorgängen und Diskussionen und dem formalen Gang der Verhandlungen, die er anhand der von ihm bearbeiteten Quellen, den internen Regierungs- und landständischen Dokumenten sowie den Kommissionsberichten und den landständischen Protokollen, minutiös wiederzugeben sich bemüht: «Geschichte von oben» also. Die Frage der Meinungsbildung unterhalb der offiziellen, also der Regierungs- und der landständischen Ebene, die Frage nach divergierenden Interessen sowie politischen Prinzipien und Konzepten, die im Verfassungsstreit aufeinandertrafen und die Verhandlungen nachhaltig beeinflussten, erfahren eher en passant Berücksichtigung. Politische Flugschriften, die Bewegung der «Volksfreunde» um Friedrich List, Eduard Schübler und Heinrich Keßler, die unzähligen Oberamts- und Magistratsversammlungen, aber auch die Wahlen von 1815 und 1819 werden vom Autor nur am Rand untersucht. Das politisch-soziale Umfeld erfährt wenig Erwähnung, ebenso die Rezeption der Auseinandersetzung im Volk. In diesem Zusammenhang wäre sicherlich auch ein Überblick über die Entwicklung der einzelnen Paragraphen der Verfassungsurkunde von Interesse, steht doch zu erwarten, daß sich gerade hier die vorhin angedeuteten unterschiedlichen Interessensphären manifestieren.

Man wird bedauern, die Untersuchung des Werdens des württembergischen Staatsgrundgesetzes, also eines Wachstums- oder wenigstens eines Kristallisationsprozesses, mehr oder weniger auf die Frage nach der speziell württembergischen *Form der Anknüpfung an altständische und moderne Repräsentationsformen* reduziert zu sehen. Diese Frage stellt zwar einen relevanten, aber doch nur einen Aspekt der württembergischen Verfassungsgeschichte dar. Ein wenig mehr ereignisgeschichtlicher «human touch» hätte die Lesbarkeit dieser wissenschaftlichen Arbeit zudem sicher erhöht. Das Zitieren über weite

Strecken im Konjunktiv der indirekten Rede wirkt auf die Dauer als Stilmittel ermüdend.

Zukünftige Untersuchungen werden ohne Zweifel aus der Arbeit, die nach eingehendem Aktenstudium mit immensem Fleiß erstellt worden ist, vielfachen Nutzen ziehen können, da der Autor – wie gesagt – den Gang der Verhandlungen ausführlichst schildert. Das «Werden» der Verfassung, insbesondere ihre «Vorgeschichte», hat sich aber – ohne die Verdienste des Autors schmälern zu wollen – für die Bearbeitung durch einen einzelnen als zu umfangreich erwiesen. Dies dürfte Joachim Gerner bereits im Frühstadium seiner Arbeit zur weisen Beschränkung auf den von ihm gewählten Blickwinkel bewogen haben. Kritik sei nur insofern angebracht, daß diese Tatsache wenn nicht im Titel, so doch im Vorwort hätte deutlich gemacht werden sollen.

Raimund Waibel

MARCUS PLEHN: **Verbandstoff-Geschichte.** Die Anfänge eines neuen Industriezweiges. (Heidelberger Schriften zur Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte, Band 1). Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart 1990. 207 Seiten mit 19 Abbildungen. Kartoniert DM 56,-

Eine neue Reihe stellt sich vor, die *Heidelberger Schriften zur Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte*, herausgegeben von dem Heidelberger Pharmaziehistoriker Professor Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke, zugleich Kurator des Deutschen Apothekenmuseums im Heidelberger Schloß. Sie will sich auf Untersuchungen zum pharmazie- und wissenschaftshistorischen Umfeld des deutschen Südwestens konzentrieren, ist aber gleichwohl offen für regionale Überschreitungen und interdisziplinäre, insbesondere geisteswissenschaftliche und sozialhistorische Erweiterungen.

Industriegeschichte, Unternehmer- und Unternehmensgeschichte gehören zu den faszinierenden Kapiteln der modernen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Der exemplarische Einzelfall erlaubt Einblicke z.B. in die Anfänge der Industrialisierung, in die Entstehung eines eigenen Unternehmerstandes, in das Geflecht von technischer Innovation und wirtschaftlicher Vertriebsstruktur und in die Abhängigkeit von industrieller Forschung und gesellschaftlichem Fortschritt. Die Dissertation von Marcus Plehn stellt die technische und industrielle Entwicklung in den Vordergrund und verbindet diese mit einer biographischen Schilderung der Protagonisten. Familien-, Firmen- und Technikgeschichte sind die Zugänge seiner Verbandstoffgeschichte, die auf nur wenigen Vorarbeiten fußend durch Nachforschungen in Familien- und Werksarchiven insbesondere die Entwicklung der ersten deutschen Verbandstofffabrik Paul Hartmann detailgetreu aufarbeitet.

Die Hartmanns, eine württembergische Textilunternehmerdynastie aus Heidenheim, begannen 1873 mit der seriellen Produktion von Verbandstoffen, indem sie zwei aktuelle Erfindungen, die entfettete Verbandwatte nach Victor von Bruns (1864) und den antiseptischen Wundverband nach Sir Joseph Lister (1867), in ihr Produktions- und

Vertriebsprogramm aufnehmen. Die Filialgründungen und Auslandsengagements dokumentieren die günstige Geschäftsentwicklung, die durch die in den 90er Jahren aufgenommene Produktion der Holzwolle nach Gustav Walcher und septisch-steriler Verbandstoffe noch verstärkt wurde. Das erwachende Interesse der Öffentlichkeit an Hygieneartikeln, die steigenden Ausgaben der öffentlichen Haushalte für das Gesundheitswesen, der gehobene Standard der Wundbehandlung und der große Bedarf der Militärs sind die Rahmenbedingungen des steigenden Umsatzes. Als 1912 die Firma Paul Hartmann in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, waren die Beschäftigungszahl auf 308 Mitarbeiter, die Angebotspalette auf über 700 Einzelposten und der weltweite Umsatz auf ca. drei Millionen Mark geklettert.

Marcus Plehn stellt ausführlich die Herstellung der Verbandstoffe dar. Anhand der Preislisten werden das breit angelegte Produktionsangebot und die kontinuierlichen Erweiterungen verdeutlicht. Das Kapitel *Ausgewählte Spezialitäten* bietet wichtige Informationen zur Entwicklung und Fabrikation von Catgut/Jodcatgut, hämostyptischen Verbandstoffen, aseptischen Verbandstoffen, Fangokompressen und des Lederersatzstoffs Hartoplast. Dieses Kapitel ist in seiner Verknüpfung von Technik- und Firmengeschichte besonders gelungen wie auch das sich anschließende Kapitel über *Die Sonderstellung der Holzwolle*. Diese sorgfältig recherchierte, ansprechend illustrierte und durch ein Sach- und Personenverzeichnis gut erschlossene pharmaziehistorische Dissertation von Marcus Plehn liefert einen wichtigen Baustein der deutschen Verbandstoffgeschichte für die Zeit nach 1870. Die gelungene Rekonstruktion der Anfänge eines neuen Industriezweigs macht die Studie auch für die Wirtschaftsgeschichte Württembergs lesenswert.

Stefan Rhein

Schwäbischer Heimatkalender 1991. Herausgegeben von HEINZ-EUGEN SCHRAMM in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 128 Seiten mit 64, teils farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 10,80

Unterhaltsam, informativ, abwechslungsreich und spannend zu lesen, ist dieser neue Jahrgang des Schwäbischen Heimatkalenders, der Schwaben und Nichtschwaben gleichermaßen empfohlen werden kann: als Lektüre, als Kalender, zum Nachdenken, zur Erholung, zum Verschenken.

HANNS WOLFGANG RATH und ELSE RATH-HÖRING: **Ahnengeschichte Hölderlins.** Aus dem Nachlaß übertragen und mit neueren Forschungen ergänzt von Hanns-Wolfgang Kress. C. A. Starke Verlag Limburg an der Lahn 1990. 268 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen DM 98,-

Nachdem er in seinem 1927 erschienenen Werk *Regina, die schwäbische Geistesmutter* die gemeinsame Abstammung

Hölderlins, Uhlands, Schellings und Mörikes nachgewiesen hatte, fertigte Hanns Wolfgang Rath eine auf umfangreichen Forschungen basierende *Ahnengeschichte Hölderlins*. Doch bevor der Band veröffentlicht werden konnte, starb der Verfasser (1934); den Bemühungen seiner Witwe setzte der Zweite Weltkrieg ein Ende: Die schon gedruckten ersten acht Bogen verbrannten 1944. Den rastlosen und zähen Bemühungen von Hanns-Wolfgang Kress, Stiefsohn Raths, ist es zu verdanken, daß nun doch – 60 Jahre nach ihrer Entstehung – die Ahnengeschichte Hölderlins erscheinen konnte.

Kress hat, von mancherlei Fachleuten unterstützt und beraten, die Forschungen Raths ergänzt und korrigiert. Deutlich wird, daß Hölderlins Vorfahren, die teilweise bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt werden konnten, *nicht so einheitlich schwäbisch und schon gar nicht so ausschließlich altwürttembergisch* waren, wie man das oft angenommen hat.

So weit es die Begrenzung auf die 15. Generation in der Stammtafel zuläßt, kann man sagen, daß ein Viertel von Hölderlins väterlicher Ahnenschaft aus Franken, ein anderes Viertel über den Großvater mütterlicherseits aus Thüringen stammt.

Daß noch manche Lücke in der Ahnentafel bleibt, ist verständlich. Vielleicht hilft diese Publikation dazu, sie zu verkleinern. Daß sich das Buch nicht nur an Genealogen und Vererbungsforscher wendet, darauf verweist Hansmartin Decker-Hauff in seinem Vorwort. Ihm dient die Ahnengeschichte Hölderlins nicht nur zur Klärung der *Personengeschichte des Dichters*, sondern auch zur Erhellung eines *Stücks Kultur- und Geistesgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands*.

Wilfried Setzler

ARON TÄNZER: **Die Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen.** Mit erweiterten Beiträgen neu herausgegeben von Karl-Heinz Rueß. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Bd. 23). Anton Konrad Verlag Weißenhorn 1988. XXIV und 662 Seiten mit 67 schwarz-weißen und acht farbigen Tafeln. Leinen DM 68,-

Eine Vielzahl von Veröffentlichungen und Beiträgen haben in den letzten Jahren an die wechselvolle Geschichte jüdischer Gemeinden in den Städten und Dörfern Baden-Württembergs erinnert, geschrieben aus der Perspektive nach 1945 mit dem Wissen um die nationalsozialistische Judenverfolgung und um das Ende traditionsreichen jüdischen Lebens im Land. Mit dem unveränderten Nachdruck der 1927 erschienenen Geschichte der Juden in Jebenhausen und Göppingen von Aron Tänzer liegt uns aus der Weimarer Zeit eine umfassende und detaillierte Dokumentation des religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens dieser beiden Gemeinden vor.

Die Anfänge und die Entwicklung der Muttergemeinde Jebenhausen vom ersten Schutzbrief 1777 über den in Folge der Emanzipationsgesetzgebung und der beginnenden Industrialisierung erfolgten wirtschaftlichen Aufschwung und die Entstehung eines erfolgreichen Leinen-

und Baumwollgewerbes werden nachgezeichnet. Ausführlich beschrieben sind Verwaltung, Einrichtungen, Handel und Gewerbe, Vereine und Stiftungen der Muttergemeinde, die bis 1899 bestand und die den Grundstein legte für die Gründung und die wirtschaftliche Blüte der Tochtergemeinde in Göppingen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zogen die meisten jüdischen Familien von Jebenhausen weg, ein großer Teil von ihnen in die benachbarte Industriestadt Göppingen, wo sich ein vielfältiges jüdisches Gemeindeleben entwickelte und die jüdischen Mitbürger regen Anteil am gesellschaftlichen und kommunalpolitischen Leben in der Stadt nahmen. Einen großen Beitrag leisteten Göppinger jüdische Unternehmer vor allem in der Textilindustrie des Landes und der Stadt. Entsprechend breiten Raum nimmt neben der Beschreibung der Gemeindeverwaltung und der vielzähligen israelitischen Vereine die Geschichte aller von Israeliten in Göppingen errichteten Industrie- und Handelsfirmen ein. Zahlreiche archivalische Quellen und Dokumente, die später in den Jahren nationalsozialistischer Gewaltherrschaft vernichtet worden sind, werden in dem Werk Tänzers vollständig zitiert und überliefert – mit Listen, Plänen und Tabellen bereichert – genaue Kenntnisse der Entwicklung der beiden jüdischen Gemeinden.

Geschrieben auf dem Höhepunkt deutsch-jüdischer Symbiose und gesellschaftlicher Integration der Juden in der Weimarer Republik, widmet der 1937 verstorbene Rabbiner Aron Tänzer sein historisches Werk der *ehrenvollen Vergangenheit der Gemeinde im Dorfe Jebenhausen* und der *hoffnungsvollen Zukunft der Tochtergemeinde in der Industriestadt Göppingen*. Aus dem geduldeten Schutzjuden sei, wie Tänzer in seinem Vorwort feststellt, der gleichberechtigte Staatsbürger, aus dem von allen ordentlichen Erwerbszweigen ausgeschlossenen Handelsjuden der angesehene Kaufmann und Industrielle, aus dem verschüchterten und verachteten Juden früherer Zeit der selbstbewußte Mitarbeiter an Kultur und Fortschritt geworden. Der Stolz auf die erreichte Stellung und auf die Leistungen, das unerschütterliche Vertrauen in die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung und in eine gemeinsame, gleichberechtigte Zukunft, die aus dem gesamten Werk sprechen, machen angesichts der Ereignisse nach 1933 das besondere Interesse, aber auch die besondere Tragik dieser Geschichte und seines Verfassers aus.

Politik und Antisemitismus sind dabei ausgespart, Aspekte des christlich jüdischen Zusammenlebens werden vor allem mit Bezug zur Göppinger Gemeinde nicht näher betrachtet, sondern das in den 20er Jahren durchaus positive Miteinander als selbstverständlich genommen. Daß dies nicht so selbstverständlich war, daß sich bereits Mitte der 20er Jahre antisemitische Tendenzen breit machten, daß auch in Göppingen in nur relativ kurzer Zeit die Ausgrenzung der jüdischen Mitbürger aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben, ihre Verfolgung und Vertreibung ohne größere Widerstände möglich war, dokumentiert das dem Nachdruck angefügte Kapitel über das Schicksal und das Ende der jüdischen Gemeinde Göppingen in der Zeit von 1927–1945. In

einer weiteren sinnvoll angefügten Ergänzung werden die Person und das Leben Aron Tänzers vorgestellt und gewürdigt, der seit 1907 Rabbiner in Göppingen war und neben seinem unermüdlichen Engagement für seine Gemeinde in der Stadt bedeutende soziale und kulturelle Aktivitäten entfaltete, so z. B. durch die Gründung einer öffentlichen Leihbibliothek. Als Wissenschaftler und Geschichtsforscher verfaßte er zahlreiche Arbeiten über historische und religionsphilosophische Themen. Beispielhaft und eindrucksvoll spiegelt sich in seiner Lebensgeschichte die Identifikation mit der deutschen Kultur, die Verbundenheit zur deutschen Heimat, für die er im Ersten Weltkrieg freiwillig als Rabbiner ins Feld gegangen ist, und zu der Stadt, in der er dreißig Jahre zum Wohle der Allgemeinheit gewirkt hat. 1937 starb Aron Tänzer – ein bedeutender Repräsentant des deutschen Judentums und glühender Patriot –, nachdem er noch erlebt hatte, wie die Nationalsozialisten seine Zuversicht in die hoffnungsvolle Zukunft seiner Gemeinde Stück für Stück zerstörten. Ergänzt mit umfangreichem, z. T. erstmalig veröffentlichtem Bildmaterial, mit Quellennachweis und Literaturangaben sowie ausführlichem Namens- und Sachregister leistet dieser Nachdruck einen wichtigen Beitrag zur Göppinger Stadtgeschichte sowie zur Geschichte der Juden in Deutschland.

Regina Schmid

NAFTALI BAR-GIORA BAMBERGER: **Die jüdischen Friedhöfe Jebenhausen und Göppingen.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 24). Göppingen 1990. 346 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 4 Plänen. Pappband DM 105,-

Als Schutzjuden wurden 1777 die ersten jüdischen Familien im damals reichsritterschaftlichen Ort Jebenhausen aufgenommen. Im Schutzbrief wurde ihnen das Recht der freien Religionsausübung und der gemeindlichen Selbstverwaltung eingeräumt. So baute die jüdische Gemeinde eine Synagoge und richtete eine eigene Begräbnisstätte ein, die 1781 erstmals belegt werden mußte. Auch als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele Jebenhäuser Juden in die nahe Industriestadt Göppingen abwanderten und sich dort 1867 eine eigene israelitische Gemeinde etablierte, blieb der Jebenhäuser Friedhof alleinige Begräbnisstätte, in der auch die inzwischen in Kirchheim u. T. lebenden Juden ihre Toten beisetzen. Erst 1904 entstand dann neben dem Jebenhäuser Friedhof im Göppinger Stadtfriedhof eine eigene «israelitische Abteilung» und damit eine zweite jüdische Begräbnisstätte des Rabbinatsbezirkes.

Seitdem die Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten das jüdische Leben ausgelöscht, die jüdischen Mitbürger vertrieben, ausgegrenzt oder ermordet hat, sind die beiden Friedhöfe das regional wichtigste und augenfälligste Zeugnis der einst blühenden Gemeinden. Wie bei anderen Judenfriedhöfen des Landes droht auch hier durch sauren Regen und aggressive Luft der unaufhaltsame Zerfall der Grabsteine und somit der alsbaldige Verlust dieser

kultur- und landesgeschichtlich hochbedeutsamen Denkmäler. Schon sind einige Grabsteine so verwittert, daß die Inschriften nicht mehr gelesen werden können.

Um so verdienstvoller ist nun die von den Städten Göppingen und Kirchheim finanzierte Bestandsaufnahme der beiden Friedhöfe, in denen über 660 Tote ihre letzte Ruhe gefunden haben. Der vorliegende großformatige Band faßt die Ergebnisse dieser Bemühungen zusammen. Er bildet alle Grabsteine ab, zeigt ihre Lage im Friedhof, veröffentlicht alle Grabinschriften – die hebräischen Texte ins Deutsche übersetzt –, beschreibt alle Symbole bzw. Verzierungen auf den Steinen und ergänzt die biographischen Daten – soweit möglich – aus Archivstudien. Zudem wird in einleitenden Texten die Geschichte der Friedhöfe und der jüdischen Gemeinden geschildert.

Dieser außerordentlich aufwendig ausgestattete und mit einem großzügigen Layout gestaltete Band ist eine hervorragend gelungene Dokumentation der beiden Friedhöfe und setzt zudem, wie der Landesrabbiner im Vorwort betont, *einer untergegangenen traditionsreichen jüdischen Gemeinde für alle Zeiten ein Denkmal*. Leider ist zu befürchten, daß der hohe Ladenpreis eine weite Verbreitung verhindern wird.

Wilfried Setzler

In einem Satz . . .

HANS MATTERN und REINHARD WOLF: **Die Haller Landheg. Ihr Verlauf und ihre Reste.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 35). Jan Torbecke Verlag Sigmaringen 1990. 174 Seiten mit 154, teils farbigen Abbildungen und drei Kartenbeilagen. Pappband DM 48,-

Die beiden Verfasser veröffentlichen die Ergebnisse ihrer langjährigen Suche in Wald und Feld sowie ihrer Forschungen in Archiven zur Landheg, jener einst 230 Kilometer langen Grenze des Territoriums der Reichsstadt Schwäbisch Hall.

HERBERT BERNER (Hg.): **Engen im Hegau. Mittelpunkt und Amtsstadt der Herrschaft Hewen.** Band 2. Jan Torbecke Verlag Sigmaringen 1990. 493 Seiten mit 62, teils farbigen Abbildungen. Leinen DM 58,-

Dieser Sammelband vereinigt zwei Dutzend Aufsätze, fast die Hälfte aus der Feder des 1977 verstorbenen Rektors i. R. Alois Baader, die sich vor allem mit den kirchlichen Einrichtungen und dem geistigen Leben der Stadt befassen.

UNDINE MEISSNER (u. a.): **Seewald. Ein Heimatbuch.** Geigerdruck Horb 1990. 280 Seiten mit 160 Abbildungen. Pappband DM 29,80

Unter Federführung des Schwarzwaldvereins, Ortsgruppe Besenfeld, ist zum 900jährigen Jubiläum diese Chronik erschienen, die sich mit der Besiedlung und Entwicklung der Orte Besenfeld, Göttelfingen, Hochdorf, Schernbach und Erzgrube befaßt.

WILLI A. BOELCKE: **Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989.** Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 16). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1989. 523 Seiten mit 108 Tabellen. Leinen DM 59,-

Sachkundig und überaus datenreich, beinahe im Stil eines Nachschlagewerks, schildert der Verfasser die Epoche der Industrialisierung und versucht, die Voraussetzungen, Wurzeln, Ursachen, Kräfte und Rahmenbedingungen zu klären, die Baden-Württemberg – insbesondere die Region Mittlerer Neckar – zum wirtschaftlich stärksten Ballungsraum innerhalb der Europäischen Gemeinschaft gemacht haben.

Reutlinger Geschichtsblätter. **Gesamtverzeichnis 1890–1989.** Reutlinger Geschichtsverein e. V. 1989. 72 Seiten. Broschiert DM 12,-

Aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Reutlinger Geschichtsvereins und seines Organs, der Reutlinger Geschichtsblätter, erschien dieses überaus nützliche Verzeichnis, das neben einer nach Jahrgängen geordneten Inhaltsübersicht ein Orts-, Personen-, Sach- und Autorenregister enthält.

WALTHER KÜENZLEN: **Lieber Hering als Torte. Vier erstaunliche Lebensläufe.** Quell Verlag Stuttgart 1990. 127 Seiten. Pappband DM 24,80

Die vier Lebensläufe zeigen die Geschichte, das Leben und Wirken von «einfachen Menschen», so der Pfarrer Leonhard Werner (ca. 1480 bis 1550, Waiblingen) und Johann Gerhard Ramsler (1635 bis 1703, Tennenberg, Hornberg, Freudenstadt und Schorndorf) sowie des Stuttgarter Bäckers Georg Philipp Weiß (1741 bis 1822) und der Herrnhuter Missionsschwester Else Schärf (1892 bis 1973).

Museum «Im Dorf» Betzingen. **Außenstelle des Heimatmuseums Reutlingen. Führer durch das Museum.** Herausgegeben von der Stadt Reutlingen 1990. 198 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 18,-

Dieser aufwendige, preiswerte und außerordentlich gut bebilderte Katalog eines Dorf-Museums kann als Beispiel für viele andere «Sammlungen» oder Museen dienen.

Von Habermus und Sonntagshäs. Leben auf dem Dorf 1917–1937. Erinnerungen. Mit Fotografien von HUGO FRÄNKEL. Herausgegeben von WILFRIED BALLARIN, HEIDRUN DEUTSCH, URSULA KAMINSKI und WALTHER PAAPE. regio Verlag Glock und Lutz. Sigmaringendorf 1990. 140 Seiten mit 149 Abbildungen. Pappband DM 35,–

Die rund 150 brillanten Fotografien dieses Buches geben nicht nur Zeugnis von einer verloren gegangenen dörflichen Welt Oberschwabens zwischen Mengen und Saulgau, sie stehen auch für den Umbruch im ländlichen Bereich, der in jenen zwei Jahrzehnten in ganz Deutschland einsetzte.

Philipp Matthäus Hahn. Echterdinger Verkündbuch 1781–1790. Transkription der Handschrift, bearbeitet und kommentiert von EBERHARD GUTEKUNST. (Quellen und Schriften zu Philipp Matthäus Hahn, Band 8). Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1990. 190 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 40,– (Zu beziehen beim Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Altes Schloß)

Dieses Verkündbuch, das die sonntäglichen Abkündigungen des Pfarrers wiedergibt, gewährt dadurch, daß es zusätzliche Einträge, Marginalien und Kommentare enthält, einen wichtigen Einblick in das Denken und das Selbstverständnis des Philipp Matthäus Hahn.

MARTIN BLÜMCKE: Gestalten der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. Südkurier Konstanz 1989. 244 Seiten mit 80 farbigen Abbildungen. Pappband DM 29,80

Dieses Buch ist sowohl ein Museumsführer durch den «Narrenschopf» in Bad Dür rheim als auch ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk über die schwäbisch-alemannischen Narrengestalten, deren Tradition 69 verschiedene, in der Vereinigung Schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte zusammengeschlossene Vereine bewahren.

Weitere Titel

ROSEMARIE WILDERMUTH: «Zweimal ist kein Traum zu träumen.» Die Weiber von Weinsberg und die Weibertreu. Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1990. 104 Seiten mit 47, teils farbigen Abbildungen, eine Beilage. Broschiert DM 10,–

ULRICH GOHL (Hg.): Die Schwaben und ihr Gesang. Ein Strauß aus Geschichten, Gedichten und Bildern für alle, die gern singen. Silberburg-Verlag Stuttgart 1990. 48 Seiten mit 20 farbigen Abbildungen. Pappband DM 19,80

ULRICH GOHL (Hg.): Die Schwaben und ihr Häusle. Ein Strauß aus Geschichten, Gedichten und Bildern für Hausbesitzer und solche, die es werden wollen. Silberburg-Verlag Stuttgart 1990. 48 Seiten mit 21 farbigen Abbildungen. Pappband DM 19,80

Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern an der Glentleiten. Bearbeitet von HELMUT KEIM und FRANZISKA LOBENHOFER-HIRSCHBOLD. 2. Auflage, überarbeitet und erweitert. Großweil 1990. 126 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 5,–

IRMELA BRENDER: Die schwäbische Sphinx. Unterwegs zu Bergen und Quellen im Land. Mit Skizzen nach der Natur von Heinz Schindele. Silberburg-Verlag Stuttgart 1990. 96 Seiten mit einigen Zeichnungen. Broschiert DM 14,80

PAUL WANNER: Mein Lebensbericht. Bearbeitet von Rudolf Kieß. (Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart, Band 13). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1990. 190 Seiten. Halbleinen DM 38,–

WOLFGANG MAYER: Kulturdenkmale und Museen im Rems-Murr-Kreis. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 256 Seiten mit 166 Abbildungen. Pappband DM 29,80

CHRISTOPH BIZER und ROLF GÖTZ: Vergessene Burgen der Schwäbischen Alb. DRW-Verlag Stuttgart 1989. 136 Seiten mit 91 Abbildungen in Farbe und 10 Zeichnungen. Pappband DM 58,–

Kleine Geschichten aus Stuttgart. Gesammelt und herausgegeben von KARIN v. MAUR. Engelhorn Verlag Stuttgart 1990. 144 Seiten mit einigen Zeichnungen. Pappband DM 12,80

HEINZ WINTERMANTEL: Hoorig, hoorig isch die Katz. Masken und Narren der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. 2. Auflage. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1990. 291 Seiten mit 16 Zeichnungen und 224 farbigen Abbildungen. Pappband DM 39,–

WILHELM LIEBHART (Hg.): Nesselwang. Ein historischer Markt im Allgäu. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1989. 560 Seiten mit 148 Abbildungen, darunter 32 in Farbe, und drei Ausschlagtafeln. Pappband DM 48,–

ERICH KLÄGER, MAX OSTERMEIER und NORBERT BECK: St. Christophorus auf dem Böblinger Marktbrunnen. Mit einem Beitrag über Böblingen zur Zeit seiner Aufstellung im Jahre 1526. Verlag Wilhelm Schlecht Böblingen 1989. 83 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 25,–

LOTHAR GONSCHOR: Kulturdenkmale und Museen im Kreis Reutlingen. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 294 Seiten mit 175 Abbildungen von Joachim Feist, davon elf in Farbe. Pappband DM 29,80

Studienreisen

- 1**
«Die Salier»
Führung: Dr. Uwe Kraus
Samstag, 23. März, bis Sonntag, 24. März 1991
Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Heilbronn
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren):
DM 199,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 209,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
- 2**
Dorfkirchen in Hohenlohe
Führung: Manfred Akermann
Samstag, 6. April 1991
Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Neuenstein, vor dem Schloß
Teilnehmergebühr: DM 49,-
- 3**
Land am oberen Neckar IV: Ritterschaftliche Klein-Territorien um Sulz am Neckar
Führung: Dr. Raimund Waibel
Mittwoch, 10. April 1991
Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: 9.00 Uhr in Horb, Bahnhof
Teilnehmergebühr: DM 49,-
- 4**
Gotische Altäre I: Der Maler Friedrich Herlin
Führung: Sibylle Setzler
Samstag, 13. April 1991
Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Schwäbisch Gmünd, Aalen
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 69,-
- 5**
Entlang der Schwäbischen Dichterstraße IV – Auf den Spuren von Viktor von Scheffel
Führung: Dr. Benigna Schönhagen
Sonntag, 14. April 1991
Abfahrt: 7.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Tübingen
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 69,-
Die Teilnehmerzahl ist begrenzt
- 6**
Handwerk und Technik auf der Ostalb
Führung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss in Zusammenarbeit mit örtlichen Führern und Fachkräften
Mittwoch, 17. April 1991

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: 7.45 Uhr in Leonberg
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 59,-

- 7**
Wanderung zu stauferzeitlichen Burgen in den Vogesen III
Führung: Dr. Raimund Waibel
Samstag, 20. April, bis Sonntag, 21. April 1991
Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Karlsruhe, Hauptbahnhof; Kehl, Bahnhof
Teilnehmergebühr:
DM 189,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 199,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
- 8**
Die Eifel – Geologie und Geschichte
Führung: Prof. Dr. Erwin Rutte und Dr. Wolfgang Irtenkauf
Mittwoch, 24. April, bis Montag, 29. April 1991
Abfahrt: 8.15 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Heilbronn, Heidelberg
Teilnehmergebühr (inklusive Reiserücktrittskostenvers.):
DM 990,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 1090,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer
- 9**
Gedenkstätten – Auf den Spuren bedeutender Stuttgarter III / Reiche Vorstadt
Führung: Hermann Ziegler
Samstag, 27. April 1991
Treffpunkt: 10.00 Uhr, Rotebühlplatz 1 (Ecke Marienstraße), Straßenbahnhaltestelle Stadtmitte/Rotebühlplatz, Linien 2, 4 und 14
Teilnehmergebühr: DM 8,-
Dauer: 2½ Stunden
- 10**
Stuttgarter Wald – Führung durch den Bopserwald
Führung: Fritz Oechßler
Samstag, 27. April 1991
Treffpunkt: 14.30 Uhr an der Straßenbahnhaltestelle Waldau an der Neuen Weinsteige
Teilnehmergebühr: DM 8,-
- 11**
Der Rhein – Von der Quelle bis zur Mündung II: Vom Bodensee bis Waldshut
Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler
Mittwoch, 1. Mai, bis Samstag, 4. Mai 1991
Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Tübingen
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenvers.):
DM 498,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 538,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

12

Über den Jura nach Savoyen

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 4. Mai, bis Samstag, 11. Mai 1991

Abfahrt: 7.15 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers. und Versicherungspaket):

DM 1298,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1498,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

13

Der Feuerbach – Schicksalsbach der Verstädterung. Eine kritische Wasserschau (I)

Führung: Dipl.-Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 4. Mai 1991, 3½ Stunden Fußwanderung (8 km)

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Forsthaus 1, Rotwildpark. Anfahrt mit Buslinie 92. Abfahrt am Hauptbahnhof 13.27 Uhr oder Buslinie 91 ab Bahnhof Feuerbach über Botnang. Rückfahrt ab Feuerbach mit der Straßenbahn

Teilnehmergebühr: DM 8,-

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

14

Glatt – Schloß, Kirche und Grenzsteine

Führung: Dr. Johann Ottmar

Sonntag, 5. Mai 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Horb, Bahnhof

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 49,-

15

«Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern» . . . –

700 Jahre Schweizer Eidgenossenschaft

Führung: Dr. Uwe Kraus

Sonntag, 12. Mai, bis Samstag, 18. Mai 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Hechingen

Teilnehmergebühr (inklusive Reiserücktrittskostenvers.):

DM 890,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 990,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

16

Barockresidenzen in Hohenlohe

Führung: Dr. Klaus Merten

Sonntag, 12. Mai 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 69,-

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

17

Auvergne. Geschichte, Kunst und Landschaft

Führung: Dr. Wilfried Setzler

Freitag, 24. Mai, bis Freitag, 31. Mai 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Tübingen

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers. und Versicherungspaket):

DM 1170,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1370,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

18

Kirchen auf der Insel Reichenau

Führung: Klaus Sackenreuther

Freitag, 31. Mai 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 69,-

19

**Orgeln in Württemberg I: Orgeln des 18. Jahrhunderts in Süd-
Württemberg und Hohenzollern**

Führung: Dr. Helmut Völkl

Samstag, 1. Juni 1991

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Tübingen, Busbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 49,-

20

Wanderstudienreise Dordogne

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 1. Juni, bis Freitag, 14. Juni 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: 8.30 Uhr in Karlsruhe Hauptbahn-
hof, Freiburg

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers. und Versicherungspaket):

DM 2380,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2780,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

21

Heimatkunde auf zwei Rädern:

**Geschichtlich-naturkundliche Radwanderung durch
Oberschwaben**

Führung: Regina Schmid und Astrid Waibel

Samstag, 1. Juni, bis Sonntag, 2. Juni 1991

Treffpunkt: 11.00 Uhr Aulendorf, Bahnhof

Teilnehmergebühr (inklusive Übern./Frühstück):

DM 89,-

Kinderermäßigung (bis 15 Jahre): 50%

22

**Rohstoffgewinnung im Spannungsfeld zwischen Natur-
und Umweltschutz**

Führung: Dr. Friedrich Wurm

Samstag, 8. Juni 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr: DM 49,-

23

**Auf den Spuren der Römer – Der Limes in Württem-
berg II**

Führung: Martin Luik M.A.

Sonntag, 9. Juni 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Schorndorf

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 49,-

24

Landschaft und Barock in Oberschwaben

Führung: Lothar Zier

Samstag, 15. Juni, bis Sonntag, 16. Juni 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 10.00 Uhr in Riedlingen

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren):

DM 199,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 209,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

25

Auf den Kappelberg und Rotenberg – Eine botanisch-landschaftskundliche Halbtageswanderung

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 22. Juni 1991

Treffpunkt: 9.00 Uhr an der Kelter in Fellbach,

Rückfahrt von Untertürkheim (S-Bahn)

Teilnehmergebühr: DM 8,-

26

Deutscher Orden V – Die Ballei Etsch

Führung: Dr. Michael Diefenbacher

Montag, 24. Juni, bis Donnerstag, 27. Juni 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 628,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 668,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

27

**Führungen und Fahrten zu Glocken in Württemberg II:
Glockengießer der Heilbronner Gießhütten**

Führung: Pfarrer i.R. Gerhard Eiselen

Mittwoch, 26. Juni 1991

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Zuffenhausen, Ludwigsburg

Teilnehmergebühr: DM 49,-

28

Grablegen des Hauses Württemberg II

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 29. Juni 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit in Ludwigsburg, Alter Friedhof

Teilnehmergebühr: DM 49,-

29

Vorarlberg – Geschichte, Kunst und Kultur

Führung: Karlheinz Geppert

Freitag, 12. Juli, bis Sonntag, 14. Juli 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 329,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 369,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

30

**Stätten der Reformationsgeschichte – Zwischen Reforma-
tion und Revolution**

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Montag, 15. Juli, bis Sonntag, 21. Juli 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 1788,- inklusive Übern./Frühstück im Doppelzimmer

DM 2088,- inklusive Übern./Frühstück im Einzelzimmer

31

**Fjorde, Stabkirchen, Dome und Schlösser – Landschaft
und Kultur in Norwegen und Schweden**

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Sonntag, 11. August, bis Mittwoch, 21. August 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten in Heilbronn, Würzburg, Kassel,
Lübeck

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 2460,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2860,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

32

Rund um Ansbach

Führung: Manfred Akermann

Freitag, 23. August, bis Sonntag, 25. August 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit in Feuchtwangen, Marktplatz

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 329,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 369,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

33

**Das Ruhrgebiet – Geheimnisvolles Land zwischen Lippe
und Ruhr**

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 31. August, bis Sonntag, 8. September 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit in Heilbronn

Teilnehmergebühr (inklusive Reiserücktrittskostenvers.):

DM 1280,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1370,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

34

**Württemberg und das Herzogtum Krain im Zeitalter der
Reformation – Eine Studienfahrt durch das heutige Slo-
venien**

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Samstag, 14. September, bis Freitag, 20. September 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 948,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1098,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

35

Der Feuerbach – Schicksalsbach der Verstädterung. Eine kritische Wasserschau (II)

Führung: Dipl.-Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 14. September 1991, 3½ Stunden Fußwanderung (8 km)

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Straßenbahnhaltestelle Borsigstraße/Zuffenhausen. Anfahrt mit Straßenbahnlinie 5 bzw. 15. Rückfahrt ab Mühlhausen mit Straßenbahnlinie 14 in Richtung Hauptbahnhof

Teilnehmergebühr: DM 8,-

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

36

Die Kultur der Etrusker

Führung: Sven Gormsen

Sonntag, 15. September, bis Mittwoch, 25. September 1991

Abfahrt: 7.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenvers.):

DM 1938,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2288,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

37

Gedenkstätten – Auf den Spuren bedeutender Stuttgarter IV: Residenzviertel, Untere König- und Friedrichstraße

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 21. September 1991

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Haupteingang Altes Schloß am Schillerplatz, Straßenbahnhaltestelle Charlotten- oder Schloßplatz

Teilnehmergebühr: DM 8,-

Dauer: 2½ Stunden

38

Gotische Altäre II: Nürnberger Werkstätten

Führung: Sibylle Setzler

Samstag, 28. September, bis Sonntag, 29. September 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren):

DM 199,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 229,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

39

Die linksrheinischen Herrschaften Horburg und Reichenweier

Führung: Harald Schukraft

Samstag, 5. Oktober, bis Sonntag, 6. Oktober 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr:

DM 179,- inklusive Übern./Frühstück im Doppelzimmer

DM 209,- inklusive Übern./Frühstück im Einzelzimmer

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

40

Katalonien – Ein einzigartiges europäisches Kulturland

Führung: Michael Bayer

Samstag, 5. Oktober, bis Mittwoch, 16. Oktober 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenvers. und Versicherungspaket):

DM 2190,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2640,- inklusive Halbpension in Einzelzimmer

41

Aus dem Geschichtsbuch einer Landschaft – Kulturhistorische Querschnitte zwischen Alb und Bodensee

Führung: Dr. Uwe Kraus

Sonntag, 6. Oktober, bis Samstag, 12. Oktober 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten in Tübingen und Hechingen

Teilnehmergebühr (inklusive Reiserücktrittskostenvers.):

DM 798,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 838,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

42

Kunst und Technik am oberen Neckar

Führung: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss und örtliche Fachkräfte

Mittwoch, 16. Oktober 1991

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: 7.45 Uhr in Leonberg

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 49,-

43

Gedenkstätten – Auf den Spuren bedeutender Stuttgarter V: Der Hoppenlaufriedhof

Führung: Hermann Ziegler

Samstag, 19. Oktober 1991

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Rosenbergstraße, Eingang für Fußgänger

Teilnehmergebühr: DM 8,-, Dauer: 2½ Stunden

44

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 23. Oktober 1991

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

45

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 27. Oktober 1991

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof

46

Adventsfahrt 1991: Auf den Spuren der Walser (I)

Führung: Prof. Dr. Erwin Rutte und Dr. Wolfgang Irtenkauf

Freitag, 6. Dezember, bis Montag, 9. Dezember 1991

Abfahrt: 8.15 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: 9.45 Uhr Hauptbahnhof Ulm

Teilnehmergebühr (inklusive Reiserücktrittskostenvers.):

DM 529,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 589,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Städtereisen

A

Bamberg – Tausendjährige Bischofs- und Kaiserstadt

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Freitag, 18. Januar, bis Sonntag, 20. Januar 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren, Reise-
rücktrittskostenvers.):

DM 349,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 389,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt

B

Solothurn – Die Ambassadoren-Stadt

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 9. Februar, bis Sonntag, 10. Februar 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Horb, Bahnhof; Singen, Bahnhof
Teilnehmergebühr:

DM 220,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 249,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

C

Straßburg – Uralte Metropole des Elsaß

Führung: Michael Bayer

Samstag, 2. November, bis Sonntag, 3. November 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit westlich von Stuttgart

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren):

DM 189,- inklusive Übern./Frühstück im Doppelzimmer

DM 219,- inklusive Übern./Frühstück im Einzelzimmer

D

Esslingen – Ein Stachel im Fleische Württembergs

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 30. November, bis Sonntag, 1. Dezember 1991

Treffpunkt: Esslingen, Bahnhof, ca. 9.15 Uhr

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 42,-

E

Württembergische Oberamtsstädte: Biberach

Führung: Dr. Uwe Kraus

Samstag, 27. Juli 1991

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 49,-

F

**Württembergische Oberamtsstädte: Dornstetten und
Freudenstadt**

Führung: Dr. Johann Ottmar

Samstag, 7. September 1991

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit in Rottenburg-Ergenzingen

Teilnehmergebühr (inklusive Eintrittsgebühren): DM 49,-

Anschriften der Autoren

Winfried Aßfalg, Michel-Buck-Straße 4, 7940 Riedlingen

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim

Manfred Bulling, Dr., Salzburger Str. 60, 7000 Stuttgart 30

Hans Georg Frank, Kantweg 6, 7101 Untergruppenbach

Christa Gallasch, Im Steinhäusle 3, 7154 Althütte

Horst Hilger, Württembergische Landesbibliothek, Kon-
rad-Adenauer-Straße 8, 7000 Stuttgart 1

Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1

Oswald Schoch, Dr., Forstamt, 7546 Enzklosterle

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22A, 7400 Tübingen

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 7142 Marbach/Neckar

Hans Leopold Zollner, Gerhart-Hauptmann-Straße 12,
7505 Ettligen

Bildnachweis

Titelbild und S. 299: L. Neuhold, Illingen; S. 286: Haupt-
staatsarchiv Stuttgart; S. 287–289: Hans Georg Frank, Un-
tergruppenbach; S. 291: E. Frey, Karlsruhe; S. 292–298,
301 und 302: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 303 und
306: Verlagsarchiv G. Braun, Karlsruhe; S. 308: Württem-
bergische Landesbibliothek, Stuttgart; S. 310–314: Ralf
Wilhelm, Schwäbische Zeitung Ehingen/Donau; S. 316
bis 318 und 320: Fingerhut-Museum Creglingen; 319: Rai-
mund Waibel, Tübingen; S. 330: Privatfoto; S. 333–341:
Winfried Aßfalg, Riedlingen; S. 342 und 343: Fotos in
Privatbesitz; S. 347–349: Württ. Landesbildstelle, Stutt-
gart; S. 351: Horst Rudel, Stuttgart 80.

HINWEIS

Die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMAT-
BUNDES bleibt in der Zeit von einschließlich
24. 12. 1990 bis 6. 1. 1991 geschlossen.

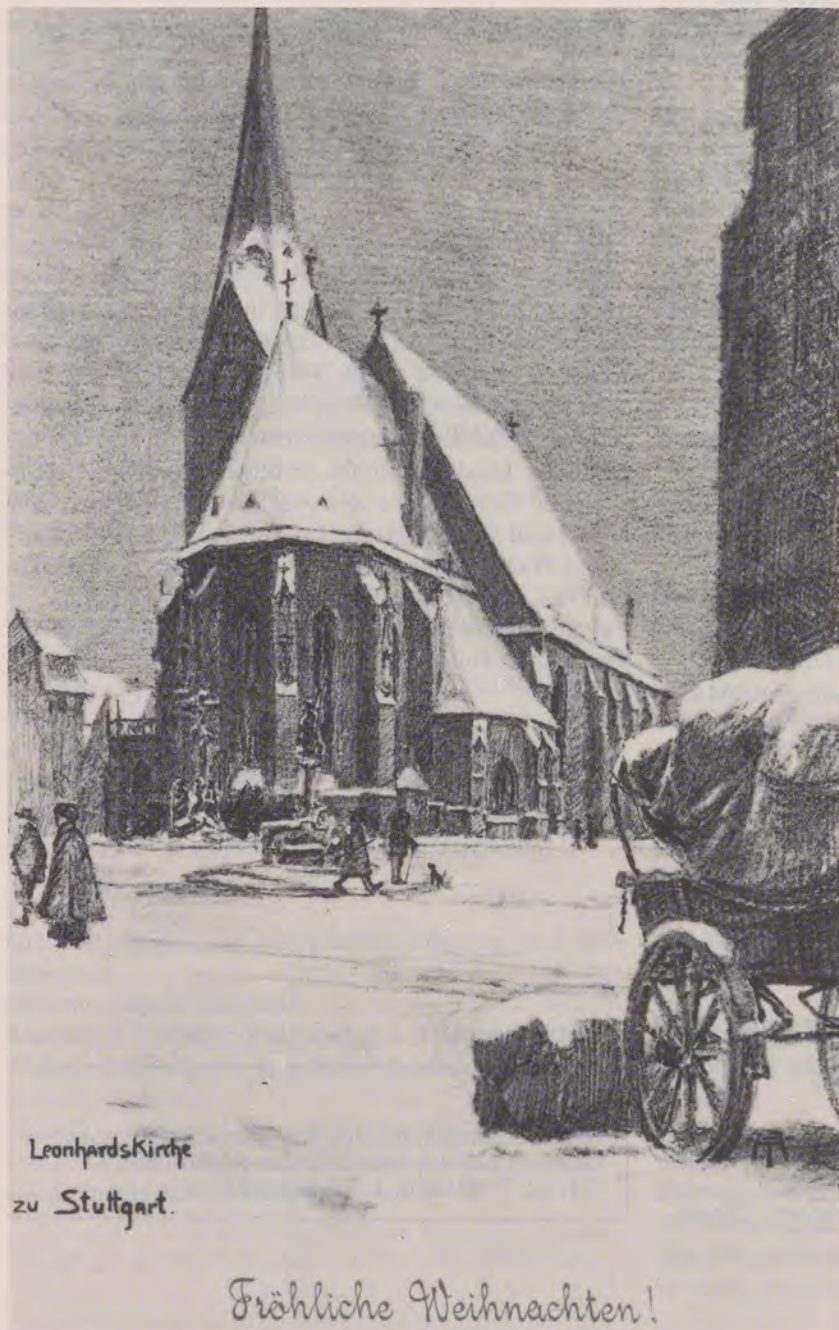
Stuttgart-Postkarten mit Motiven von Alfred Teuffel

Die Ortsgruppe Stuttgart des Schwäbischen Heimatbundes bietet in diesem Herbst ihren Mitgliedern sowie allen Interessierten eine Serie von acht Postkarten mit Motiven aus Alt-

Stuttgart an. Sie zeigen das alte Rathaus, die Stiftskirche, deren Glockenstuhl, die Leonhardskirche, das Neue Schloß, das Alte Schloß und die Planie. Es handelt sich dabei um eine Feder- und sieben Bleistiftzeichnungen von Alfred Teuffel, die dieser noch als Schüler im Alter von 17 beziehungsweise 19 Jahren geschaffen hat.

Alfred Teuffel wurde 1892 in Essen als Sohn eines Finanzrates geboren und kam als Zehnjähriger mit seinen Eltern nach Stuttgart. Hier besuchte er u. a. das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, wo er 1911 Abitur machte. Die 1909 und 1911 entstandenen Zeichnungen bestechen besonders durch ihre Motivauswahl und die Exaktheit in der Darstellung. Angesichts dessen erscheint seine Entscheidung für ein Architekturstudium an der Technischen Hochschule in Stuttgart geradezu folgerichtig. Hier wurde er Schüler von Prof. Paul Bonatz und in München während zweier Semester auch von Prof. Theodor Fischer. Beide prägen noch heute mit wichtigen Bauten das Stadtbild von Stuttgart: Hauptbahnhof, Kunstgebäude, Gustav-Siegle-Haus. Nach vierjährigem Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg schloß Alfred Teuffel 1919 sein Studium ab. Von 1921 bis zu seinem Tod 1947 war er Architekt bei der BASF in Ludwigshafen. Neben seinen Entwürfen für Gebäude – er erhielt bei Wettbewerben mehrere Preise – schuf Alfred Teuffel auch eine große Anzahl von Exlibris. Im Laufe seines Lebens füllte er darüber hinaus mehr als 30 Skizzenbücher mit Motiven aus Deutschland und dem europäischen Ausland. Daraus hat die Tochter des Künstlers der Ortsgruppe Stuttgart acht Blätter zum Druck der Postkarten zur Verfügung gestellt.

Die Karten werden in der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, in 7000 Stuttgart 1, gegen eine Spende von 8,- DM abgegeben. Bei schriftlicher Bestellung mit Versand erhöht sich der Betrag bei Abnahme von einer Serie um 2,- DM, bei der Abnahme von zwei bis fünf Serien um insgesamt 3,50 DM und ab sechs Serien auf insgesamt 5,- DM.



Leonhardskirche
zu Stuttgart.

Fröhliche Weihnachten!




LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Unglaublich, *Classic* und *Vario*. Beim neuen Bausparen bestimmen Sie.

Informationen in allen
LBS-Beratungsstellen und
bei der Sparkasse.



Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.
LBS und Sparkasse: Unternehmen der -Finanzgruppe.

Classic
&
V
a
r
i
o

Classic und *Vario*.
Das neue Bausparen
der 90er Jahre.

Mit dem LBS-*Classic*
kommen Sie schnell an
besonders günstiges
Baugeld.

Mit dem LBS-*Vario*
wählen Sie selbst:

- Ihre Spar-Rendite
- Ihr Bauspar-Tempo
- Ihre Zinsen für die
Finanzierung.

Und das jederzeit, ganz
wie Sie wollen.

Schafe «schützen» Wurmlinger Kapelle

(lsw) – Der Wurmlinger Kapellenberg soll künftig durch Wanderschäferei geschützt und in seinem Landschaftscharakter erhalten werden. Wie das Stuttgarter Umweltministerium mitteilte, wird das Projekt Schafbeweidung von der Sparkassenstiftung, dem Land und der Stadt Rottenburg finanziert und ist «beispielhaft für eine Zusammenarbeit zwischen Kommunen, Land und Wirtschaft im Naturschutz». Die Beweidung soll verhindern, daß der Kapellenberg mit Bäumen und Sträuchern zuwächst, die Flächen unterhalb der berühmten Kapelle offenhalten und so die vielfältigen, kleinflächigen Lebensräume sowie die «besondere Ausstrahlung» des Berges sichern.

Für die Beweidung ist der Bau eines Schafstalles nötig. Die 575000 Mark Kosten werden vom Land mit 330000, von der Sparkassenstiftung «Umweltschutz» des Württembergischen Sparkassen- und Giroverbandes mit 130000 und der Stadt mit 115000 Mark finanziert. Der Beweidungsplan soll noch in diesem Jahr von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Tübingen mit der Stadt und den Grundstückseigentümern erstellt werden.

Gewässergüte im Südwesten gewinnt an Qualität

(lsw) – Die Wasserqualität baden-württembergischer Flüsse hat sich in den vergangenen fünf Jahren auf einer Strecke von rund 400 Kilometern verbessert, auf rund 140 Kilometern verschlechtert. Dies teilte Umweltminister Erwin Vetter bei der Vorstellung der neuen Gewässergütekarte mit.

Verbesserungen gebe es unter anderem für weite Strecken des Neckars und einige seiner Nebenflüsse. Diese Erfolge sind nach Veters Worten vor allem auf die «immensen Anstrengungen» bei der Abwasserreinigung zurückzuführen. Auch bei den Ne-

benflüssen des Rheins und den Zuflüssen zum Bodensee seien «entscheidende» Verbesserungen eingetreten. Am Rhein selbst habe sich die Gütesituation «konsolidiert», es sei also keine wesentliche Veränderung registriert worden. Auf 140 Kilometern habe sich dagegen die Gewässergüte verschlechtert, vor allem an Teilen der Donau, Elz und Kinzig. Ausschlaggebend dafür sei in erster Linie die deutlich geringere Wasserführung dieser Flußabschnitte.

Die Ergebnisse der Gewässergütekarte beruhen nach Angaben des Umweltministeriums auf biologisch-ökologischen Karten, die in regelmäßigen Abständen von fünf Jahren in Gewässergütekarten dokumentiert werden. Die Einteilung erfolge nach einem in der Bundesrepublik einheitlichen Verfahren in sieben Güteklassen. Nach den Worten von Vetter ist Ziel der Gewässerschutzpolitik der Landesregierung, mindestens Güteklasse II («mäßig belastet») zu erreichen. Inzwischen seien rund zwei Drittel aller untersuchten Gewässer in der angestrebten Güteklasse II oder besser (Güteklasse I: 11 Prozent; Güteklasse II: 56 Prozent).

Auf die Frage, wann man wieder im Neckar baden könne, sagte Vetter: «Dies ist keine Frage, die ich zu beantworten habe.» Es sei aber bei der Güteklasse II «grundsätzlich möglich, zu schwimmen».

Geologischer Lehrpfad in Schwäbisch Hall

(lsw) – Ein «Geologischer Lehrpfad» ist in Schwäbisch Hall eröffnet worden. Der von der Stadtverwaltung angelegte Weg ist sieben Kilometer lang. Vom Stadtzentrum bis zum 510 Meter hohen Einkorn sind 235 Höhenmeter zu überwinden. Auf dieser Strecke läßt sich in etwa zwei Stunden die Trias-Schichtenfolge vom Mittleren Muschelkalk bis zum Kie-selsandstein des Mittleren Keupers durchwandern. Der Lehrpfad ist in 13 Stationen eingeteilt. Tafeln unterrichten in Wort und Bild über die geologischen Besonderheiten.

Marbacher Interesse für Ost-Berliner Archiv?

(lbn) – Berichte, wonach das Deutsche Literaturarchiv in Marbach Interesse an den umfangreichen Archivbeständen der Akademie der Künste der DDR angemeldet haben soll, sind vom Marbacher Archiv als «nicht wahr» zurückgewiesen worden. Dagegen sagte der Pressesprecher der Berliner Senatsverwaltung für Kulturelle Angelegenheiten, Ulrich Zawatka, dpa auf Anfrage, entsprechende Wünsche Marbachs seien auch ihm bekannt geworden. Die Haltung seiner Behörde sei aber klar: «Unser Interesse ist es, diese Archivbestände auf jeden Fall bei der Akademie zu belassen.»

Über die Zukunft der Ost-Berliner Akademie könne das Land Berlin aber nur in Abstimmung mit den neu zu konstituierenden Ländern der ehemaligen DDR entscheiden. Berlin sei daran interessiert, «die Ressourcen in der Akademie zu retten und zu sichern». In welcher institutionellen Form das geschehen könne, sei noch nicht geklärt. Zawatka wies ergänzend darauf hin, daß auch die beiden Präsidenten der Akademien in West- und Ost-Berlin, Walter Jens und Heiner Müller, die Auffassung vertreten, daß die Substanz der Akademie schwer beschädigt würde, wenn die Archivbestände weggegeben würden.

In einem Zeitungsbericht («Der Tagesspiegel») hieß es, im Bundesinnenministerium und in der Kultusministerkonferenz werde ganz offen über eine Marbach-Dependance in der zukünftigen Hauptstadt verhandelt. Das Deutsche Literaturarchiv habe ein Auge auf die rund 160 Archive der Akademie der Künste der ehemaligen DDR geworfen.

In Marbach hat der Zeitungsbericht «äußerste Verwunderung» und «größtes Erstaunen» ausgelöst. Der Leiter der Museumsabteilung und Pressesprecher, Friedrich Pfäfflin, meinte, an dem Gerücht sei nichts war. Es sei offenbar bewußt ausgestreut worden, um in Berlin einen «Entsetzensschrei» auszulösen.

Zwei Tübinger im Glück:

„Man muß doch nicht reich sein, um zu bauen.“



GGK

Ein wenig ausgefallen sollte das eigene Haus schon sein. Aber eben auch finanzierbar, ohne größere Einschränkungen in Kauf nehmen zu müssen.

Für unseren Baufinanzierungsexperten begann damit das Rechnen. Unterstützt durch das Computer-Beratungsprogramm konnte er alle Wenn und Aber berücksichtigen, die richtigen Finanzierungsbausteine auswählen und so eine realistische Vorausschau auf Laufzeiten und Belastungen, auf Zins und Tilgung, Abschreibung

und Steuervorteile geben.

Damit stand das Finanzierungsgebäude. Der Rest war Sache des Architekten, des Bauunternehmers und der Handwerker. Und der Spielraum für Details nach dem persönlichen Geschmack war bereits eingeplant.

Was wir für Ihre Pläne tun können, sagt Ihnen gern der Baufinanzierungsexperte der Baden-Württembergischen Bank in Ihrer Nähe. Er meldet sich umgehend bei Ihnen, wenn Sie uns kurz anrufen: (0711) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

Scharnhäuser Schaufenster in der Erdgeschichte

(STZ) Eine Baumwiese wie viele andere auf den Fildern: das Laub färbt sich schon herbstlich, das Gras wird von einer spätsommerlichen Blütenpracht der Wiesenkräuter überdeckt. Was sich unter dem Boden verbirgt, wissen nur wenige Eingeweihte: ein 16 Millionen Jahre alter Vulkanschlot, der Scharnhäuser Vulkan. Lediglich an einer freigelegten Grasnarbe wird das Schaufenster zur Erdgeschichte sichtbar – für Geologen und Vulkanologen ein wissenschaftliches Dorado, ein weitgehend unberührtes zudem: Nach dem Ende des Welt-Vulkanologen-Kongresses im September in Mainz hat zum erstenmal ein internationales Experten-Team die magmatische Hinterlassenschaft unter die Lupe beziehungsweise unter den Hammer genommen. Zwei Jahre zuvor hatte der Geologe Peter Sachs von der Universität Stuttgart eine Dissertation darüber verfaßt.

Dabei ist der Lava-Ausbruch am Rande des heutigen Stadtteils von Ostfildern im Landkreis Esslingen schon seit hundert Jahren bekannt. Ein Liebhaber-geologe und ein Berufskollege aus Hohenheim hatten sich 1894 in die Vulkanprovinz verirrt. Das Zentrum des Ausbruchs lag nämlich mitten auf der Schwäbischen Alb bei Urach. Im Umkreis von rund fünfzig Kilometern zwischen Metzingen, Laichingen und Weilheim sind inzwischen 355 Vulkane bekannt, der Scharnhäuser ist der entlegendste und in mancher Hinsicht der aufschlußreichste: Er ist ein wichtiger Zeuge bei der Rekonstruktion der Landschaftsentwicklung in diesem Bereich. Seit seiner Entdeckung weiß man, daß die Schwäbische Alb ursprünglich bis kurz vor die (späteren) Tore Stuttgarts gereicht haben muß. Der Vulkan im Körschtal liefert der Geologie ein grobes Maß für die Geschwindigkeit, mit der sich das schwäbisch-fränkische Schichtstufenland zurückgebildet hat – mithin also zwei Millimeter pro Jahr, statistisch jedenfalls.

Die Abtragung der oberen Schichten Malm, Dogger und Lias dürfte seit dem Miozän in unterschiedlichen

Phasen verlaufen sein, je nach klimatischen Verhältnissen im Laufe der pleistozänen Kalt- und Warmzeiten. An den sedimentären Trümmern sind heute noch zu identifizieren: rote und bunte Tongesteine des Keupers, Keupersandsteine, dunkle Tonsteine des Unteren und Mittleren Juras, sowie Kalke und Mergel des Oberen Juras. Früher wurden hier auch schon Trümmer von kristallinem Grundgebirge gefunden. Das Gestein ist aus einer Tiefe von bis zu hundert Kilometern bei einem explosionsartigen Ausbruch an die Erdoberfläche gefördert worden und ist heute ein lebendiges Anschauungsmaterial über Erdschichten und -zeiten – so Dr. Wolfgang Roser. Roser ist Schulleiter des Heinrich-Heine-Gymnasiums in Nellingen, Lehrer für Biologie, Chemie und Erdgeschichte und in dieser Eigenschaft gelegentlich mit Schülern vor Ort. Geologie, lange ein vernachlässigtes Fach, ist seit der Oberstufenreform als Wahlfach eingeführt worden.

Mit dem Vulkan ist der gebürtige Esslinger erst in seiner Studienzeit in Berührung gekommen. „Vorher war er mir völlig unbekannt“, räumt Roser ein. Inzwischen ist dem Geologen der Vulkan vor der Haustür ans Herz gewachsen: Weil es an wissenschaftlichen Publikationen darüber bisher mangelte, hat er eigenes Text- und Bildmaterial erarbeitet, das für eine Broschüre gedacht ist, aber bisher nicht publiziert werden konnte. Der Grund: Geldmangel. Auf rund 10000 Mark schätzt er die Kosten. Doch in der Stadt Ostfildern wird derzeit ein fiskalischer Sparkurs gefahren.

An öffentlichem Interesse herrscht kein Mangel: Als die Volkshochschule Ostfildern den Vulkan jetzt auch für das Erwachsenen-Bildungsprogramm entdeckt hatte, waren immerhin rund hundert Teilnehmer zu der abendlichen Exkursion im Körschtal erschienen. «Ich bin selbst über die Resonanz erstaunt gewesen», meint Roser. Seine «Abendschüler» erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß der Schlot weitaus größer ist als der kleine Krater, der kürzlich auf Initiative der Stadt Ostfildern und des Geophysikalischen Instituts der Universität Stuttgart freigelegt wor-

den war. Es ist eine halbkreisförmige Mulde mit einem Durchmesser von insgesamt 150 Metern. Auch das weiß man schon seit hundert Jahren: Das vulkanische Gestein ist leicht magnetisch, also durch empfindliche Meßgeräte einfach nachzuweisen.

EVS probt Einsatz erneuerbarer Energien

(lsw) – Die Energie-Versorgung Schwaben (EVS) erprobt auf der Schwäbischen Alb den Einsatz erneuerbarer Energien. Die Stromerzeugung aus Wind und Sonne sei zwar noch weit von der Wirtschaftlichkeit entfernt, sagte EVS-Vorstandsmitglied Karl Stäbler im September in Heroldstatt bei der Einweihung von zwei Windkraftwerken und einer Photovoltaik-Anlage. Jede Kilowattstunde Strom beziehungsweise Wärme aus erneuerbaren Energien stelle jedoch einen Beitrag zum Umweltschutz dar, weil dadurch entsprechend weniger Kohle, Öl oder Gas verbrannt würden.

Der baden-württembergische Wirtschaftsminister Hermann Schaufler lobte die beiden Windkraftanlagen als «ersten Schritt, dem hoffentlich noch weitere folgen werden». Energieverbrauch und Umweltbelastung müßten «entkoppelt» werden.

Mit zwei Windkraftwerken, einer Photovoltaik-Anlage und einem Energiezaun will die EVS erforschen, inwieweit sich das Energieangebot aus Sonne, Wind und Umweltwärme unter den spezifischen Bedingungen der Schwäbischen Alb nutzen läßt und wie sich diese regenerativen Energien gegenseitig ergänzen können. Das Nutzungskonzept ist nach EVS-Angaben bundesweit einmalig. Die Investitionen für die beiden Windkraftwerke beliefen sich auf 620000 Mark. Der dort gewonnene Strom sei allerdings teurer als der aus Steinkohle- oder Atomkraftwerken. Noch teurer sei die Energie aus der Photovoltaikanlage, für die die EVS 635000 Mark aufgewendet hat. Es ist nach EVS-Angaben «noch nicht absehbar», ob und wann diese Arten der Energiegewinnung «in die Nähe der Wirtschaftlichkeit» kämen.

Ex-Kloster Marienberg: Konventgebäude saniert

(STZ) Gut vier Jahre, nachdem das Land das Eigentum an dem ehemaligen Benediktinerinnenkloster Marienberg bei Gammertingen auf den Trägerverein dieses diakonischen Werks übertragen hat, ist das Konventgebäude für 13,1 Millionen Mark nunmehr saniert. Die Mariaberger Heime haben jetzt in dem ehemaligen Nonnenkloster eine moderne Zentralverwaltung. Karl Rudolf Eder als Direktor der Mariaberger Heime hofft, daß das Land und die übrigen Geldgeber ihre Zuschüsse und Investitionsbeiträge entsprechend den gegenüber dem ursprünglichen Ansatz um drei Millionen Mark höheren Kosten der Sanierung anheben.

Das mehr als 300 Jahre alte Kloster war vom damaligen Land Württemberg 1847 zur unentgeltlichen Nutzung als Heilanstalt freigegeben worden. Diese Regelung führte in der Folge zu einem Stau von Investitionen und Pflegemaßnahmen an dem Gebäudekomplex. Der heutige Trägerverein hätte ja andernfalls sein Geld in «fremdes» Eigentum gesteckt. Andererseits bedeutete das Eigentum an dem ehemaligen Kloster für das Land Baden-Württemberg nur eine Baulast, von der es sich im Vertrag von 1986 befreite, der das Land vor Übergabe noch zu Investitionen von mehr als drei Millionen Mark «in Dach und Fach» verpflichtete.

Die nun geleistete Renovierung war aufwendiger. Für die Neuinvestitionen zur Installation moderner Leitungssysteme und der Anschlüsse für die elektronische Datenverarbeitung an allen Arbeitsplätzen der Zentralverwaltung der Mariaberger Heime, für die neue Heizung und die sanitären Einrichtungen waren noch zehn Millionen Mark mehr erforderlich. Das hat sich erst während des Ausbaus gezeigt.

Das Denkmalamt hat für die Renovierung des barocken Klosters eine Million Mark und seinen Rat zur Verfügung gestellt. So konnten die im Laufe der Jahrhunderte oft überfünchten Stuckdecken von ihren dicken «Überzügen» befreit, und es

konnte unter den zwölf Anstrichen auf der Kassettendecke im Refektorium eine alte Fassung wiedergewonnen werden. Erhebliche Mehrkosten waren wegen moderner Brandschutzauflagen zu verzeichnen, und auch die Erneuerungen der Treppen und eines Teils der alten Türen in dem barocken Konventgebäude kamen teurer als zunächst geplant.

Die Zentralverwaltung für die Betreuung der 380 geistig Behinderten innerhalb und von weiteren 70 außerhalb der Mariaberger Heime sowie von 70 nur leicht und weiteren 50 «externen» Behinderten ist jetzt in dem ehemaligen Kloster gut untergebracht. In dem Konventgebäude befinden sich außerdem die Räume der Fachhochschule für Sozialwesen mit einer Kapazität von 75 Ausbildungsplätzen.

Alter Neckararm in Zell ist in Gefahr

(TBo) Schöne alte Weidenbäume säumen das Ufer des Alten Neckararms. Auch Pappeln und Eschen finden sich in diesem Naturschutzgebiet an der Grenze zwischen Esslingen und Altbach. Für viele Tiere und Pflanzen, die im übrigen Stadtgebiet der Bebauung weitgehend gewichen sind, bildet dieser schmale Streifen hinter dem Zentrum Zell einen der letzten Zufluchtsorte. Doch der ökologische Wert dieser einzigartigen Rückzugsfläche ist bedroht: Fachkundige Beobachter berichten, daß die Vielfalt an Tier- und Pflanzenarten zunehmend schwindet.

Dietrich Francke vom Deutschen Bund für Vogelschutz (DBV) verfolgt die Entwicklung auf dem 16 Hektar großen Gelände in der Nähe des Kraftwerks Altbach schon seit vielen Jahren mit Sorge. So manche Vogelarten, die früher auf ihren Wanderungen an dieser Stelle eine Rast eingelegt hätten, seien immer seltener zu sehen, weiß der Vorsitzende des Esslinger Ortsvereins. Zu den unerfreulichen Entdeckungen gehört weiter der Rückgang des Schilfbestandes.

Erklärt wird die Entwicklung am Alten Neckararm – es handelt sich neben dem Stettener Bach um das einzige Esslinger Naturschutzgebiet – mit verschiedenen Ursachen. Da ist einmal die Tatsache, daß dem kleinen Naturschutzgebiet abgesehen von einem zehn Hektar großen Landschaftsschutzgebiet (für das weniger strenge Auflagen als für Naturschutzgebiete gelten) der Puffer zur Umgebung fehlt.

Angeführt wird außerdem die große Zahl von Spaziergängern, die gerade an Wochenenden in diesem Bereich Erholung suchen. Vor allem wenn der Fußweg verlassen und das Ufergelände betreten werde oder freilaufende Hunde die Vögel störten, führe das zu spürbaren Beeinträchtigungen.

Naturschützer leben darüber hinaus noch mit der Angst, daß die negativen Einflüsse in Zukunft weiter zunehmen. Gefahr wittern sie vor allem im Hinblick auf den geplanten Straßen- und Brückenbau, der das Gewerbegebiet Entennest direkt mit der Zeppelinstraße verbinden soll. Francke: «Nachdem bereits eine Fernwärmeleitung das Gelände durchschneidet, stellt dieser Eingriff eine weitere Bedrohung des Lebensraums dar.»

Im Esslinger Rathaus geht man davon aus, daß die fünf bis sechs Millionen Mark teure Verbindung im nächsten Jahr hergestellt wird. Die erforderlichen Beschlüsse und Zustimmungen (auch des Gemeinderats) würden mit einer Ausnahme auf dem Tisch liegen.

Einziges Hindernis, das der Realisierung im Augenblick noch im Wege steht, bildet ein Einwand des Regierungspräsidiums. Danach müssen die Kleingärten auf Altbacher Gemarkung vor dem Lärm geschützt werden, der mit der Vergrößerung des Gewerbegebiets Entennest entsteht. Die Planer rechnen jedoch damit, daß diese Auflage rasch zu erfüllen ist.

Weinsberg legt Wert auf Kernerhaus-Umgebung

(HSt.) Weinsberg liegt an der Erhaltung historischer Gebäude. Darum hat es auch die Umgebung des sogenannten Alexanderhäuschens unter Schutz gestellt: Wer künftig am Kutscherhaus baulich etwas ändern, es gar abreißen will, der muß sich die ausdrückliche Genehmigung der Stadt einholen.

Mit der Erhaltungssatzung sichert sich das Rathaus zudem ein allgemeines Vorkaufsrecht an den Grundstücken.

Das Alexanderhäuschen steht schon seit geraumer Zeit unter besonderem Denkmalschutz: Das ehemalige Gästehaus des Dichters Justinus Kerner ist im Denkmalsbuch verzeichnet. Darin attestiert man dem Gebäude, das nach einem häufigen Gast in Weinsberg, dem württembergischen Grafen Alexander, benannt ist, das einzige «Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung» im Landkreis Heilbronn zu sein.

Das Kerner'sche Gästehaus ist um 1600 als Totenhaus oder Kapelle errichtet worden. Denn das zu Kerners Zeiten als Garten genutzte Gelände war ehemals ein Friedhof. 1907 hatte es Kerners Schwiegertochter Else erweitern lassen, Anbauten angefügt. Inzwischen gehört es dem Kernerverein, der momentan überlegt, wie es genutzt werden soll.

Das Kutscherhaus, ebenfalls in dem märchenhaft verwachsenen Garten zu finden, aber war bisher ohne Schutz. Das war den Weinsbergern jetzt zu gefährlich. Der Gemeinderat erließ darum eine Erhaltungssatzung für das momentan als Wohnung genutzte Haus.

1880 war das Gebäude von Theobald Kerner als Pferdestall erstellt worden, 1947 erfolgte ein Wohnungsein- und -anbau. Vom Landesdenkmalamt wird das Kutscherhaus als «zum charakteristischen Erscheinungsbild des Alexanderhäuschens» gehörig eingestuft.

Ebenso der Garten, in dem sich der Dichterhain befindet: ein Sitzplatz, an dem sich Kerner bisweilen mit Ludwig Uhland und Gustav Schwab traf. Allerdings kann der «Dichter-

tisch» nur über das Denkmalschutzrecht gesichert werden. Der Garten selbst ist nach Ansicht der Stadtverwaltung schützenden Maßnahmen entzogen.

Grunbacher Ölmühle wird abgerissen

(STZ) Seit mehr als 30 Jahren stehen die Räder der Grunbacher Ölmühle still, die alten Maschinen, eingehüllt in Spinnweben und Staub, haben längst Rost angesetzt und machen keinen Muckser mehr. Das Mühlenanwesen nahe dem Rathaus von Remshalden-Grunbach steht nun vor dem endgültigen Aus – es soll abgebrochen werden. Das Waiblinger Landratsamt hat den Abbruch des Gebäudes genehmigt. Freilich, die Ölmühle soll nicht spurlos aus der Grunbacher Ortsgeschichte verschwinden. Bevor der Abbruchbagger seine Zähne in die morsche Bausubstanz gräbt, muß – so die Auflage des Landratsamtes – das einstige Mühlenanwesen fotografisch dokumentiert und das technische Interieur, das aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammt, geborgen werden.

Der noch vorhandene Maschinenfundus, vom Landesdenkmalamt als heimatgeschichtlich und wissenschaftlich besonders wertvoll eingestuft, weil er einen Einblick in die Frühzeit industrieller Arbeitsmethoden vermittelt, soll nicht auf dem Schrottplatz landen. Pressen, Mühlen, Triebwerk und was sonst noch zur Ausstattung der «Ölraffinerie» gehörte, soll einmal in einem Museum gezeigt werden, das die Gemeinde Remshalden in der alten Grunbacher Kelter einrichten will. Zu den eindrucksvollsten Ausstellungsstücken wird sicherlich der mächtige Preßbaum gehören, mit dem ehemals die Ölfrüchte «entsaftet» wurden.

Die Stuttgarter Denkmalschützer hatten anfänglich gezögert, ihre Zustimmung zum Abbruch der Mühle (an ihrer Stelle soll ein Wohnhaus entstehen) zu geben. Sie willigten schließlich ein unter der Bedingung, daß die Technikveteranen aufgemöbelt und der Nachwelt erhalten bleiben. Bevor

der elektrische Strom Einzug hielt, wurde die Ölmühle mit tierischer Kraft in Bewegung gesetzt: vor den sogenannten «Göpel» wurde die Müllerskuh gespannt, die dann im Kreis herum ging und so das Räderwerk des Mühlenbetriebs in Schwung hielt. Mohn- und Rapsöl waren die Hauptprodukte, die in der Mühle gewonnen wurden.

Vor allem in den Notzeiten, die sich den Weltkriegen anschlossen, herrschte lebhafter Betrieb in der Grunbacher Ölmühle. Da gingen die Leute Buchele sammeln, die sie dann in die «Ölwerkstatt» brachten, sogar Kürbis- und Traubenkerne wurden gemahlen und gepreßt. Damit war es Mitte der fünfziger Jahre endgültig vorbei. In den Läden war wieder Speiseöl zu haben, der Anbau von Ölfrüchten lohnte nicht mehr und aus der Mode kam auch das mühsame Suchen von Bucheckern, die Ölmühle wurde nicht mehr gebraucht.

Den Seltenheitswert der Grunbacher Ölmühle sieht Landrat Horst Läsing, Chef der unteren Denkmalbehörde, darin, daß der Besitzer mit einer Kombination technischer Hilfsmittel aus verschiedenen Epochen arbeitete, das Bewährte weiterverwendete. Der Ölmüller habe damit eine Art «Wertstoffrecycling» betrieben, lange bevor jemand dieses Wort gekannt habe.

Vier neue Stellen im Umweltschutz

(lsw) – Im Landkreis Heilbronn werden vier neue Planstellen für den Umweltschutz geschaffen. Dazu hat der Kreistagsausschuß seine Zustimmung gegeben. Drei der zusätzlichen Mitarbeiter werden für den Betrieb der beiden Kreisdeponien Eberstadt und Stetten benötigt. Darüber hinaus soll das Abfallbeseitigungsamt durch einen Dipl.-Ingenieur der Fachrichtung Umwelttechnik verstärkt werden.

Naturschutz nur für den Kopf der Limburg?

(TBo) In der Zielrichtung ist sich der Weilheimer Gemeinderat mit dem Regierungspräsidium einig: «Die Limburg ist schützenswert. Doch über die Wege sind wir verschiedener Auffassung.» Dies betonte Weilheims Stadtoberhaupt Hermann Bauer in einer Ratssitzung. Während die Obere Naturschutzbehörde in Stuttgart am liebsten den ganzen Hausberg der Weilheimer – rund 160 Hektar – unter Naturschutz stellen würde, macht sich Verwaltung und Gemeinderat der Limburgstadt nur für eine derartige Unterschutzstellung des Berg-«Kopfes» stark. Eine Verschärfung der bisherigen Landschaftsschutzverordnung mit Umbruchverbot der Streuobstwiesen sieht das Gremium für ausreichend an. Eine entsprechend deutliche Stellungnahme, wie sie die Räte bereits im vergangenen Jahr verfaßten, wird nun die Stadt gegenüber dem Regierungspräsidium abgeben.

Der Stellungnahme der Stadt war im April '89 eine Anhörung vorangegangen. Das Ergebnis der Bürgerinformation und die darauffolgenden Reaktionen erläuterte Bürgermeister Bauer dem Ratsgremium und den zahlreichen Zuhörern im Sitzungssaal des Rathauses. Drei Grundstückseigentümer hatten Einwendungen gegen die Absicht erhoben, das Weilheimer Wahrzeichen unter Naturschutz zu stellen. Sie befürchteten Nutzungseinschränkungen und sehen in der geplanten Schutzverordnung die Rechte der Grundstückseigentümer tangiert. Des weiteren hatte ein Landwirt die Ausklammerung seiner Hofstelle und der sie umgebenden Entwicklungsflächen gefordert, und ein Nürtinger Flugsportler will eine eingeschränkte Flugereignis für Modell-, Drachen- und Gleitschirmflieger erreichen.

Die Einwendungen wurden dem Regierungspräsidium zur Entscheidung vorgelegt. Wie Weilheims Bürgermeister weiter informierte, wurden von der Naturschutzbehörde die Belange des Landwirts zum Teil berücksichtigt und im Bereich des Hofes die Grenze des Schutzgebiets korrigiert.

Die übrigen Einwendungen sollen laut Regierungspräsidium in die Gesamtabwägung vor Erlass der endgültigen Verordnung einfließen.

Die Limburgstadt will die landwirtschaftliche Nutzung im bisherigen Umfang gewährleistet wissen. Bürgermeister Bauer schlug deshalb den Grundstücksbesitzern an der Limburg vor, als Sicherung der heute vorhandenen Nutzung des landwirtschaftlichen Grundes eine fotografische Bestandsaufnahme zu machen. Intensivpflanzanlagen seien im bisherigen Rahmen möglich, neue dürften aber laut Verordnungsentwurf nicht angelegt werden.

In der Diskussion um das weitere Vorgehen plädierten alle Gemeinderäte, wenngleich auch aus unterschiedlichen Motiven heraus, für die von der Stadt vertretene Haltung. «99 Prozent der Bevölkerung stehen dahinter», wußte Gemeinderat Dieter Ulmer, und sein Ratskollege Gerhard Raff vertrat die Auffassung vieler Bürger, die Auflagen des Naturschutzgesetzes kämen einer «Enteignung durch die Hintertür» gleich. Raff sprach sich für eine verschärfte Landschaftsschutzverordnung mit Umbruchverbot aus. «Das wäre ausreichend.»

«Die Landschaftsschutzverordnung müßten wir auf jeden Fall verändern, wenn wir die Limburg in ihrem jetzigen Zustand halten wollten», war sich Bürgermeister Bauer sicher. Ziel müsse es jedoch sein, daß die Grundstücke weiter wie bisher gepflegt würden. «Ob's in zehn oder zwanzig Jahren auch noch so gemacht werden kann, ist eine gesellschaftliche Frage», meinte das Stadtoberhaupt und sprach damit das Problem der Nutzungsänderung von der Streuobstwiese zum Wochenendgrundstück an. Das Regierungspräsidium jedenfalls wolle einen solchen Vorgang von vornherein ausschließen beziehungsweise nicht zulassen. Der Gemeinderat bekräftigte auf jeden Fall seine Stellungnahme vom Juni 1989 – so auch der Vorschlag von Ratsmitglied Albrecht Narr – und machte deutlich, er wolle es nicht hinnehmen, daß die ganze Limburg unter Naturschutz gestellt werde.

Demnächst Museum im Blaserturm von Öhringen

(epd). Die Öhringer Stiftsgebäude, die eine bauliche Einheit mit der 950 Jahre alten Stiftskirche bilden, werden umgebaut zu einem evangelischen Gemeindezentrum. Dies teilte Staatssekretär Dr. Eugen Volz vom baden-württembergischen Finanzministerium in Öhringen mit. Vor dem Einzug der Kirchengemeinde erfolgte eine umfangreiche Renovierung der Gebäude, die dem Land Baden-Württemberg gehören. Die ebenfalls dem Land gehörende, kirchlich genutzte Stiftskirche war vor wenigen Jahren renoviert worden. Sie erhält in diesen Wochen im Blasturm ein Heimatmuseum.

Die 1505 erbauten Stiftsgebäude gehörten zu dem 1020 in Öhringen von Kaiserinmutter Adelheid von Weinsberg gegründeten Chorherrenstift und waren bis 1556 vom Stift genutzt. Von 1612 bis 1956 beherbergten sie das Öhringer Gymnasium und waren danach Lager eines Möbelhauses. Zuletzt standen die Stiftsgebäude einige Jahre leer. Die Verhandlungen zwischen evangelischer Kirchengemeinde und Land ergaben nun, daß die Kirchengemeinde die nutzungsspezifischen Kosten von etwa zwei Millionen Mark an den Gesamtsanierungskosten von 5,5 Millionen Mark übernehmen wird. Die Arbeiten sollen bereits im Herbst beginnen. Vorgesehen ist, daß auch die Psychosoziale Beratungsstelle des Landkreises im Stiftsgebäude unterkommt.

Das ebenfalls zum Ensemble des Stifts gehörende «Kornhaus», ein Fachwerkbau direkt am neugestalteten Öhringer Marktplatz, wurde 1989 von einer Gruppe kirchennaher Privatpersonen gekauft. Das Gebäude mit Gaststätte war von privater Hand veräußert worden. Seine weitere Nutzung ist noch offen und abhängig davon, ob Kirchengemeinde oder Landeskirche sich zu einem Kauf entschließen können.

Neidlinger Seldnerhäuser warten auf Liebhaber

(TBo) Eine Idylle könnten sie sein, die fünf Seldnerhäuser am Seebach in Neidlingen: Im einen kreierte eine Töpferin Kunstwerke aus Ton in der ehemaligen Scheune, die Tore weit geöffnet zum kleinen Garten am Seebach, der vorbeiplätschert. Nebenan hat ein Künstler Platz für ein Atelier samt Wohnhaus gefunden. In die beiden Nachbarhäuser zieht nur am Wochenende und zur Ferienzeit Leben ein: Hier erholen sich Stuttgarter Familien, die Kinder tollen unten am Bachufer, während die Eltern mit Freunden auf den fast italienisch anmutenden Loggien oder im kleinen Garten an der alten Bogenbrücke schwätzen.

So könnte es sein, wenn realisiert wäre, was die Planungsgruppe Kugler aus Bad Cannstatt in ihrem Sanierungsgutachten für die Gemeinde Neidlingen 1987 vorgeschlagen hat. Da die Seldnerhäuser relativ klein sind, der Gartenstreifen zwischen Haus und Bach schmal, seien die Gebäude geeignet für Individualisten, für Künstler, die die Scheunenteile als Atelier, Werkstatt oder Galerie nutzen können. Wegen der Nähe zur Schwäbischen Alb könnten sie auch attraktiv sein als Ferienhäuser für Familien aus dem Stuttgarter Raum. Sogar von einem Heimatmuseum ist die Rede.

Die Realität sieht aber (noch) ganz anders aus: Die fünf Häuschen stehen bucklig, krumm und schief an der Gießenstraße, wer aus der Haustür tritt, steht direkt auf der Straße. Der Putz bröckelt, nur ein Haus ist frisch gestrichen. Hinten, an der Lauter, sieht's noch schlimmer aus. Brennesseln wuchern um Holzbeigen, Bretter und allerhand Gerümpel lagern unter den Holzbalkonen, die trotz allem ihren Reiz noch nicht ganz verloren haben. Auch die Umgebung läßt nicht gerade Ferienstimmung aufkommen: Vis à vis hat der Seebach kein natürliches Ufer, sondern eine Betonwand; nebenan lärmt eine Schmiede.

Als die Gemeinde die Häuser (bis auf eines) in den siebziger Jahren aufkaufte, hatten Gemeinderäte und Bürgermeister Rieker freilich nicht im

Sinn, hier eine dörfliche Idylle aufleben zu lassen. Die Häuser sollten vielmehr abgerissen werden, um dem Verkehr Platz zu schaffen.

Aber 1979 flatterte ins Neidlinger Rathaus eine Liste der Kulturdenkmale aus dem Landesdenkmalamt, in der die Seldnerhäuser aufgenommen waren. Außerdem entwickelte sich auch in Neidlingen ein Bewußtsein für historische Bausubstanz. Was aber machen mit der verlotterten Idylle, die schon für die Spitzhacke bestimmt war?

Dr. Hussendörfer, beim Landesdenkmalamt zuständig für den Landkreis Esslingen, wurde nach Neidlingen geholt, sein Rat war gefragt. Er schlug ein Sanierungsgutachten vor, damit man Bescheid weiß über Bausubstanz, Wohnfläche und Renovierungskosten. Beauftragt wurde die Planungsgruppe Kugler, die selbst in historischem Gemäuer, im Klosterle in Cannstatt, arbeitet. Den Architekten muß es Spaß gemacht haben, die Seldnerhäuser unter die Lupe zu nehmen. Sie hockten zum Mittagessen unten am Seebach und genossen die ländliche Umgebung. Was man der liebevollen Gestaltung des Gutachtens auch anmerkt.

Dieses fiel für Bürgermeister Rieker überraschend positiv aus. Das Büro hatte nicht nur erfaßt, wie groß die Scheunen, Gewölbekeller, Wohnräume, Balkone usw. sind, sondern auch Nutzungsvorschläge erarbeitet und Pläne für künftige Ferien- oder Künstlerwohnungen entworfen. Die reine Wohnfläche pendelt bei allen fünf Häusern um die 100 Quadratmeter, mit Scheune, Stall und Keller mißt das größte sogar 241 Quadratmeter.

Wer die Seldnerhäuser sanieren will, der muß allerdings kräftig investieren: rund 1,5 Millionen Mark für das ganze Ensemble. Denn vom Dach bis zur Heizung, von den Wänden bis zur Elektrik muß alles saniert oder erneuert werden. Sollen die Selden auch außen zum Schmuckstück werden, müssen Fachwerk und Natursteine freigelegt, neue Fenster eingebaut werden. Zwischen 130000 bis 325000 Mark je Haus müßten reingesteckt werden, zu Preisen von 1987 wohlgermerkt.

Neidlingen, das nicht reich an Gewerbesteuer ist, bot daher die Selden dem Landkreis für das Freilichtmuseum in Beuren an. Die Fachleute winkten aber ab. Unter anderem, weil der Reiz der Häuser an die Situation gebunden ist, an den Hang und den Bach. Dr. Hussendörfer: «Für Neidlingen sind die Häuser viel mehr wert. Sie gehören zum Ortsbild, zur Geschichte Neidlingens. Sie sind dort verwurzelt, nicht in Beuren.»

Strecke Ulm–Stuttgart: «Priorität klären»

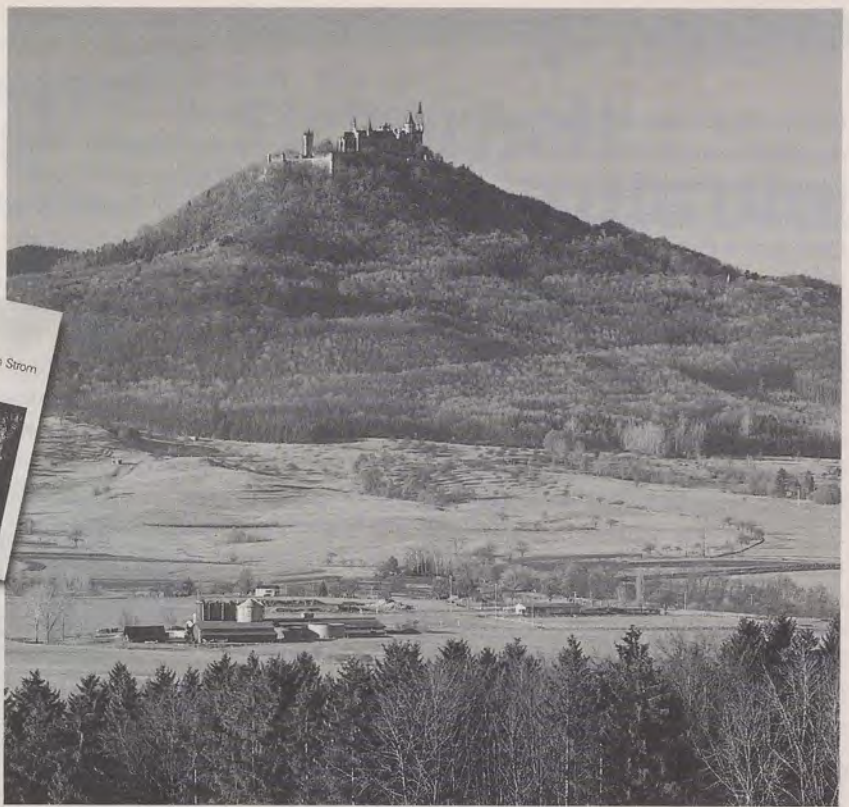
(lsw) – Die Milliardeninvestition für die neue Bundesbahnstrecke Stuttgart–Ulm verlangt nach Ansicht der Grünen im baden-württembergischen Landtag eine sorgfältige Abwägung, zumal die Bahn nun neue Pläne für eine Kombinations-Trasse vorgelegt habe. Zuvor sei die «unakzeptable» A-Trasse befürwortet worden, teilte der Abgeordnete der Grünen, Gerd Schwandner, in Stuttgart weiter mit. Die Grünen beantragten jetzt eine öffentliche Anhörung im Innenausschuß des Landtages, bei der die Vor- und Nachteile der beiden Streckenvarianten diskutiert werden sollen.

Die Kombinations-Trasse solle entlang der bestehenden Filstalstrecke geführt werden, führte Schwandner aus. Für diese Variante spreche der geringe Flächenverbrauch, die Eignung für den Güterverkehr und ein größerer Spielraum für die Verbesserung des Nahverkehrs. Es bestehe jedoch die Gefahr, daß auch die Interregio-Züge auf diese Strecke verlagert werden könnten. Dadurch würden die Städte Plochingen, Göppingen und Geislingen ihren Fernverkehrsanschluß verlieren.

Schwandner kritisierte, daß die Bundesbahn «erst jetzt eine vernünftige Trassenvariante vorlege». Insgesamt fehle die «verkehrspolitische Prioritätensetzung». Es sei sinnlos, einerseits die Bahnstrecke und daneben die Autobahn Stuttgart–Ulm sechsspurig auszubauen. Die Grünen lehnten dieses Vorgehen ab.

Auf Tour durchs schöne Schwabenland

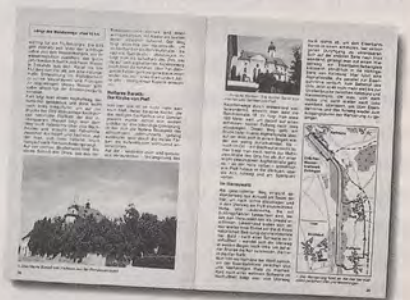
„Wer recht in Freuden wandern will“, wie es im Volksmund heißt, der sucht sich seine Wanderstrecke schon vor dem Start aus. Und reizvolle Wanderrouten gibt es unzählige in Schwaben und Franken zwischen den Wacholderheiden der Rauhen Alb und den rebenbestandenen Hügeln des Unterlandes. Wanderführer gibt es ebenfalls in großer Zahl für dieses Gebiet. Hier sind jedoch drei Broschüren, die Sie einmal unter einem ganz anderen Aspekt „auf Touren“ bringen wollen:



Ohne Natur freilich auch nicht. Seit mehr als 50 Jahren steht die EVS im Dienste der Gesellschaft und versorgt über 400 Gemeinden im Lande zuverlässig mit Energie. Aber sie steht auch zu ihrer ökologischen Verantwortung. Das zeigt sich nicht nur in dem umfassenden EVS-Beratungsprogramm zum rationellen und sparsamen Umgang mit Energie. Auch bei der Energieerzeugung sind Umwelt-Gesichtspunkte von erheblicher Bedeutung. In unseren drei Broschüren werden kleinere EVS-Anlagen vorgestellt, die auf besonders umweltfreundliche Weise Strom erzeugen und mithelfen, wertvolle Primärenergie zu sparen. Wandern rund um den Strom – machen Sie mit und lernen Sie diese hochinteressanten Wanderrouten und Wanderziele im Lande kennen.



Die drei Broschüren „Wandern rund um den Strom“ erhalten Sie kostenlos bei Ihrer EVS.



Wandern rund um den Strom

Jede dieser drei Broschüren begleitet Sie auf zehn Ausflügen in landschaftlich besonders reizvolle Gegenden. Weist Ihnen in aller Genauigkeit den Weg, so daß Sie gar nicht fehlgehen können, beschreibt liebevoll die Schönheit der Landschaft und erklärt Ihnen historische und kunsthistorische Besonderheiten. Daneben machen Sie die Bekanntschaft mit einigen interessanten Anlagen zur Stromgewinnung, wie z. B. Wasserkraftwerke und Deponiegaskraftwerke, die die EVS in unserem Lande betreibt.

Stromversorgung und Umweltschutz

Natur und Technik, beides muß und kann nebeneinander bestehen. Ohne die vielen Vorteile, die uns die moderne Technik – wie z. B. die Energietechnik – bringt, könnten wir heute gar nicht mehr leben.



**Energie-
Versorgung
Schwaben AG**
Kriegsbergstr. 32,
7000 Stuttgart 1

✂

JA, schicken Sie mir bitte **kostenlos** die 3 Broschüren „Wandern rund um den Strom“

Name _____

Straße _____

PLZ/Ort _____ 3

Neue B 29 bedrängt Amphibien und Vögel

(STZ) «Ein Kompromiß ist immer nur die zweitbeste der Maßnahmen. Die beste wäre der Nichteingriff in ein Naturschutzgebiet.» Mit dieser Quintessenz umreißt Professor Friedrich Bay von der Pädagogischen Hochschule Gmünd die eineinhalb-jährige Untersuchung an der neuen B 29 im Bereich der Lorcher Baggerseen. Das Bonner Verkehrsministerium hatte dieses Pilotprojekt von bundesweiter Bedeutung an die Professoren Friedrich Bay und Dieter Rodi vergeben. Zusammen mit einem vierköpfigen Mitarbeiterteam analysierten sie die Maßnahmen, die die Eingriffe des Straßenbaus in den Naturhaushalt mildern sollen. Die Studie gipfelt in einem Nachbesserungskatalog zur Rettung bedrohter Amphibien und Vögel, die dem Verkehr nun vermehrt zum Opfer fallen. Daß der Forschungsauftrag an die PH Schwäbisch Gmünd ging, ist zwar ungewöhnlich, doch die Professoren Bay und Rodi hatten sich jahrzehntelang für den Naturschutz in diesem Gebiet eingesetzt. Bay forderte beispielsweise schon vor zwölf Jahren ein Hearing zum landschaftspflegerischen Begleitplan des Straßenprojekts. Die vierspürige Trasse ist mittlerweile fertig, der Verkehr rollt. Was geschah aber mit Flora und Fauna, insbesondere im Naturschutzgebiet Lorcher Baggerseen? Dieses Areal, einst Kiesabbaugebiete und Müllplatz, entwickelte sich in den 60er und 70er Jahren zum Dorado für seltene Pflanzen, Wasservögel und Amphibien. Sieben größere Seen, Äcker, Wiesen, die Rems, ein Bachlauf, Auwald und Streuobstbestände bildeten eine ökologisch wertvolle Talaue. Durch zwei neue Trassen – die Bundesstraße 29 und eine Gemeindeverbindungsstraße – entstehen jetzt deutliche Trennwirkungen: Grasfrösche und Erdkröten, die vom Norden zu den gewohnten südlichen Laichgewässern wandern, landen auf den beiden Straßen, die das Areal durchschneiden. Weil Leiteinrichtungen, vielmehr Ersatzlaichgewässer fehlen, werden Frösche und Kröten in großer Zahl überfahren. Die Grünfrösche

haben bereits sehr stark abgenommen. Der sechs Meter hohe Damm der B 29 – besser wäre eine talübergreifende, aber in den Herstellungskosten teurere Brücke gewesen – wirkt auch als Barriere für Kleinfledermäuse. Denn nördlich des Damms bildet sich ein nächtlicher Kaltluftsee, der wiederum das Vorkommen nachtaktiver Insekten (Beute der Fledermäuse) begrenzt. Man hat zahlreiche tote Amphibien, Vögel und Säugetiere auf der B 29 gefunden, die das beweisen. Flachwasserbevorzugende Vogelarten, insbesondere Zugvögel, meiden die Nähe der Straße und zeigen den Wissenschaftlern die Existenz eines Belastungskorridors entlang der B 29. Hatte man vormals diese Zone auf 30 Meter taxierte, so ergab die Studie, daß sie bis 150 Meter von der Trasse ins Gelände hineinragt.

Als zweischneidiges Schwert stellt sich die Speicherwärme an der Südseite des B-29-Dammes heraus. Sie begünstigt Heuschrecken, wodurch Eidechsen reiche Nahrung finden. Eidechsen fallen andererseits dem Verkehr verstärkt zum Opfer. Die Nutzung des Gebietes durch Vogel- und Fledermausarten aber ist hoch und muß als regionale Besonderheit gewertet werden. Die Art der Bepflanzung an den Dammrändern aber wird für Vögel – Grasmücken, Amseln, Rotkehlchen und Goldammern – zur ökologischen Falle. Das Buschwerk veranlaßt Vögel zur Brut, die oft nicht zu Ende geführt wird, weil die Brutvögel beim Überflug der B 29 an den Windschutzscheiben oder Kühlergrills der Autos enden.

Die Autoren der Studie verweisen auch mit Bedauern auf den Fortfall eines Orchideenstandortes; die Umpflanzung verlief negativ. Insgesamt ist der Straßendamm das Hauptproblem – aus vogelschützerischer Sicht. «Ökobrücken» wurden Ende der siebziger Jahre aus Kostengründen abgelehnt, heute gibt es sie in ökologisch wertvollen Landschaften. Das Naturschutzgebiet Lorch muß mit dem Damm leben. Während Brücken von den Vögeln unterflogen werden, so daß dort laut Bay kaum Totfunde auftreten, pflanzen die Straßenbauer an der B 29 großwüchsige Bäume am

Fuß des Damms als Überflughilfe – doch es wird noch zehn Jahre dauern, bis sie eine wirksame Höhe erreichen. Die geplante Seenerweiterung als Ausgleich für verlorenes Terrain wurde aufgrund widriger Umstände – in diesem Bereich stieß man auf eine Altdeponie – erheblich zurückgestutzt.

Für die Entwicklung der Talaue zwischen Lorch und Waldhausen empfiehlt Bay ein ökologisches Gesamtkonzept. Straßen erschließen immer neues Gelände. Bay befürchtet die Ausdehnung des Industriegebietes zwischen Lorch und Waldhausen. «Hier heißt es, wachsam zu sein.» Generell halten die Autoren der Studie die Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen beim Bau der B 29 im Prinzip für richtig, jedoch zu klein dimensioniert.

«In Naturschutzgebieten Wegegebot beachten»

(lsw) – Der baden-württembergische Umweltminister Erwin Vetter hat an Radfahrer und Besitzer von Geländefahrzeugen appelliert, in Naturschutzgebieten auf das Wegegebot zu achten. Sollten die Appelle nicht fruchten, müsse über andere Maßnahmen nachgedacht werden, betonte Vetter bei einem Besuch im Schutzgebiet «Büchelberg» in der Gemeinde Neuhausen (Enzkreis).

Der Büchelberg wird nach Angaben des Umweltministeriums außer von Fahrern von «Mountain-Bikes» und Geländewagen auch durch Reiter sowie durch das Anlegen von wilden Feuerstellen, Lagern und Spielen auf entbuschten und gepflegten Flächen belastet. Er ist bereits seit 1939 Naturschutzgebiet und umfaßt eine Fläche von 49 Hektar. Große Teile zeigen sich heute als Wacholderheide mit freien Stellen und Übergängen zu Feldgehölzen und Waldsäumen. Die Nähe zu Pforzheim und Böblingen/Sindelfingen hat dazu geführt, daß die Heide im Naturschutzgebiet vermehrt als Erholungsgebiet genutzt wird.

Schwäbische Klassiker:

Hermann Kurz – Schillers Heimatjahre

Kulturhistorischer Heimatroman.

1008 S., Ln., DM 39,80

Dr. Owlglass – Ausgewählte Werke

364 S., Ln., DM 38,-

Emil Strauß – Der Engelwirt

Eine Schwabengeschichte. 184 S., Geb., DM 25,-

Jürgen Schweier Verlag

Hugo-Wolf-Weg 5 · 7312 Kirchheim/Teck



Ein Stück Lebensqualität

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn. Manchmal ein Streitgespräch. Doch in einem sind sie sich immer einig: Der Vorrat an Württemberger Genossenschaftsweinen sollte so vielfältig sein, wie ihre Themen. Denn Einstellungen ändern sich, die Qualität bleibt. Und der Württemberger ist ein Stück Lebensqualität.



Kenner trinken Württemberger Genossenschaftsweine



Württemberg und benachbarte Gebiete

Antiquariatskatalog 85

(ca. 2000 Nummern)

soeben erschienen.

Bitte kostenlos anfordern.

J. F. STEINKOPF Antiquariat und Buchhandlung
7000 Stuttgart 10 · Marienstraße 3 · Postfach 104354
Telefon (0711) 224021

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Türmchenuhr,
Straßburg, um 1590
Württembergisches
Landesmuseum, Stuttgart

Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein

Versicherungsangebot, das auf Ihren persönlichen

Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

Württembergische
Versicherungen

Forschungsergebnis: Ozon schadet Wald

(Isw) – Ozon ist nach neuen Forschungsergebnissen eine wesentliche Ursache für das Waldsterben. Wie Prof. Hartmut Stegmann vom Tübinger Institut für Organische Chemie mitteilte, haben Tübinger Wissenschaftler zusammen mit der Universität Wien, dem Umweltbundesamt und verschiedenen Forstämtern in einem langjährigen Forschungsprogramm den Prozeß der menschlich verursachten Waldschädigungen untersucht. Das Projekt habe ergeben, daß das unter sommerlicher Sonneneinstrahlung aus Industrieemissionen sich bildende Ozon «in großem Maße für Waldschäden mitverantwortlich» ist.

Hilfe für das bedrängte Haselhuhn in Sicht

(Isw) – Das vom Aussterben bedrohte Haselhuhn hat in Baden-Württemberg einflußreiche Fürsprecher gefunden. Vertreter der Landesforstverwaltung und der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald bekundeten im August bei Vorstellung eines auf seine Bestandssicherung gerichteten Forschungsprojektes in Elzach die Bereitschaft, auch mit Hilfe von Steuergeldern das Überleben des kleinen Verwandten des Auerhahns sicherzustellen. Der Stuttgarter Landwirtschafts-Staatssekretär Ventur Schöttle zeigte sich zuversichtlich, «daß die Haselwildbestände noch gerettet werden können».

Der bis in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts weit verbreitete Brutvogel, der als Lebensraum buntgemischte Wälder mit ausgeprägtem Kraut- und Strauchbesatz benötigt, ist in Baden-Württemberg hauptsächlich nur noch im mittleren Schwarzwald anzutreffen. Sachverständige schätzen den Gesamtbestand auf 140 Paare gegenüber nahezu 500 Anfang der 60er Jahre. Die dramatische Bestandsminderung wird verschiedenen Einflüssen zugeschrieben, vor allem der Ausweitung des auf Holzzuwachs getrimmten «Wirtschaftswaldes», in dem der

scheue Vogel weder ausreichend Nahrung noch Deckung vor seinen Feinden wie dem Habicht findet.

Als überlebenswichtig für das Waldhuhn erweisen sich heute die im Regelfall in bäuerlichem Besitz befindlichen Niederwaldflächen, die sich auf ehemaligen Weiden mit Sträuchern, Birke, Erle und anderen, als Nutzholzlieferanten uninteressanten Weichbaumarten ausgebreitet haben. Forstleute räumen ein, daß sich das Thema Haselhuhn-Rettung vermutlich schon erledigt hätte, wären alle Privatwaldbesitzer der noch Anfang der 70er Jahre von amtlicher Seite gegebenen Empfehlung gefolgt, ihren Niederwald in gewinnbringenden Hochwald umzuwandeln.

Kernstück der Rettungsbemühungen ist darum die Erhaltung ausreichender Niederwaldbestände im Schwarzwald. Dies hat jedoch seinen Preis. Schöttle meinte, daß es den bäuerlichen Waldbesitzern nicht zumuten sei, ohne finanziellen Ausgleich den für sie wirtschaftlich unproduktiven Niederwald zu erhalten.

Zwei Schiller-Briefe für Marbacher Museum

(STZ) – «Wir sind sehr dankbar für diese beiden Originalbriefe von Friedrich Schiller, sie sind von großem literarhistorischem Wert für uns», freute sich Ulrich Ott, der Direktor des Schiller-Nationalmuseums und des Deutschen Literaturarchivs in Marbach.

Das Land Baden-Württemberg hatte die beiden Originalbriefe bei einem Stuttgarter Sammler erworben.

Der erste der beiden Schillerbriefe ist vom 19. Dezember 1790 datiert und an Christian Gottfried Körner gerichtet, den hilfreichen Dresdner Freund. Friedrich Schiller hatte diesen Weihnachtsbrief noch vor seiner Reise nach Erfurt mit gelenkten Fingern in deutscher Handschrift verfaßt, ehe er einige Zeit später schwer erkrankte und lange Zeit für seine Genesung brauchte.

Der zweite Schillerbrief ist vom 4. Februar 1804 und ging an den deutsch-römischen Maler Veit Hanns Schnorr

von Carolsfeld. Herzlich bedankt sich darin Schiller für zwei Illustrationen, die von Carolsfeld zu Schillers Gedichten gemacht hatte.

Die beiden Originalbriefe standen für die im 50. Jahr stehende «Schiller-Nationalausgabe» sämtlicher Werke und Briefe bisher nicht zur Verfügung. Sie sind ein wirklicher Fund für die Forschung. Die «Schiller-Nationalausgabe» wird seit 1943 von Weimar und Marbach gemeinsam herausgegeben. Mitte der neunziger Jahre soll sie abgeschlossen werden. «Die Verbindung zu Weimar ist nie abgerissen», sagte Wissenschafts- und Kunstminister Engler bei dieser Gelegenheit. Künftig, in einem vereinigten Deutschland ohne Hindernisse, werden beide Gedenkstätten mit dem umfangreichen Schillernachlaß, vielen Sammlungen und Erwerbungen noch enger zusammenarbeiten und sich ergänzen.

Biotop-Vernetzung vorbildlich demonstriert

(Isw) – Baden-Württemberg will ein 51 Hektar großes Gelände im Landkreis Konstanz zum Beispiel für eine wertvolle Biotopvernetzung und die ökologische Aufwertung landwirtschaftlicher Flächen machen. Deshalb soll das Gebiet um den Stöckenhof, das vor zwei Jahren vom Land erworben wurde, extensiviert werden, teilt das Umweltministerium mit.

Rund 40 Hektar waren bislang ackerbaulich genutzt worden. In Zukunft soll die Fläche extensiv mit Rindern und Schafen beweidet werden. Deshalb wurde dort eine standorttypische Wiesenmischung gesät. Außerdem soll der überalterte Streuobstbaumbestand mit 190 Hochstamm-Baumarten verjüngt werden. Das Gelände, so Umweltminister Erwin Vetter, eignet sich auch deshalb so gut für die ökologische Aufwertung, weil das Naturschutzschutzgebiet Mindelsee unmittelbar angrenzt.

Landespreis für Heimatforschung 1991

Bis zum 31. Dezember 1990 können Arbeiten und Schriften eingereicht werden, mit denen sich ein Autor oder mehrere Autoren um den Landespreis für Heimatforschung 1991 bewerben. Neben den herkömmlichen Themen der Heimatgeschichte können auch naturkundliche und ökologisch ausgerichtete Beiträge eingesandt werden. Zum Hauptpreis mit DM 5000.– werden auch zwei Förderpreise sowie ein Jugendförderpreis vergeben. Für den zuletzt genannten Preis kann sich bewerben, wer das 30. Lebensjahr noch überschritten hat. Die Einreichungen können über alle Volksbanken und Raiffeisenkassen oder direkt an den Württembergischen Genossenschaftsverband, Postfach 105443, 7000 Stuttgart 10, erfolgen.

Haller Marktplatz wird autofrei

(lsw) – Der Marktplatz in Schwäbisch Hall, von Kennern als einer der schönsten Plätze Deutschlands bezeichnet, wird von November dieses Jahres an autofrei. Der Gemeinderat der Stadt Schwäbisch Hall stimmte in der Sitzung am 20. September mit überzeugender Mehrheit für den Antrag der Verwaltung. Man sei, so ein Sprecher der FDP-Fraktion, nicht mehr glaubhaft, wenn man in Schwäbisch Hall einerseits einen Verein zur Erhaltung der mittelalterlichen Haller Kirchen gründe und andererseits durch das Parken auf dem Marktplatz gerade diese Bauwerke schädige.

Allerdings soll der Platz nach den Vorstellungen von Verwaltung und Gemeinderat nun nicht übereilt belebt werden. Die topographisch bedingte Enge der mittelalterlichen Innenstadt könne einen leeren Platz durchaus vertragen, betonte der Haller Oberbürgermeister Karl Friedrich Binder. Er hatte sich persönlich für diese Umwandlung zur Fußgängerzone stark engagiert. Auf dem Platz, der durch das barocke Rathaus und die romanisch-gotische Stadtkirche

St. Michael mit der 54stufigen Treppe seine besonderen städtebaulichen Akzente erhält, findet jetzt zweimal wöchentlich der Wochenmarkt statt. Dieses Angebot soll ausgeweitet werden. Von Juni bis August ist der Haller Marktplatz Zuschauerraum für die Freilichtspiele Schwäbisch Hall. Die 24 wegfallenden Parkplätze werden durch ein neues Parkhaus, das nur fünf Gehminuten entfernt ist und 224 Stellplätze enthält, ersetzt. Für die beiden Hotels am Marktplatz wurden zum Be- und Entladen direkt am Hoteleingang Sondervereinbarungen getroffen.

Förderverein in Beuron hilft bei Sanierung

(STZ) Bei seiner konstituierenden Sitzung beschloß das Kuratorium des Fördervereins der Freunde der Erzabtei Beuron die Einsetzung einer Arbeitsgruppe, welche alle notwendigen Baumaßnahmen zur Pflege der Klosteranlage zusammenstellen und deren Kosten überschlagen soll. Der Aufwand geht voraussichtlich in die Millionen, erklärte Erzabt Hieronymus Nitz. Das Kloster mit seinen 90 Konventualen sei zwar mit seinen Wirtschaftsbetrieben (Landwirtschaft, Metzgerei, Druckerei) in der Lage, die laufenden Kosten zu erwirtschaften, sehe sich aber außerstande, die Renovationskosten für die klösterliche Gesamtanlage aus eigenen Mitteln aufzubringen. Der Förderverein unter dem Vorsitz des baden-württembergischen Innenministers Dietmar Schlee, der dem Kloster auch als ehemaliger Sigmaringer Landrat verbunden sein mag, will eine Welle der Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung anstoßen, um die nötigen Investitionen zu finanzieren.

Das Kloster im Oberen Donautal ist ein von Pilgern, von Teilnehmern an den klösterlichen Exerzitien sowie von kunsthistorisch Interessierten vielbesuchter Ort. Zumal das tägliche Choralamt (wochentags 11.15 Uhr, sonntags 10 Uhr) ist stark besucht. Ziel vieler Pilger ist seit alters das Gnadenbild aus dem 15. Jahrhundert, eine Schmerzhafte Muttergot-

tes, in der 1898 an den Mönchschor angebauten «Gnadenkapelle», die im Stil der «Beuroner Kunst» ausgestaltet ist. Die Gnadenkapelle und die Krypta darunter sollen renoviert werden. Die Wallfahrt nach Kloster Beuron geht zurück auf die Augustiner, deren Orden das Kloster gebaut hat; sie wurde von den Benediktinern bei der Wiederbesiedlung des Klosters von 1862 an übernommen.

Aufgang und Zufahrt zum Kloster sollen erneuert und zugleich behindertengerecht gestaltet werden; allein dafür rechnet der Sigmaringer Architekt Karl Böhmer mit Kosten von 561.000 Mark. Erneuert werden muß auch die Dachdeckung der Klosteranlage. Zur Renovation steht laut Erzabt Hieronymus Nitz auch der Kapitelsaal an. Auch in die Unterbringung des Instituts Vetus Latina, das sich unter der Leitung von Hermann Josef Frede um die Erforschung alter lateinischer Bibelübersetzungen bemüht, wären Investitionen erforderlich sowie zur Erweiterung der Bibliothek, die mit ihren 450.000 Bänden an der Grenze des derzeitigen Fassungsvermögens angekommen sei. Die Bibliothek ist, so unterstreicht der Erzabt, dem Internationalen Leihverkehr angeschlossen.

Auf längere Sicht strebt das Kloster auch die Einrichtung eines Museums zur ständigen Darstellung der weiland berühmten «Beuroner Kunst» an, die einst als Kunstrichtung von Pater Desiderius Lenz von Beuron aus als Erneuerungsbewegung angestoßen worden war. Gerade in einer solchen ständigen Ausstellung sähe Professor Hubert Krins, der Leiter der Außenstelle Tübingen des Landesdenkmalamts, einen förderungswürdigen Plan des Klosters. Dem Kuratorium des Fördervereins gehört das Denkmalamt nicht an, es ist aber jederzeit bereit, seinen Rat zur Verfügung zu stellen, wie dessen Präsident, Professor August Gebeßler, dem Förderverein signalisierte.

Fixiertes Konzept für Landesarchäologiemuseum

(IsW) – Das Konzept und die Thematik der neuen Außenstelle Konstanz des Landesarchäologiemuseums, die voraussichtlich 1992 eröffnet werden soll, wird sich in drei thematisch verschiedene Ausstellungsbereiche gliedern. Wie das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mitteilte, sind diese den einzelnen Geschossen des Hauses zugeordnet. So werden im Eingangsbereich die Geschichte und die Forschungsziele der Landesarchäologie und aktuelle Grabungsmethoden vorgestellt. Der daran anschließende erste archäologische Ausstellungsteil ist dem Menschen von der Altsteinzeit bis ins Mittelalter gewidmet.

Im ersten Obergeschoß werden dann sieben Aspekte der Landesarchäologie in chronologischer Folge vom Neolithikum bis zur Neuzeit präsentiert –, zu ihnen gehören unter anderem Grabungen im Bodensee, die Siedlung Forschner am Federsee (Kreis Biberach), die römische Stadt in Ladenburg (Rhein-Neckar-Kreis) und die Porzellanmanufaktur in Ludwigsburg als Beispiel für die Archäologie der frühen Neuzeit. Den Abschluß bildet im zweiten Geschoß die Stadtarchäologie mit sieben Zentralmotiven, wobei Konstanz einen Schwerpunkt bildet. Außerdem bietet die Außenstelle des Archäologiemuseums noch Raum für wechselnde Ausstellungen.

Fünf Jahre Garantie für Kochertalbahn

(IsW) – Von Bad Friedrichshall nach Ohrnberg werden mindestens bis zum Jahre 1994 noch Güterzüge verkehren. Die Württembergische Eisenbahngesellschaft gab dem Landkreis Heilbronn jetzt dafür ihre Zusage, wurde vor dem Verwaltungsausschuß des Kreistags mitgeteilt. Die Gesellschaft hielt zugleich ihren Antrag auf einen jährlichen Zuschuß von 140000 Mark nicht mehr aufrecht.

Untertürkheim fördert Weinausbau in Holzfässern

(IsW) – Den Weinausbau in Holzfässern wieder entdeckt hat die Weingärtnergenossenschaft Untertürkheim. Wie Hermann Warth, der Vorstandsvorsitzende der ältesten Stuttgarter Genossenschaft, bei der Vorstellung des historischen Mönchkellers mit Kreuzgewölbe bekanntgab, sollen in den 21 restaurierten Holzfässern mit einer Kapazität von 100000 Litern künftig hochwertige Weine der Lagen Mönchberg und Altenberg ausgebaut werden. «Gerade Weine von bestem Qualitäts-Niveau erhalten in Holzfässern einen anderen Geschmack als in den üblichen Stahltanks», erklärte Warth, dessen Genossenschaft über 72 Hektar Rebfläche verfügt.

Als «kleine Ergänzung der Produktpalette» ihrer 13 Rebsorten haben die Untertürkheimer auch 23 Barriquefässer aus Eiche angeschafft, in denen der Wein während der fünfmonatigen Lagerung einen Holzton erhält, wie er bei guten Bordeaux-Weinen vorhanden ist. «Wir wollen keinen französischen oder italienischen Wein nachahmen, sondern beweisen, daß auch württembergische Kellermeister mit einheimischen Rebsorten in der Lage sind, solche hochwertige Weine auszubauen», begründete Warth die Hinwendung zum Barrique-Faß.

Das Prädikat «optima terrae medulla» («des Landes edelstes Mark»), das Mönch Berthold vom damaligen Weingut-Besitzer Kloster Zwiefalten schon 1138 der Gegend von Türkheim verliehen hatte, scheint auch heute noch zu gelten: Der erste, derartig ausbaute Wein, ein 1988er Untertürkheimer Lemberger, hat bei Verkostungen bereits hohes Lob geerntet. So kam er in der Rangliste des «Wein + Sekt-Journals» hinter dem 1988er Königshaffhauser Steingruble Spätburgunder auf den zweiten Platz.

Karge Storchbilanz in Oberschwaben

(IsW) Hans Lakeberg, Diplombiologe, ist im Auftrag der in Karlsruhe ansässigen Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege für das Auswildern und Beringen der Jungstörche in Bad Buchau verantwortlich. Seine Jahresbilanz:

Der Sommer 1990 war kein gutes Jahr für die oberschwäbischen Störche: 18 Brutpaare konnten insgesamt nur 20 Jungvögel durchbringen. Im vorigen Jahr hatten 16 Brutpaare 33 Junge aufgezogen. Regen und Kälte im Juni brachten heuer manchem jungen Adebar den Unterkühlungstod. Eine weit bedeutsamere Rolle als das Wetter spielte nach Angaben Lakebergs jedoch die schlechte Nahrungslage. Der Mangel an Feuchtgebieten mache sich immer stärker bemerkbar. In den drainierten und oft mit Schutt aufgefüllten Feuchtwiesen gibt es kaum mehr Frösche, Mäuse und Großinsekten, von denen sich Störche vornehmlich ernähren.

Die für die moderne Bewirtschaftungstechnik eingesetzten Kreiselmäher tun ein übriges. Die früher verwendeten Balkenmäher ließen manches Getier überleben, heute aber würden die feuchten Wiesen im Donautal und in den Seitentälern knapp über der Erdoberfläche abgemäht, «von Traktoren, die mit 40 und 50 Stundenkilometern über das Gelände rasen und keinem Lebewesen eine Chance lassen».

Vier bis fünf Eier legt die Störchin ins Nest. Doch 70 bis 80 Prozent der geschlüpften Störche überleben nicht. Wenn sie trotz knapper Nahrung großgezogen werden können, drohen neue Gefahren: Vor allem der «Stromtod». Gefährlich für die Störche sind Elektromasten mit nach oben stehenden Isolatoren. Diese Mastentypen werden von der Energieversorgung Schwaben zwar seit 15 Jahren nicht mehr neu aufgestellt und die noch vorhandenen nach und nach ersetzt. Lakeberg dauert dieser Austausch allerdings viel zu lange. Gerade im Brutgebiet Oberschwaben sollten seiner Meinung nach die gefährlichen Masten schnell verschwinden – den Störchen zuliebe.

Neuerscheinung

P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen/Reutlingen



Verlag
Tübinger
Chronik

Das einzige Buch, das mit 130 brillanten Farbfotos die Region Tübingen/Reutlingen naturgetreu darstellt. Mit bildbegleitenden, erläuternden Texten. Ein außergewöhnliches Geschenk für jeden Naturfreund. Ein Buch, das den Leser zum Staunen bringt.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag. Format 12,5 x 18,5 cm. Umfang 232 Seiten. Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, Tübingen, August-Bebel-Straße 9, und beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen an der Neckarbrücke

Württembergische Geschichte und Landeskunde

Bibliothek Theodor Seybold
mit anderen Beiträgen

Wissenschaftlich bearbeiteter Katalog
mit ca. 3000 Nummern.

Erscheint im November 1990.

Seit vielen Jahren umfangreichster
Spezial-Katalog.

Enthält nahezu alle wichtigen Werke zu
Württemberg, z. B. fast alle Oberamts-
beschreibungen in den Originalausgaben.

L. G. Röth

Buch- und Kunstantiquariat
Pfarrstraße 21, 7000 Stuttgart 1
Tel. (0711) 24 18 52 u. 24 18 73

Das repräsentative Buch-Geschenk

Dieser eindrucksvolle Bild- und Textband ist in Zusammenarbeit mit dem Bezirk Schwaben entstanden. In hervorragender Darstellung wird hier Bayerisch-Schwaben in seiner Gesamtheit gezeigt. Namhafte Autoren aus Publizistik und Wissenschaft führen den Leser von der frühen Geschichte bis in die jüngste Gegenwart.

Am Beispiel der vielseitigen Wirtschaft wird gerade auch die innovative Entwicklung des Bezirks aufgezeigt.

Die brillante Druckqualität und das reichhaltige, überwiegend vierfarbige Bildmaterial machen diesen Band zu einem wertvollen und attraktiven Geschenk-Buch.

NEU



Bayerisch-Schwaben
Schönes Land zwischen
Ries und Bodensee
Format: 24 x 27,5 cm;
312 Seiten mit
122 vierfarb. und
84 s/w Abb.;
in Leinen gebunden,
vierfarbiger
Schutzumschlag
DM 49,80

Es gibt kein vergleichbares Werk über Bayerisch-Schwaben. Sie erhalten diesen überzeugenden Bild- und Textband über Ihre Buchhandlung oder direkt über den Verlag.



Stadler Verlagsgesellschaft mbH
Wollmatinger Straße 22 · 7750 Konstanz
Tel. 075 31 / 5 40 27 · Fax 075 31 / 5 62 20

Am besten bestellen Sie noch heute!

Rückgabe in einwandfreiem Zustand innerhalb von 14 Tagen möglich. ✂

JA, ich/wir bestelle(n) das Buch
BAYERISCH-SCHWABEN. Bitte senden Sie mir/uns

_____ Exemplare zum Einzelpreis von DM 49,80
plus Versandkosten

Name/Firma _____

Straße _____

(PLZ)+Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Muß ein Denkmal immer genutzt werden?

(STZ). Bei aller Zuwendung, die die Denkmalpflege durch Politiker und Öffentlichkeit in den letzten Jahren erfährt, steht sie am Beginn der neunziger Jahre vor einem handfesten Problem. Es heißt Wohnungsnot oder Wohnungsbeschaffung. Seit das Stuttgarter Innenministerium dazu kürzlich ein Schreiben herausgab, neuen Wohnraum möglicherweise in leeren Speichern alter Häuser zu schaffen, sehen sich die Denkmalpfleger massivem Druck ausgesetzt. Wie Landeskonservator Franz Meckes auf dem Denkmaltag in Villingen-Schwenningen erklärte, mehren sich die Proteste von Bürgermeistern bei Innenministerium und Regierungspräsidien über die restriktive Haltung der Konservatoren. Doch die sogenannte Übernutzung eines Denkmals, das war eine der Grunderkenntnisse der Villingener Tagung, schaden dem Gebäude mehr als gar keine Nutzung. Vor diesem Hintergrund ist auch das neue Denkmalsicherungsprogramm der Landesregierung zu sehen, das noch entsprechend ausformuliert werden soll, um einen Mißbrauch und die Gefahr der Übernutzung zu verhindern.

An verschiedenen Beispielen machte Franz Meckes deutlich, daß eine Denkmalrestaurierung in den meisten Fällen zu mehr oder minder starkem Substanz- und Geschichtsverlust führt. Der ist aber nun zwangsläufig gegeben, wenn Jahrhunderte später in das Gebäude eingegriffen wird – die Frage dabei ist nur die der Intensität, der Rigorosität oder einfach der Schicklichkeit. Daß aber auch schonende Eingriffe möglich sind, dafür gibt es glücklicherweise ebenfalls Beispiele. Gleichwohl, das Ergebnis ist nicht mehr das Original, was übrigens auch auf die Gemälde-restaurierung zutrifft.

Anhand bauphysikalischer Zusammenhänge machte Meckes klar, wie sich Physik und Statik durch eine massive Nutzung ändern. Viele hundert Jahre überdauerten diese Speicher, weil sie gut durchlüftet waren und Feuchtigkeit oder Schnee schnell wieder trockneten. Außerdem sind

die Holzkonstruktionen nur zum Dachziegelhalten gefertigt worden. Mit einer neuen Statik und Nutzung sind Folgeschäden aber bereits programmiert. Als sinnfälliges Beispiel dazu diente Meckes das ehemalige Villingener Franziskanerkloster, seit acht Jahren Konzerthaus. In Unkenntnis der historischen Dachkonstruktion und im Streben der Hochbauverwaltung nach Perfektionismus, wurden die alten Gewerke dermaßen verstümmelt und mit Eisen und Beton verstärkt, daß das Gewicht heute schon seine sichtbaren Spuren an dem Gebäude hinterläßt. Dieser Schaden wird sich in ein paar Jahren nur mit Millionenaufwand beheben lassen.

Überhaupt stellte sich für den Landeskonservator die Frage, ob in einer neuen Ära der Denkmalpflege dem Restaurierungs-Perfektionismus nicht rigoros abgeschworen werden sollte. Plausibel wurde der Gedanke bei den meist gelungenen und schönen Erneuerungen der vielen Synagogen im Land. Eine weitere Sanierung steht an, nämlich in Baisingen bei Rottenburg.

Ökologische Bilanz der Flurbereinigung

(Umi) Zum Abschluß der Flurbereinigungsmaßnahme Plauelrain in Durbach (Ortenaukreis) war der baden-württembergische Minister für Ländlichen Raum, Gerhard Weiser, zu Gast in der Weinbaugemeinde nahe Offenburg. Bei der Veranstaltung am 1. September 1990 nutzte der Minister die Gelegenheit zu einer umfassenden Darstellung der Leistungen des Landes im Rahmen der Flurbereinigung. Weiser bezeichnete dabei die Flurbereinigung als eine «Daueraufgabe» und hob hervor, daß die ökologische Bilanz der Maßnahmen insbesondere in den letzten Jahren «ausgezeichnet» sei. Das Land habe aus Fehlern der Flurbereinigungen in den 50er, 60er und 70er Jahren gelernt, Kriterien zur Umweltverträglichkeit von Flurbereinigungen entwickelt und diese Kriterien konsequent umgesetzt.

Derzeit sind landesweit 603 Flurbereinigungsverfahren auf etwa 600 000 Hektar Fläche in Bearbeitung. Dabei sind rund 300 000 Teilnehmer beteiligt, wobei die Verfahren in den allermeisten Fällen im Konsens der Betroffenen sowie unter Interessenausgleich der verschiedenen Belange erfolgreich verlaufen. Selbstverständlich bedeute Flurbereinigung immer auch Arbeitserleichterung für die Landwirtschaft –, sie bedeute jedoch heute mehr denn je umweltgerechte Gestaltung und Weiterentwicklung von Landschaft. Seit 1985 wurden z. B. 140 Kilometer Wander- und Spazierwege im Rahmen von Flurbereinigungsverfahren geschaffen, zwischen 1985 und 1989 fast 115 000 Bäume und mehr als 470 000 Sträucher im Zuge dieser Verfahren neu angepflanzt. Auf 44 Hektar Fläche entstanden im gleichen Zeitraum 240 Seen, Teiche und Weiher. Maßnahmen zur Erosionsverminderung und naturnahen Wasserrückhaltung wurden entwickelt und umgesetzt, allein 1989 37 Kilometer Wasserläufe in Flurbereinigungen ausgewiesen.

Als logische Folge dieser Entwicklung der Flurbereinigungen zu Maßnahmen ökologischer wie wirtschaftlicher Verbesserung wurde in diesem Jahr die obligatorische Umweltverträglichkeitsprüfung für alle Wege- und Gewässerpläne bei Flurbereinigungen neu eingeführt. Für 244 Gemarkungen bestehen mittlerweile Biotopvernetzungs-konzepte bzw. sind solche in Vorbereitung, wobei hierbei die Flurbereinigung einen starken Anteil hat. 1980 begann Baden-Württemberg als erstes Bundesland mit der modellhaften Vernetzung von Biotopen, zwischen 1984 und 1988 wurden hierfür ca. 5,6 Millionen DM an Zuschüssen bezahlt. In den Jahren 1989 und 1990 weist der Landeshaushalt jeweils vier Millionen DM pro Jahr für entsprechende Maßnahmen aus.

Um «keine Fehlentwicklungen zu ermöglichen und sich möglicherweise abzeichnenden Entwicklungen entgegenzutreten», stimmte der Gemeinderat geschlossen für die Satzung.



Stark mit der Stuttgarter

Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.
Zum Beispiel die Absicherung der Familie
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.
Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,
die besondere Lebensversicherung von
der Stuttgarter.
Prüfen Sie die Leistungsstärke der
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name _____

Straße _____

Ort _____

Tel. _____

An die Stuttgarter Lebensversicherung a. G. Scho
Olgastraße 80, 7000 Stuttgart 1

Nach 205 Jahren: Endgültiges Grab

(epd) – Der Preußenkönig Friedrich der Große starb am 17. August 1786. Wenn sich sein Todestag am 17. August 1991 zum 205. Mal jährt, wird der Sarg des Königs aus der evangelischen Christuskapelle der Burg Hohenzollern nach Potsdam überführt und dort beigesetzt. Diesen Termin nannte Prinz Louis Ferdinand von Preußen. 205 Jahre nach seinem Tod werde damit der Bestattungswunsch Friedrichs erstmals erfüllt, sagte der Chef des Geamthauses.

Auf der im vergangenen Jahrhundert neu erbauten Burg Hohenzollern bei Hechingen stehen seit 1952 die Marmor- und Zinksärge der Preußenkönige Friedrich Wilhelm I. (1688 bis 1740, König ab 1712) und der seines Sohnes Friedrich II. (1712 bis 1786, König ab 1740). Schon als sie dorthin gekommen waren, hatte Prinz Louis Ferdinand Prinz von Preußen erklärt, daß damit lediglich eine «vorübergehende Lösung» gefunden worden sei. Wenn Deutschland einmal in Frieden und Freiheit vereinigt sei, würden die Särge wieder nach Preußen kommen. Diese Grundsatzklärung kann nun in die Tat umgesetzt werden.

Die Särge von Friedrich dem Großen (König von 1740 bis 1786) und seinem Vater Friedrich Wilhelm I. (König von 1713 bis 1740) – der als «Soldatenkönig» bekannt ist – wurden nach ihrem Tod in der Garnisonskirche in Potsdam aufgestellt, 1943 aber wegen der zunehmenden Bombenangriffe ins Salzbergwerk Bernterode in Thüringen ausgelagert. Von dort brachte sie die amerikanische Besatzungsmacht 1945 in die evangelische Elisabethenkirche Marburg, 1952 kamen beide Särge auf die Burg Hohenzollern. Die Vereinigung bringt nun die Möglichkeit, die Särge wieder ins frühere Preußen zu bringen. Allerdings wurde die Garnisonskirche in Potsdam, wo sie früher standen, in den sechziger Jahren auf Befehl der damaligen DDR-Regierung gesprengt. Der Sarg von Friedrich Wilhelm I. soll deshalb seine künftige Ruhestätte in der Hohenzollerngruft des Berliner Domes erhalten. Dagegen soll der

Sarg Friedrichs des Großen in das Schloß Sanssouci bei Berlin kommen, dorthin, wo Friedrich auch selbst bestattet werden wollte.

Wenn nun auch der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und sein bedeutender Sohn Friedrich der Große in absehbarer Zeit heimkehren, so bleibt der letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. – ebenfalls ein Hohenzoller – doch noch weiter im niederländischen Exil begraben. Der 1918 in die Niederlande geflüchtete und am 4. Juni 1941 dort verstorbene Monarch hatte testamentarisch verfügt, daß sein Sarg erst dann wieder nach Berlin kommen dürfe, wenn Deutschland wieder ein Kaiserreich sein würde.

«Goldener Nagel» markiert Zeitgrenze im Jura-Gestein

(STZ) Geologen aus zehn Ländern legten bei Albstadt ein international verbindliches «Richtprofil» innerhalb der Schichtenfolge des Jura fest. Im Rahmen einer kleinen Zeremonie im städtischen «Museum im Kräuterkasten» markierten die Wissenschaftler mit einem «goldenen Nagel» an einer nachgebauten Gesteinswand symbolisch jene Ebene, mit der künftig überall das Callovium anfängt. Dabei handelt es sich um einen speziellen Abschnitt der Jura-Zeit, die vor 190 Millionen Jahren begann und vor 135 Millionen Jahren endete. Europa war damals größtenteils von einem Meer bedeckt, dessen Ablagerungen heute die Schwäbische Alb bilden und zahlreiche Versteinerungen enthalten. Im Gebiet von Albstadt ist das Callovium, wie Forscher des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart in jahrelanger Vorarbeit herausfanden, besonders vollständig und fossilreich ausgebildet. Um das Richtprofil festzulegen, bedarf es eines förmlichen Beschlusses der Callovium-Arbeitsgruppe innerhalb der Internationalen Jura-Subkommission. Die Geologen und Paläontologen, die sich mit der Gliederung und Altersdatierung befaßten, kamen auf Einladung des Museums nach Baden-Württemberg.

600. Naturschutzgebiet vorgestellt

(lsw) – Als 600. Naturschutzgebiet in Baden-Württemberg hat Umweltminister Erwin Vetter das Naturschutzgebiet Haigergrund bei Tauberbischofsheim vorgestellt. Vetter sagte in Königheim, sein Ziel sei es, für jeden Hektar Landverbrauch und Flächenversiegelung mindestens einen Hektar Naturschutzgebiet auszuweisen. Der Umweltminister bezifferte den Flächenverbrauch durch Bebauung in Baden-Württemberg auf neun Hektar pro Tag. Bis zum Jahr 2000 wolle er die unter Naturschutz stehende Fläche wesentlich ausweiten. Zur Zeit stünden rund 1,13 Prozent der Landesfläche unter Naturschutz.

Schutz der Natur geht vor Erholungsbedürfnis

(lsw) – Rund drei Viertel aller Bundesbürger (72 Prozent) wünschen, daß es mehr Nationalparks in Deutschland gibt. Nur 17 Prozent der Befragten sprechen sich dafür aus, daß am derzeitigen Bestand von fünf Nationalparks festgehalten wird. Zu diesem Ergebnis kommt eine in Stuttgart veröffentlichte repräsentative Untersuchung des Sample Instituts (Möln) im Auftrag der IBM Deutschland. Dem überwiegenden Teil (79 Prozent) der 2000 befragten Personen ist der Begriff «Nationalpark» geläufig.

Der weitaus bekannteste deutsche Nationalpark ist der Bayerische Wald, den 29 Prozent der Bevölkerung spontan nennen. Nur wenigen ist der Nationalpark Berchtesgaden geläufig (sechs Prozent) und die drei norddeutschen Wattenmeere werden sogar noch seltener genannt. Zwei Drittel der Bevölkerung (65 Prozent) sehen als wichtigste Aufgabe der Nationalparks den Schutz seltener Tiere. Ebenfalls für ganz wesentlich wird die Aufgabe betrachtet, zur Erhaltung der Natur ohne Einfluß des Menschen beizutragen (59 Prozent). Die Erholung des Menschen rangiert mit 33 Prozent abgeschlagen an dritter Position.

Denkmalsicherungsprogramm in Vorbereitung

(lsw) Denkmalpflege wird in Baden-Württemberg weiterhin groß geschrieben. Innenminister Dietmar Schlee kündigte auf dem vierten Landesdenkmaltag in Villingen-Schwenningen ein Sonderförderprogramm auch für die 90er Jahre an. In den 80er Jahren ist nach seinen Angaben mit Hilfe verschiedener Förderprogramme sowie der Verdoppelung der Staatshaushaltsmittel für die Denkmalpflege auf neuerdings 115 Millionen Mark wesentliches zur «Erhaltung der Kulturlandschaft in ihrer ganzen Breite und Vielfalt» geschehen. Die Aufmerksamkeit gelte unverändert nicht nur herausragenden Denkmälern wie Klosterbauten, Burgen und Schlössern, sondern auch den weniger auffälligen, aber für die Identifikation des Bürgers mit seiner Heimat genauso wichtigen Zeugen der Vergangenheit, erklärte der Minister. Schlee teilte mit, daß das in Aussicht gestellte neue Förderprogramm dazu beitragen soll, besonders gefährdete und funktionslos gewordene Kulturdenkmale zu sichern und gegebenenfalls einer neuen Nutzung zuzuführen.

Diese Synagoge ist arg heruntergekommen und muß gerichtet, vor allem vom Schutt befreit werden. In der Reichskristallnacht wurde sie geschändet und die Täter warfen den Ofen von der Frauenempore in den Betsaal, das Geländer ist an dieser Stelle zerstört, an Decken und Wänden sind noch immer die Spuren des Vandalismus, Einschläge und Gewehrkugeln. Sollte man diese Spuren nicht einfach belassen, fragte Franz Meckes, als wesentliche Aussage über eine Zeit und den Verfall jüdischer Kultur in Deutschland, trüge dies nicht zu einer ganz anderen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit bei.

Denkmalnutzung ist für Professor Wolfgang Stopfel vom Freiburger Denkmalamt ein ziemlich neuer Begriff, durch den Primat der Politik den Konservatoren oktroyiert. Stopfel erinnerte, daß die Nutzung schon immer ein Teil der Denkmaleigenschaft ist. Bei der Suche nach neuer

Verwendung komme es jedoch auf die «Wesensähnlichkeit» an, Denkmalzerstörung werde nach wie vor dadurch betrieben, daß sich vermeintlich keine neuen Nutzungen finden lassen. Doch was ist Nutzung, fragte Stopfel. Ist eine Wallfahrtskapelle etwa genutzt, die nur einmal im Jahr das Tor öffnet? Zahlreiche Gebäude und Kirchen auf den Apenninen sind seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten ohne jegliche Nutzung, und sie stehen doch. Ein Denkmal müsse nicht in jedem Fall genutzt werden, zitierte der Freiburger Konservator, es trage seinen Nutzen in sich.

In der praktischen Denkmalpflege ist die Ideallinie nur selten zu erreichen, aber auch die Frage des Entweder-Oder stellt sich in den seltensten Fällen. Wogegen sich Stopfel vehement wandte, ist die Ausnutzung der Denkmale bis zur Erschöpfung, ihre wirtschaftliche Ausmostung. «Es gibt jedoch objektive Kriterien», sagt er, «an denen man erkennt, ob eine Stadt ein Denkmal haben will oder nicht». Um eine ganz andere Art von Kriterien im Umgang mit Kulturdenkmälern ging es Richard Strobel, der die Inventarisierung in Schwäbisch Gmünd betreibt. Sie ist die gründlichere Form der Listenfassung, mit der die Denkmalbehörde durch Gesetz gezwungen ist, jedes Denkmal im Lande zu erfassen. Die Inventarisierung wurde in Württemberg und Baden bereits im vorigen Jahrhundert begonnen und ließ kaum weiße Flecken auf der Landkarte übrig. Die neuerliche Bestandsaufnahme geht jedoch sehr zögerlich vonstatten, weil zeitraubend, und, wie Strobel erläuterte, das Äußere eines Hauses noch nicht verrät, wie es im Inneren aussieht. Das Inventar, das später meist in einem Buch publiziert wird, hat erzieherischen Charakter und tritt für die bescheideneren Denkmale ein. Es sucht nach dem Alterswert und zeigt dem Konservator stets aufs neue, was alles man ein Denkmal fragen kann.

Sinkendes Grundwasser gefährdet Rathaus

(lsw) – Das vor gut 200 Jahren auf dem Gelände eines früheren Sees gebaute Göppinger Rathaus droht abzusacken. Um zu ermitteln, wie groß die Gefahr ist, beschloß der zuständige Gemeinderatsausschuß, sich durch sechs Bohrungen für 40000 Mark Klarheit zu verschaffen.

Am Rathaus, das unter Denkmalschutz steht, sind zahlreiche Risse und Löcher im Putz festgestellt worden. Auch Fenster sind aus dem Winkel geraten. Das Rathaus steht auf Pfählen aus Eichen- und Tannenholz, die Fundamente sind auf einem Eichenrost gegründet. Konstruktionen dieser Art verfaulen nach Darstellung von Fachleuten, wenn sie über längere Zeit nicht mehr im Grundwasser stehen. Der Grundwasserspiegel im Filstal ist in den vergangenen Jahren ständig gesunken.

«Lichtverschmutzung» bedroht Nachtschwärmer

(lsw) – Auf die Gefährdung nachtaktiver Tierarten durch zunehmende «Lichtverschmutzung» der Umwelt hat der Deutsche Bund für Vogelschutz in Baden-Württemberg hingewiesen. «Die zunehmende Ausleuchtung der freien Landschaft bei Nacht ist völlig unnötig und kann – abgesehen von der Energieverschwendung – im Hinblick auf das Artensterben nicht weiter hingenommen werden», begründete Landesvorsitzender Siegfried Schuster die Herausgabe einer Broschüre mit dem Titel «überbeleuchtet».

Die vom Institut für Ökologie und Artenschutz in Bühl-Vimbuch erarbeitete Broschüre zeigt am Beispiel der Nachtfalter, weshalb und mit welchen Folgen sich Insekten vom Licht anlocken lassen und welche Möglichkeiten es gibt, notwendige Beleuchtungseinrichtungen umweltverträglich zu gestalten. Kommunen und Gewerbebetriebe werden aufgefordert, vorhandene Lichtbelastungen zu reduzieren und bei Bauanträgen keine weiteren Lichtemissionen zuzulassen.

Reduzierung der Boote auf dem Bodensee gefordert

(lsw) – Eine drastische Reduzierung der Boote auf dem Bodensee und ein sofortiges Verbot der Zweitaktmotoren haben der Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) und der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) verlangt. Nach Angaben der beiden Organisationen sind zur Zeit mehr als 55000 Boote auf dem See zugelassen. Dies bedeute eine verstärkte Nachfrage nach Liegeplätzen und Hafenerweiterungen. Besorgt beobachteten BUND und DBV außerdem einen «Trend zur Saisonverlängerung», durch den Wasservögel zunehmend auch im Winter gestört würden. Nach Angaben der Naturschutzverbände verschmutzt ein Bootsmotor während einer einstündigen Laufzeit 68000 Liter Trinkwasser mit Kohlenwasserstoffen.

Schwarzwaldwinter ohne Schnee?

(lsw) – Schneesichere Winter sind im Schwarzwald nicht mehr garantiert. Aus ersten Ergebnissen einer laufenden Untersuchung zieht das Wetteramt Freiburg den Schluß, daß in dem südwestdeutschen Mittelgebirge zunehmend häufiger mit schneearmen Wintern zu rechnen ist, dazwischen aber auch einige mit sehr viel Schnee zu erwarten sind. «Die Extreme nehmen zu», faßte Wetteramtsleiter Bernd Rudolph den bisherigen Untersuchungsstand zusammen. Auslöser der Wetteramtstudie, die im Laufe dieses Jahres abgeschlossen werden soll, waren die vergangenen drei fast schneelosen Schwarzwaldwinter, die es in dieser Häufung seit mindestens 700 Jahren nicht mehr gegeben haben soll. Für die vergangenen 40 Jahre stellte das Wetteramt fest, daß zunächst die Zahl der für den Skisport unerläßlichen «Schneedeckentage» zunahm, und zwar im statistischen Mittel – bezogen auf den knapp 1500 Meter hohen Feldberg – alle fünf Jahre um einen Tag, so daß sich bis zur Mitte der 70er Jahre die Schneesaison um acht Tage

verlängert hatte. Als Knickstelle erkannten die Meteorologen das Jahr 1977. Seitdem falle im Winter im Schwarzwald weniger Schnee. Über die Ursachen kann das Wetteramt, das sich bei der Untersuchung wesentlich auf Erkenntnisse der Hamburger Weltklimakonferenz des vergangenen Jahres stützt, vorerst nichts sagen. Ob der vieldiskutierte Treibhauseffekt im Spiel ist, «können wir nicht beweisen», erklärte Rudolph. Allerdings sei nicht zu übersehen, daß die Effekte mit diesbezüglichen Erkenntnissen korrespondieren, fügte der Wetteramtsleiter hinzu.

Auf den Spuren von Basileus Sattler

(epd). Der erste evangelische Generalsuperintendent von Braunschweig war ein Schwabe. Basileus Sattler (1549–1624) hat viel dazu beigetragen, im damaligen Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel die Reformation zu festigen. Er war einer jener zahlreichen württembergischen Theologen, die während der Regentschaft von Herzog Christoph (1568 bis 1570) außerhalb des Landes die Sache des Evangeliums kraftvoll vertraten und die das kleine Herzogtum Württemberg zeitweise zum führenden deutschen evangelischen Land machten. Die Lebensgeschichte Sattlers hat Oberkirchenrat i. R. Dr. Hans Ostmann in den «Blättern für württembergische Kirchengeschichte» nachgezeichnet.

Der aus einem armen Elternhaus in Reichenbach/Fils stammende Basileus (Ägidius) Sattler durchlief die Lateinschule Göppingen und die neu errichteten Klosterschulen Adelberg und Maulbronn. Eben zwanzig geworden ging er nach Norddeutschland. Das Herzogtum Braunschweig war bei den jungen württembergischen Theologen damals nicht sehr beliebt, weil «Württemberg ein Weinland, Braunschweig aber ein Bierland» ist. 1569 unterzog er sich zusammen mit fünf weiteren Jung-Theologen in Wolfenbüttel einer Prüfung, bei der ihr schwäbischer Dialekt den Nachwuchs-Pfarrern die

meisten Schwierigkeiten bereitete. Ungeachtet dessen fand Herzog Julius Gefallen an dem aufrechten Basileus Sattler. Der wurde zuerst Diaconus, dann Pastor an der Hauptkirche und schließlich Generalsuperintendent der Diözese Wolfenbüttel. Bereits 1574 wurde der 25jährige als Rat in das Konsistorium berufen, ab 1576 lehrte er – mittlerweile zum Dr. theol. promoviert und Generalsuperintendent in Helmstedt geworden – an der dort neu errichteten Universität als Theologieprofessor. 1586 wurde er Hofprediger, 1589 «oberster Generalsuperintendent» Wolfenbüttels. In diesem Amt, das er 35 Jahre inne hatte, festigte er zielstrebig und energisch die evangelische Prägung des Herzogtums. Sattler galt als scharfer Vertreter der lutherischen Orthodoxie; bis zu seinem Tode behauptete der Geist strengen Luthertums ein eindeutiges Übergewicht in der Landeskirche Braunschweig. Am 9. November 1624 ist Sattler 75jährig gestorben. Er wurde in der Hauptkirche Wolfenbüttel direkt vor der fürstlichen Gruft bestattet. Bis heute ist das Epitaph von Basileus Sattler zu bewundern: «Basileus Sattler, ein Württemberger», habe sich bewährt «wegen seiner ausgezeichneten Gottesfurcht, Aufrichtigkeit, Sittenreinheit, Lehrfähigkeit, ferner wegen seines Ansehens, seines Verstandes und religiösen Eifers».

Oberes Hölzertal wird Naturschutzgebiet

(lsw) – Das Obere Hölzertal in Magstadt wird unter Naturschutz gestellt. Nach Angaben des Stuttgarter Regierungspräsidiums ist das fast 29 Hektar große Gelände der Prototyp einer feuchten Talwiese mit reichen Beständen an gefährdeten Trollblumen und Schilfzonen. Durch Auffüllungen, Entwässerungen und intensive Düngung seien die meisten dieser Wiesen zerstört worden. Der Rückgang vieler Pflanzen- und Tierarten sei die Folge gewesen. Die Behörde betonte, das Tal als Naherholungsgebiet bleibe erhalten. Spaziergänger dürften künftig nur nicht mehr die Wege verlassen.

Ein Weihnachtsgeschenk für 365 Tage –

Ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat

GESCHENK-GUTSCHEIN

über ein Abonnement
für die
Zeitschrift

SCHWÄBISCHE HEIMAT

– 4 Ausgaben –

im Jahre:

1991

von: _____

Ort: _____

für: _____

Ort: _____

Die Geschäftsführung: _____

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND



Charlottenplatz: 17 ● 7000 Stuttgart 1
Telefon: 07 11 / 22 16 38 ● Telefax: 07 11 / 29 34 84

*für Enkel
für Kinder
für Eltern
für gute Freunde
für Tanten und Onkels
für aufmerksame Nachbarn*

● für alle bietet der Schwäbische Heimatbund ein passendes Weihnachtsgeschenk – ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat. Dazu brauchen Sie sich auch nicht in den vorweihnachtlichen Einkaufstrubel zu stürzen – das Geschenk-Abonnement kommt (beinahe) ohne Ihr Zutun ins Haus. Die Zeitschrift Schwäbische Heimat erinnert 365 Tage im Jahr an Ihre gute Geschenk-Idee.

Und so bestellen Sie ein Geschenk-Abonnement:

- Sie bestellen formlos – bitte schriftlich – ein Geschenk-Abonnement beim Schwäbischen Heimatbund.
- Sie nennen uns Ihre Anschrift sowie Name und Anschrift des Beschenkten.
- Sie erhalten vom Schwäbischen Heimatbund einen Geschenkgutschein, den Sie selbst ausfüllen und dem Empfänger überreichen können.
- Mit dem Gutschein geht Ihnen auch die Rechnung für das Geschenk-Abonnement zu. Jährlicher Bezugspreis: DM 35,- inklusive Porto.
- Der von Ihnen Beschenkte erhält für ein ganzes Jahr (4 Ausgaben) kostenlos unsere Zeitschrift Schwäbische Heimat.

Sollten Sie noch Fragen oder besondere Wünsche haben, so wenden Sie sich an die Geschäftsstelle. Wir helfen Ihnen gerne weiter.

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an unsere Geschäftsstelle:

Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638

Klosterökonomie von Mönchsrot restauriert

(STZ) – Über zehn Jahre sind vergangen, seit der nordwestliche Teil der ehemaligen Klosterökonomie von Mönchsrot einem Schwelbrand zum Opfer fiel. Viele Bürger hätten das salpeterzerfressene und verfallene Gebäude gerne abgerissen. Deshalb stellte die Gemeinde den Antrag auf Abbruch, der aber vom Landesdenkmalamt abgelehnt wurde. Entgegen vorgebrachten Befürchtungen habe ein Gutachten ergeben, daß in dem Mauerwerk keine salpeterhaltigen Bestandteile enthalten seien. Bei der Klosterökonomie handle es sich um ein Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung.

Abt Hermann Vogler, der von 1711 bis 1739 amtierte, hatte die großräumige rechteckige Anlage errichten lassen. Als der Komplex im Jahre 1935 von der Württembergischen Landsiedlung erworben wurde, wurden Teile des Ost- und Westflügels abgebrochen. Nachdem die Aufbauarbeiten für den brandgeschädigten Teil und die Sanierung des Gesamtkomplexes in das denkmalpflegerische Schwerpunktprogramm des Landes und in das Landesdenkmal-Nutzungsprogramm aufgenommen wurden und damit respektable Zuschüsse zu erwarten waren, wurde das Isnyer Architekturbüro Gabler – Morlock – Seitz mit der Planung für Wiederaufbau und Sanierung beauftragt. Nach zweieinhalbjährigen Bau- und Restaurierungsarbeiten konnten die Post und die Kreissparkasse bereits dort einziehen.

Weitere Räume werden dem Bauhof und fünf Vereinen zur Verfügung stehen. In den schmucken, auf der Nordseite mit Freskenornamenten geschmückten Komplex zieht die Gemeindeverwaltung ein. Das bisherige Rathaus wurde an die Norbertusschwester verkauft, die das im ehemaligen Prämonstratenserkloster untergebrachte Jugendhaus St. Norbert betreuen. Unter Berücksichtigung des Verkaufserlöses und der Entschädigung der Württembergischen Gebäudebrandversicherung bleiben an der Gemeinde Rot a. d. Rot etwa zwei Millionen Mark Kosten hängen,

wenn es bei den veranschlagten Gesamtkosten von 8,5 Millionen Mark bleibt.

Die historische Anlage mit Kirche, Kloster, oberem und unterem Tor und Teilen der Klostermauer ist samt der umfangreichen Klosterökonomie der weißen Mönche nahezu vollständig erhalten und restauriert.

Metz-Verlag wird nach Konkurs weitergeführt

(lsw/vwd) – Der im Juni 1990 in Konkurs gegangene Verlag der Gebr. Metz GmbH + Co, Tübingen, wird weitergeführt. Konkursverwalter Dr. Volker Grub, Stuttgart, teilte mit, daß es gelungen sei, Verlagsrechte und die Vorräte an die bisherige Gesellschafterin, die italienische Firma Sogema Marzari, zu veräußern. Marzari werde unter der neugegründeten Gesellschaft Gebr. Metz GmbH mit Sitz in Tübingen die Verlagsgeschäfte fortführen. Die Übernahme erfolgte zum 1. Oktober 1990, die Produktion wurde nicht mit übernommen. Der Maschinenpark wurde am 4. Oktober durch den Hamburger Auktionator Angermann versteigert. Unter anderem kamen fotografische Einrichtungen der Gründerzeit unter den Hammer.

Nicht von Marzari übernommen wird auch das nach Angaben von Grub sehr wertvolle Glasplattenarchiv für Ansichtskarten, das seit 1890 entstanden ist. Die meisten Aufnahmen, vor allem von Burgen, Schlössern und anderen Gebäuden sowie Panoramaaufnahmen von ganzen Ortschaften, stammten aus dem süddeutschen Raum. Metz habe jedoch in früheren Jahren auch Ansichtskarten von außerhalb angekauft, so daß das Archiv auch Aufnahmen von Dresden, Thüringen und Königsberg enthalte.

Großen Seltenheitswert besäßen auch die Aufnahmen aus den ehemaligen deutschen Kolonien oder von den Militärmanövern der Kaiserzeit. Diese Sammlung will Grub, der sie als «landesgeschichtliche Dokumentation von unschätzbarem Wert» bezeichnet, nur geschlossen abgeben. Mit verschiedenen Stellen des Landes Baden-Württemberg werde dar-

über verhandelt. Grub rechnet jedoch damit, daß sich die Verhandlungen aus haushaltsrechtlichen Gründen über einige Monate erstrecken werden.

6000 ha Rheinauenwälder bis 1991 geschützt

(lsw) – Der französische Landwirtschaftsminister Henry Nallet will bis 1991 etwa 6000 Hektar der heute verbliebenen 7400 Hektar Rheinauenwälder im Elsaß unter Schutz stellen lassen. Nallet beteiligte sich zusammen mit Umweltminister Brice Lalonde in Straßburg an einer Konferenz über die Rheinwälder.

Über 40 Bürgermeister von Rheinanliegergemeinden sowie die Vertreter von zehn Umweltschutzvereinigungen nahmen ebenfalls an der dreistündigen Diskussionsrunde teil. Anlaß der Konferenz war die von den Umweltschützern heftig bekämpfte Rodung von 50 Hektar Auenwald bei Marckolsheim, wo eine österreichische Firma für 235 Millionen Mark eine Zitronensäurefabrik errichten will. Nach Angaben Nallets gilt seine Genehmigung für die Rodung des Geländes, wenn innerhalb der nächsten Wochen keine Alternativstandorte für die Anlage gefunden werden. Geprüft würden derzeit zwei Angebote von Gemeinden im Oberelsaß bei Mülhausen und Fessenheim. Unzufrieden mit dem Ergebnis der Konferenz zeigten sich die Mitglieder der regionalen Umweltschutzvereinigung AFRPN. Sie drohten mit einer Besetzung des umstrittenen Waldgebietes bei Marckolsheim, falls es dort zu einer Rodung kommen sollte.

PERSÖNLICHES

Christian Brücker, Rektor i.R. und bis vor kurzem ehrenamtlicher Stadtarchivar in Backnang, konnte seinen 75. Geburtstag feiern. Der Jubilar war einige Jahre Vertrauensmann der Ortsgruppe Winnenden und präsidiert den Weltverband aller donauschwäbischen Landsmannschaften.